334 Bibl. Mont.

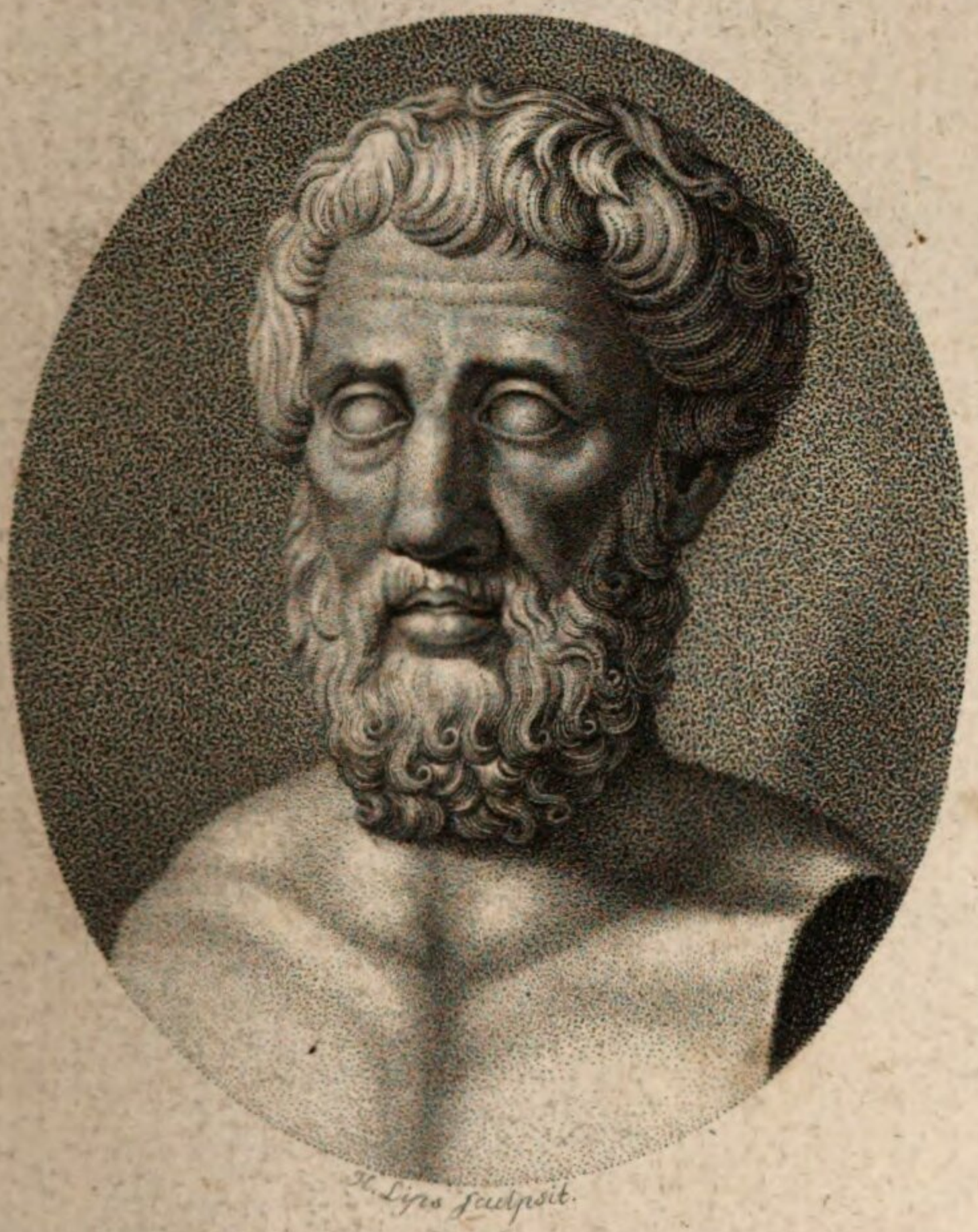
THEOPHRAST'S

CHARACTERSCHILDERUNGEN

uebersetzt und erläutert

von

J. J. HOTTINGER



Vermehrte und verbesserte Ausgabe.

MÜNCHEN, bey M. I. STÖGER, 1810.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Theophrast's

Charakterschilderungen.

Einleitung.

Der Mann, mit welchem ich meine Leser näher bekannt zu machen wünsche, war einer der letzten Sprößlinge aus den schönsten Zeiten Hellenischer Litteratur. Sein Nahme ist Theophrast; und diejenige von seinen Schriften, von welcher hier die Rede seyn wird, besteht in einer interessanten Reihe von Charaktern oder Sittengemählden.

So bald irgend ein Mensch uns von einer Seite merkwürdig wird, so gewinnen wir auch ein Interesse für seine Schicksale, und alles, was seine Person angeht. Daher ist uns die Anonymität eines Buches, das uns lebhaften Genuß verschaft hat, allemahl lästig. Wir schaffen uns selbst ein Bild vom Verfasser; und wenn wir diesem Geschöpf unsrer Phantasie wenigstens Nahmen, und Stand, und Geburtsort zulegen können, so hat es schon mehr befriedigende Individualität. — Ich werde also das Wenige, was von dem Leben meines Helden bekannt ist, kurz erwähnen, wenn gleich die Schrift, um welche es mir einzig zu thun ist, dadurch wenig Licht erhält.

Tyrtamos, (dieß ist sein eigentlicher Nahme) ward im ersten Jahre der sieben und neunzigsten Olympiade, das ist, im dreyhundert und vier und achtzigsten Jahre vor Christus, zu Eresos, auf der Insel Lesbos gebohren. Den ersten Unterricht erhielt er in seiner Vaterstadt von einem gewissen Alkipspos. Von da reiste er nach Athen, und vollendete in dem Hörsale des Platon, und nachher des Aristoteles, der beyden größten Weltweisen Griechenlands, seine Ausbildung. Aristoteles gab ihm bald vor seinen übrigen Schülern den Vorzug, und war von der unnachahmlichen Eleganz und Amönität seiner Sprache so sehr entzückt, daß er ihn zuerst Euphrastos, das heißt, den Wohlberedten, und späterhin Theophrastos, das ist, einen Mann von göttlicher Wohlredenheit nannte.

Als Aristoteles, um den Verfolgungen der Priester zu entgehen, nach Chalkis flüchtete, und seine Schüler ihn bathen, seinen Lehrstuhl selbst mit einem Nachfolger zu bestellen, fiel seine Wahl auf Theophrast. Aulus Gellius hat uns, diese Wahl betreffend, eine Anecdote aufbewahrt, welche erzählt zu werden verdient. Nach ihm erklärte sich Aristoteles weder sogleich noch gerade zu. Es fanden sich unter seinen Schülern mehrere vortreffliche Weltweise: aber vor den übrigen zeichneten sich Menedemos und Theophrast an Genie und Gelehrsamkeit weit aus. Menedemos war aus der Insel Rhodos gebürtig; Theophrast, wie schon gesagt, aus der

Insel Lesbos. Aristoteles fand sich kurz nachher, als ihm jene Bitte vorgetragen worden, mit einigen von seinen Schülern bey einem freundschaftlichen Gastmahle beysammen. Der Wein, sagte er, welcher hier getrunken würde, sey ein wenig herbe, und seiner Gesundheit nicht zuträglich; man mögte ihm ein wenig mildern bringen, etwa von Rhodos oder von Lesbos. Beyde Arten wurden herbeygeschaft. Aristoteles versuchte den Rhodischen zuerst. Wahrhaftig, sprach er, dieß ist ein geistreicher Wein, und dabey auch angenehm. Hierauf kostete er auch den Lesbischen, und sagte: Beyde sind vortrefflich: aber ich bleibe beym Lesbischen; er hat noch mehr Anmuth. Die Schüler verstanden den leisen Wink ihres Meisters, und von dieser Zeit an war Theophrast ihr Lehrer.

Sein Unterricht ward mit so großem Eifer gesucht, daß er bis auf zweytausend Schüler zählte. Auch auffer der Hellas verbreitete sich sein Ruhm. Zwey große Könige, Kassandros von Makedonien, und Ptolemäos von Aegypten, begegneten ihm mit zuvorkommender Achtung. Zu Athen ward er eben so sehr seines edeln, liebenswürdigen Charakters, seiner Wohlthätigkeit, und der Amönität seiner Sitten wegen geliebt, als wegen seiner Talente und Beredsamkeit bewundert. Ein solcher Mann konnte nur zwey Arten von Feinden haben, Staatssophisten und Heuchler. Beyde haben, wiewohl vergeblich, sich an ihm zu reiben versucht. Ein

schlechter Mensch, Nahmens Agnonides, klagte ihn wegen Verachtung der Landesreligion an, und mußte sich am Ende glücklich preisen, selbst mit heiler Haut davon gekommen zu seyn. Ein andrer, mit Nahmen Sophokles, (nicht der berühmte Dichter) setzte einen Vorschlag durch, nach welchem es jedem Philosophen bey Lebensstrafe verbothen seyn sollte, ohne ausdrückliche Erlaubniß des Magistrats und des Volkes, öffentlich zu lehren. Die Weltweisen mußten Athen räumen: aber ein Jahr nachher kamen sie wieder zurück, und Sophokles ward zu einer Geldbuße von fünf Talenten verurtheilt.

Theophrast trat wieder in seine Lehrstelle ein, und behauptete seinen Ruhm bis ans Ende. Er starb in einem ziemlich hohen Alter; und ganz Athen fand sich bey seinem Leichenzuge ein.

Noch eine ihn betreffende Anecdote, welche uns einen hohen Begriff von der Cultur der gemeinen Volksclasse zu Athen giebt, findet sich beym Cicero. Theophrast wollte einst auf dem Kohlmarkte bey einem alten Weibe Obst oder Gemüse einkaufen, und that ein Geboth darauf, welches die Verkäuferin zu gering fand. Mein lieber Fremdling, sagte sie, so kann ich sie nicht geben. Theophrast hatte einen großen Theil seines Lebens zu Athen zugebracht, und glaubte die Sprache mit aller Feinheit und Delicatesse eines gebornen Atheners zu sprechen. Um so viel mehr fand er sich betroffen, von einem Höckerweibe für einen Fremden erkannt zu seyn.

Die Schriften, welche unser Weltweise in grosser Anzahl hinterlassen hat, waren von sehr vielfachem Inhalt. Das Verzeichniß derselben, welches man beym Diogenes von Laerte findet, beläuft sich auf mehr als zweyhundert Artikel. Gesetzt auch, daß mehrere derselben von weniger beträchtlichem Umfang waren, so muß doch die ganze Sammlung von einer Voluminosität gewesen seyn, die ihm unter den größten Polygraphen einen Platz verschafte. Zum wenigsten fand es irgend ein geschäftiger Müssiggänger der Mühe werth, die Zeilen nachzuzählen. Die Zahl derselben stieg, nach dem Berichte des vorhin genannten Diogenes, auf zweymahl hundert und dreyßigtausend, achthundert und acht. Es versteht sich, daß man dabey einen weit größern Maaßstab nehmen muß, als den unsre gedruckten Bücher geben.

Von seinen Schriften sind nur wenige auf unsre Zeiten gekommen. Sie schlagen alle in die Naturgeschichte ein, bis auf die kleine Sammlung von Charakteren, von welcher ich jetzt besonders reden will.

Dieses Werkgen enthält eine Galerie von getreuen Abbildungen fehlerhafter Originale. Ich nenne sie mit Bedacht fehlerhaft, um damit anzuzeigen, daß man hier weder tugendhafte, noch auch im strengen Sinne lasterhafte Charaktere zu suchen habe. Warum keine tugendhafte? Theophrast hat auch diese gezeichnet, aber leider sind sie verloren gegangen; so sagen die einen. Er hat sie zeichnen

wollen, aber vermuthlich diesen Gedanken von selbst wieder aufgegeben, da ohnehin aus den geschilderten Fehlern die entgegengesetzten Tugenden genugsam hervorleuchten; so sagen die anderen. Die eine von diesen Antworten halte ich für unbegründet, und aus dem, was ich über den Vorbericht dieser Charaktersammlung zu sagen habe, wird es sich zeigen, warum ich so denke: die andre halte ich für unbefriedigend, und hier sind meine Gründe.

Wenn Theophrast die Schilderung tugendhafter, oder edler Charakter deßwegen für überflüssig gehalten hätte, weil aus der Ansicht fehlerhafter jene sich von selbst ergeben, so würde er wenigstens zur Hälfte geirrt haben. Fehlerlosigkeit ist nur der erste Schritt zur Tugend, aber noch nicht die Tugend selbst. Diese ist nicht bloß negativ; sie hat auch etwas Positives, wodurch sie erst zur Tugend wird. Wer sich darauf einschränkt, die Gebrechen der menschlichen Natur ins Licht zu setzen, der hat, wenn er dieß auch noch so gut machte, damit noch keinen Schritt über das Negative hinaus gethan. Er kann wohl immer eine lebhafte Abneigung vor dem mit dem Zeichen der Häßlichkeit oder Lächerlichkeit gebrandmarkten Fehler bey mir erregen; aber mit Sehnsucht für die entgegengesetzte Tugend wird er mich so wenig erfüllen, als jemahls irgend ein Sterblicher durch den Anblick individueller Häßlichkeit in eine nicht gesehene Schönheit verliebt geworden ist. Man wende nicht ein, daß sich der

Rückschluß von der Häßlichkeit oder Lächerlichkeit moralischer Gebrechen auf eine verhältnißmäßig große Liebenswürdigkeit der Tugend von selbst ergebe. O! der Schluß freylich! aber gerade mit Schlüssen hat Theophrast hier durchaus nichts zu thun. Er will uns nicht von dem erst überzeugen, was wir auch ohne seine Sittengemählde sehr gut wissen: daß Tugend schön, und Fehler häßlich seyen Er will nicht, daß wir glauben, sondern sehen, und darum hält er uns seinen Zauberspiegel vor. Aber darin sehen wir nur das Schlechte. Daß wir von dem Guten nichts darin sehen, muß also wohl seinen besondern Grund haben.

Diesen Grund müssen wir, wofern ich nicht sehr irre, nirgend anderswo, als in der Natur der Sache selbst, und in dem Wesen der allgemeinen Charakterschilderung suchen. Diese Gattung verträgt sich nur mit Fehlern, und gerade nur mit solchen Fehlern, wie sie Theophrast gewählt hat. Der Zerstreute, der Mißvergnügte, der Knicker, der Prahler, der Feigherzige, der Mißtrauische, der Knauser, u. s. f. zeigen sich durchaus, mehr oder weniger, in einem komischen Lichte. Das Lächerliche folgt ihnen überall auf dem Fuße nach, und hält uns immer in gespannter Erwartung. So oft sie sich anschicken, etwas zu thun, so sind wir gewiß, irgend eine komische Abgeschmacktheit oder Schiefheit zu sehen, und so bald sie den Mund öffnen, so spitzen wir den unsern

zum Lachen. Sie liefern dem scharfen Beobachter eine Menge von Zügen, die uns Schlag auf Schlag überraschen, und ihren Charakter zur lebhaftesten Anschaulichkeit erheben.

Die jenen Fehlern entgegengesetzten Tugenden, und, ich getraue mir es zu sagen, jede sittlich gute Eigenschaft, giebt dem moralischen Portraitmahler keinen Stoff an die Hand, der seine Mühe lohnt. Man versuche es, und stelle zum Beyspiel dem Charakter des Zerstreuten und des Mißvergnügten, welche Theophrast so treffend schildert, ihre Gegenstücke zur Seite. Die Züge seyen aus allem, was uns Erfahrung und Geschichte von Geistesgegenwart und Vergnügsamkeit Schönes und Bewundernswürdiges an die Hand geben, zusammen gewählt: und wir werden uns dadurch kaum erbaut, geschweige unterhalten und gerührt finden. Die allgemeine Schilderung des moralisch Schönen und Guten hat für uns immer zu viel idealisches, um uns genug zu interessieren. Die Tugend muß an eine Handlung geknüpft, in Individualität gekleidet, und psychologisch motiviert seyn, wenn wir an sie glauben sollen. In der Geschichte, im Schauspiel, im Roman, in der Epopöe, wo die Charaktere sich ganz entfalten, kann sie uns unterhalten und entzücken; aber in der allgemeinen Charakterschilderung läßt sie uns allemahl kalt.

Ich halte diese Bemerkung für ausgemacht, und glaube, daß das Beyspiel derjenigen, welche tugend-

hafte Charaktere mit dem möglichst besten Erfolge geschildert haben, sie eher bestätigen, als widerlegen werde. Nichts ist langweiliger, uninteressanter, ermüdender, als solche Schilderungen. Man muß gerade in der Stimmung seyn, sich erbauen zu wollen, um sie aushalten zu können; und man muß sehr willig seyn, sich erbauen zu lassen, um die Erbauung da finden zu können, wo der Geist keinen Genuß findet. Ich tadle die gute Absicht nicht, nur die unglückliche Wahl der Mittel kann ich nicht loben.

Was der declamatorische Seneca zum Lobe solcher Schilderungen sagt, ist mir nicht unbekannt. Aber ich glaube auch einzusehen, daß alles, was er darüber sagt, mehr schön declamiert, als durchdacht und mit Ueberlegung geschrieben sey. Man zeige uns, heißt es, die Tugend in Mustern, und sie wird Nachahmer finden. Ja wohl in Mustern, das heißt in Charakteren und Handlungen, wie sie der Geschichtschreiber entwickelt, oder der Dichter sie sich entwickeln läßt: aber nicht in matten, Chrienmäßigen Schilderungen, wie sie Seneka zu wünschen scheint — er, welcher im Grunde selber so wenig weiß, was er eigentlich will, daß er das eine Mahl in der schönen Beschreibung, welche Virgil von einem edeln Pferde macht, nicht nur den Helden im Allgemeinen, sondern den edeln Cato selbst, wie er leibte und lebte, findet, und die Anwendung einzelner Züge auf ihn bis zum

Lächerlichen und Abgeschmackten treibt, und hinwieder bald von individuellen und historischen Charakteren und Charakterzügen eines Cato, Lälius, und Tubero spricht, mit welchen die allgemeine Charakterschilderung nichts zu thun hat.

Wenn das Gesagte seine Richtigkeit hat, so ist es allerdings billiger, zu glauben, daß Theophrast absichtlich keine solche Charaktere geschrieben habe, als daß sie von ihm geschrieben worden, aber verloren gegangen seyen — wenigstens so lange billiger, als das Gegentheil noch nicht erwiesen ist.

Daß Theophrast eben so wenig durchaus böse und lasterhafte Charaktere habe schildern wollen, (ich lasse eine oder zwey Ausnahmen gelten, bey denen jedoch das Moralischhäßliche mit einer ziemlichen Dosis des Lächerlichen versetzt ist) das lehrt der Augenschein: und auch dabey vermuthe ich einen besondern Grund. Wenn in solchen kurzen und allgemeinen Schilderungen die Tugend uns nicht genug interessiert, so wirkt hingegen das Laster allzu widrig auf uns. Es erregt einen reinen Abscheu, der durch keine beygemischten angenehmen Empfindungen oder Vorstellungen gemildert wird, und dessen Hervorbringung durch keinen guten Zweck sich rechtfertigen läßt. Wer die Seele mit Trübsinn umwölken, und das Herz durch Menschenhaß vergiften will, der erreicht auf diesem Wege seine Absicht am leichtesten. Die Charakterschilderung zeigt uns nur Gesinnungen und Thaten, aber die geheimen Gründe

und verborgnen Triebräder, wodurch jene sich bilden und diese zur Wirklichkeit kommen, und bey deren Einsicht erst das begreiflich wird, was es ohne dieselbe nicht scheint, alles dieses kann sie uns nicht zeigen. Es ist also billig, daß sie wirklich böse und lasterhafte Charaktere dem Drama und andern Gattungen abtrete, bey welchen jene Entwicklung Statt findet, wodurch die Darstellung erst nützlich und lehrreich wird.

Es würde mich zu weit führen, wenn ich diese flüchtig hingeworfnen Gedanken vollständig entwickeln wollte: allein ich glaube, daß diese kurzen Winke zu meinem Zwecke schon hinreichen.

Aus dem Gesagten ergiebt sich also, daß die Charakterschilderung sich eigentlich auf fehlerhafte Charaktere einschränken müsse. Ihr Zweck geht auf die kurze Darstellung irgend einer sittlichen Unvollkommenheit. Diese moralische Unvollkommenheit darf weder allzu wichtig, noch in ihren Folgen schrecklich seyn; weil sie sonst nichts als reines Mißvergnügen bewirken würde, welches niemahls der Zweck von irgend einem Werke der Kunst seyn soll. Sie darf aber auch nicht ganz unbedeutend seyn, weil in diesem Falle die Schilderung allzu flach ausfallen, und uns nicht genug interessieren würde. Es findet demnach auch unter bloß fehlerhaften Charakteren eine Auswahl Statt. Für diese Gattung taugen nur solche, welche etwas Hervorstechendes haben, wodurch sie im Gemählde gehoben

werden können. Dieses Hervorstechende findet sich einzig in einem überraschenden Contraste, woraus das Lächerliche entspringt. Kurz, die Charakterschilderung bemengt sich weder mit Bösewichtern, noch mit schwachen Menschen. Jene verdienen unsern Haß, diese unser Mitleiden; und weder die einen noch die andern können uns hinlänglich interessieren. Sie hat es eigentlich mit Narren zu thun, welche durch ihre Lächerlichkeit eben so unterhaltend als abschreckend für uns werden können.

Man durchgehe die ganze Galerie moralischer Schilderungen, welche von Theophrast auf uns gekommen sind, und man wird meine Bemerkung bestätigt finden. Allenthalben wird man auf Narren, nirgends auf einen moralischen Schwächling, noch auf einen Bösewicht treffen. Zwar erinnere ich mich, bereits zwey Ausnahmen anerkannt zu haben. Die eine betrifft den argen Schalk, die andre den Ehrlosen, zu welchem der Schamlose ein würdiges Seitenstück biethet. Aber diese Ausnahmen stoßen meine Behauptung nicht um, weil ich sie bloß zur Hälfte anerkennen kann. Jene ehrlichen Männer insgesammt haben mehr als Eine Seite. Sie sind bey den Narren so gut wie bey den Schurken zünftig.

Man würde irren, wenn man glaubte, daß dieses immer der Fall sey. Der Lasterhafte ist zwar immer ein Thor, weil er sein Glück da sucht, wo es weder ein vernünftiger, noch ein guter Mensch

suchen kann. Dieß setzt eine Verwirrung der Begriffe, und eine noch größere Verkehrtheit des Herzens voraus, welche gewöhnlich nichts weniger als lächerlich ist. Hingegen ist der Lasterhafte nicht nothwendig auch ein Narr. Denn das Kennzeichen der Narrheit ist eine Schiefheit der Seele, welche sich nicht bloß durch unrichtige, sondern mit den Gegenständen selbst wunderbar contrastierende Vorstellungen, nicht bloß durch eine gefehlte Wahl des Zweckes und der Mittel, sondern vorzüglich durch ein seltsames Mißverhältniß der einen zu den andern äussert. In diesem Contraste liegt, wie ich vorhin sagte, das Lächerliche. Also ist der Thor immer verachtungswerth, der Narr lächerlich; der Lasterhafte immer verachtungs- und hassenswerth zugleich, zuweilen auch lächerlich dazu.

Diesem zufolge können jene vorerwähnten Ausnahmen mich wohl bewegen, meinen Satz anders zu modifizieren, nicht aber ihn aufzugeben. Das Laster kann nähmlich in so fern ein Gegenstand der Charakterschilderung werden, als es sich mit der Narrheit amalgamiert. Alsdann ist es nicht bloß hassenswürdig, es wird auch lächerlich: und hauptsächlich von dieser Seite gezeigt, erregt es eine vermischte Empfindung, worin das Angenehme überschlägt *).

*) Was ich bis dahin von der allgemeinen Charakterschilderung gesagt habe, das alles findet auch seine Anwendung bey dem Lustspiel. Aristoteles (Poet. c. 6. Ed.

Ich glaube, daß es ein günstiges Vorurtheil für meine Theorie erregen könne, daß sie durch die Praxis eines so großen Meisters wie Theophrast bestätigt wird. Zwar, um aufrichtig zu reden, ist es eben die letztere, welche mich auf die erstere geleitet hat. Wenn ein großer Künstler etwas, das auch anders gemacht werden könnte, gerade so und nicht anders macht, so ist es schon der Mühe werth, ein wenig darüber nachzudenken, warum er es so gemacht habe. Die meisten Theorien sind wohl auf diesem Wege gefunden, und nicht erfunden worden. — Laßt uns den aufgefaßten Faden weiter verfolgen.

Buhl.) setzt dieses in der Nachahmung moralisch fehlerhafter Charaktere, welche nicht lasterhaft, und folglich nicht sittlich häßlich, sondern bloß lächerlich sind. L'expérience (sagt La Harpe in dem Cours de Littérature T. I. p. 70.) a justifié le législateur toutes les fois qu'on a voulu attaquer dans la comédie des vices odieux, plutôt que des travers et des ridicules. L'auteur du *Glorieux* a échoué dans l'*Ingrat*. Ce n'est pas que *Tartuffe* ne le soit, et d'une manière horrible; mais les grimaces de son hypocrisie, et ses expressions dévotes, mêlées à ses entreprises amoureuses, donnent à son rôle une tournure comique, qui en tempère l'atrocité et la bassesse; et c'est le chef-d'œuvre de l'art, de l'avoir rendu théatral. Auf das Lob, welches hier dem Verfasser des Tartüffe ertheilt wird, kann meines Bedünkens auch Theophrast, in Rücksicht der Behandlung jener drey Charaktere, mit vollem Rechte Anspruch machen.

Doch bevor ich weiter gehe, habe ich noch etwas nachzuholen. Gerade jetzt fallen mir noch zwey Ausnahmen bey, der Zerstreute und der Unreinliche. Gehören diese in die Classe der Lasterhaften? Dieß wird wohl niemand behaupten wollen. Und in die Classe der Narren, wenn man die Sache scharf nimmt, gehören sie eben so wenig. Also läge meine Theorie mit einem Mahle danieder? Nun was ist es denn auch! Wenn sie sich nicht halten kann, so mag sie fallen. Doch wer weiß? Vielleicht komme ich abermahl mit einer Beschränkung durch.

Die Zerstreuung ist allerdings ein Fehler, oder vielmehr ein Gebrechen, und zwar mehr der intellectuellen Natur, als der moralischen. Sie besteht in einer augenblicklichen Abwesenheit des Geistes, welche eine bloß flüchtige und unstäte Ansicht der Dinge zum Grunde hat, wobey die Bilder weder lebhaft, noch die Eindrücke tief genug werden können, um sich zu erhalten, oder zu erneuern. Sie hat die meisten Symptomen mit der Narrheit gemein, wiewohl sie wesentlich von ihr verschieden ist. Der Narr handelt abgeschmackt und lächerlich, und ist sich seiner selber dabey bewußt; der Zerstreute spricht und handelt auch so, aber ohne es zu wissen. Zwischen seinen Gesinnungen und Reden, zwischen seinen Handlungen und Absichten entstehen oft die lächerlichsten Contraste. Seine Charakterschilderung kann also sehr interessant ausfallen, und in wie

fern dieser Naturfehler einer Verminderung fähig ist, auch einen moralisch guten Zweck haben. Also kann und darf er geschildert werden, wenn er gleich nur ein Analogum des Narren, und nicht ein Narr ist.

Gesetzt demnach, daß die Narrheit kein wesentliches Requisit zur Charakterschilderung wäre, so ist doch das Lächerliche ein solches. Dabey also bleibt es für ein Mahl.

Allein wie haben wirs mit dem Unreinlichen? Dieser ist weder ein Narr, noch lächerlich, sondern ekelhaft: und doch hat ihn Theophrast geschildert. Mag er doch! Muß er denn immer Recht haben, so sehr er auch Theophrast ist? Dießmahl, wenigstens mit meiner Stimme, nicht. Ich modle meine Theorie willig nach seiner Praxis, so lange diese mit den höhern und allgemeinen Grundsätzen der Kunst sich verträgt. Aber so bald zwischen diesen und jener eine Collision entsteht, so frage ich nicht länger, was er gethan habe, sondern was er hätte thun sollen.

Ich habe nicht erst nöthig, den Beweis zu führen, daß das Ekelhafte, gerade deßwegen, weil es ein reines Mißvergnügen erregt, niemahls ein Gegenstand der Nachahmung werden kann. Lessing hat dieses schon gezeigt. Ich verweise den, der noch einigen Zweifel hat, auf die Charakterschilderung selbst. Der erträglichste Zug, den man darin findet, ist dieser, daß der Unreinliche bey Tische

über die Tafel wegspuckt, und den Mundschenken trifft. Ich nannte ihn den Unreinlichen: allein dieß ist nicht das eigentliche Wort. Dasjenige, welches ich hätte gebrauchen sollen, wird in guter Gesellschaft so wenig ausgesprochen, als der, welchem es zukommt, geduldet. Doch von dieser Schilderung an seinem Orte mehr.

Also noch ein Mahl. Das Lächerliche ist und bleibt ausschliessend der Stoff für die Charakterschilderung, so wie die Narrheit der gewöhnlichste, weil das Lächerliche sich selten ohne diese findet.

Bis dahin habe ich die Sache einzig aus dem ästhetischen Gesichtspuncte betrachtet. Stellen wir uns in den moralischen, so wird es sich zeigen, daß auch dieser die Wahl eines solchen Stoffes rechtfertigen würde, wenn es wirklich eine freye Wahl, und nicht ein unwandelbares Gesetz der Kunst wäre. Ich darf als ausgemacht annehmen, daß der erste Zweck der Charakterschilderung moralische Besserung sey. Diese wird durch kein Mittel leichter und sichrer bewirkt, als durch Aufdeckung und Vorhaltung des Lächerlichen. Man beleuchte einen Fehler, welchen man will, von Seite seiner Häßlichkeit: die Selbstsucht wird ihn schon zu entschuldigen, die Eigenliebe mit einer gefälligen Schminke zu übertünchen, und beyde durch den Vortheil, den sie davon zu ziehen glauben, sich hinlänglich zu trösten wissen. Aber gegen das Lächerliche hält kaum das Phlegma der ruhigsten Selbstgenügsamkeit Stand. Unter Tau-

senden wird man kaum einen einzigen finden, der nicht lieber für unmoralisch, als für einen Narren gehalten seyn wollte. Ob es nicht anders seyn sollte, dieß ist nun nicht die Frage: genug, es ist nun einmahl so. Es gehört schon viel Seelenadel, Stärke des Geistes und Bewußtseyn eignen Werthes dazu, um das Lächerliche ruhig ertragen zu können, das nach uns zielet und nicht trifft; und nur ein Sokrates kann aufstehen und sich zeigen, wenn in der Posse des Aristophanes die Fremden ein Mahl um das andre fragen: Wer ist denn dieser Sokrates?

Dieses Lächerliche also muß der moralische Porträtmahler, wenn er interessieren und wirken will, aus den Fehlern herausheben; er muß es von mehrern Seiten bis zur Vollständigkeit ins Licht setzen: denn erst dadurch wird ein Charakter; er muß es dem Verstand zur lebhaften Anschauung darzustellen wissen: denn so nur wird sein Werk ein Gemählde. Ich werde mich über diese drey Puncte, in wie weit ich es zu richtiger Beurtheilung der Theophrastischen Charaktere für nöthig finde, erklären.

Das Lächerliche leuchtet nicht allemahl unmittelbar aus den Fehlern hervor; es liegt oft tiefer versteckt, und muß durch eine glückliche Wahl der Züge daraus hervorgehoben werden. So fällt, zum Exempel, in dem Charakter des Knickers das Niedrige und Kleinliche, in dem Charakter des Mißvergnügten das Lästige und Unerträgliche zuerst auf,

und überdämmert das Lächerliche. Dieses äussert sich erst in einzelnen Reden und Handlungen, oder in den Folgen derselben, oder in den sie begleitenden Umständen. Wenn der Mißvergnügte bey den Liebkosungen seiner Mätresse, wie bey allem was ihm Angenehmes begegnet, kalt bleibt, so fühlen wir uns dadurch mehr zum Aerger, als zum Lachen gestimmt. Aber so bald er sagt: Nun, das sollte mich auch Wunder nehmen, wenn dirs von Herzen gienge! so fällt auf seine Gesinnungen und sein Betragen so gleich ein komisches Licht. Eben so, wenn er einen wohlgespickten Beutel findet, und dabey in folgende Worte ausbricht: Nein, so glücklich bin ich denn doch niemahls, auch einen Schatz zu finden! — Daß der Knicker sich selber, so viel er nur immer kann, abbricht, ist für uns nichts unerwartetes, und wir werden ihn mehr dafür verachten, als seiner lachen. Aber wenn er sich den Rock viel zu kurz machen, und, um die Haare nicht allzu oft schneiden zu müssen, sich bis auf die Haut rasieren läßt, so ändert die Sache durch die unausbleibliche Folge dieser Handlung auf Ein Mahl ihre Gestalt. Wir sehen ihn schon öffentlich erscheinen, die Gassenjungen nach ihm laufen, und mit Fingern auf ihn weisen; und wir unsrerseits feyern mit Lachen auch nicht. — Der Zerstreute thue etwas, das er nur Ein Mahl durfte, zum zweyten, dritten Mahle. Wenn die Handlung ohne Folgen bleibt,

so werden wir die verlorne Mühe kaum des Lächelns werth finden. Aber man lasse ihn die Suppe zwey bis drey Mahle salzen, und wir werden den Augenblick kaum abwarten können, da er zu Tische sitzt, und nach dem Löffel greift. — Auch die Umstände, welche eine Handlung begleiten, heben oft das Lächerliche nicht wenig. Wenn jemand in seinem sechzigsten Jahre anfängt, sich in Wissenschaften und Künsten zu üben, so liegt freylich schon in dem Contraste des Alters und eines solchen Entschlusses etwas Lächerliches. Allein bey guten Menschen wenigstens überschlägt doch immer die Empfindung des Bedauerns bey einem unnützen Aufwande von Zeit und Anstrengung. Alsdann springt das Lächerliche hervor, wenn dieser Spätling im Lernen beym fröhlichen Trinkgelage, mit dem Becher in der Hand, die auswendig gelernten Lieder absingen will, und ein Mahl über das andre stecken bleibt; oder wenn er, als ein ausgemachter Reuter, wie er meint, kourbetieren will, und vom Pferde abgesetzt wird.

Dieß ist also die Fundgrube, worin der moralische Porträtmahler das Lächerliche zu suchen hat, und, so zu sagen, seine Topik. Allein ohne Witz, Scharfsinn, Feinheit des Gefühles und einen seltnen Beobachtungsgeist ist diese Topik für jeden so gut als verschlossen. Auch der Verstand spielt hier, wie bey jedem Werke der Kunst, eine Hauptrolle. Einer lebhaften Phantasie ist es ein leichtes, seltsame Contraste zu erfinden; aber wenn sie nicht vom

Verstande geleitet wird, so verfehlen ihre Erfindungen die Wahrheit, welche in der Uebereinstimmung mit der Natur des Menschen besteht. Uebersspannte Erdichtungen können wohl durch ihre Abentheuerlichkeit belustigen und Lachen erregen: aber sie fallen größtentheils neben den moralischen Zweck hin, und das Lachen trifft mehr auf den Erfinder, als auf die Erfindung. Theophrast zeigt sich, wie aus den angeführten Zügen erhellet, welche man alle für die seinigen erkennen wird, durchweg als einen feinen Beobachter, und als einen Mann von der schärfsten Beurtheilung. Seine Zeichnungen alle haben das Verdienst der auffallenden Wahrheit, und darum glaubt jeder die Narrheiten seines Zeitalters darin zu erkennen. Und bey dem allgemeinen Gesichtspuncte, in dem er sie aufgenommen hat, ist es auch so. Der Narr ist zu allen Zeiten und bey allen Völkern wesentlich immer derselbe; er erscheint nur in verändertem Costüme.

Ich sagte ferner: das Lächerliche müsse von mehrern Seiten bis zur Vollständigkeit ins Licht gesetzt werden. Ein einziger Zug giebt so wenig einen Charakter, als ein Porträt. Es gehören mehrere Züge dazu, welche ein vollendetes Bild machen. Diese Züge ergeben sich aus den verschiednen Situationen, in welche wir den fehlerhaften Charakter gestellt sehen, und in welchen er wesentlich zwar immer gleich, aber auch immer mit neuen Modificationen erscheint. Wenn Theophrast den Schmeichler aufführt, so zeigt

er ihn an der Seite seines Gönners bald allein, bald in Gesellschaft, bald auf der Straße, bald an der Tafel, und bald im Schauspielhause. Wir sehen ihn bald scherzend, bald ernsthaft, bald in kleinlicher Geschäftigkeit, bald in sclavischer Dienstfertigkeit, und bald in lächerlicher Vertraulichkeit. Er schmeichelt seinem Gönner nicht bloß unmittelbar und in seiner Person, sondern auch in seinem Betragen gegen die Kinder desselben, und in seinen Aeusserungen über Wein, und Gerichte, und Haus, und Garten, und Porträt. Immer erscheint er als Schmeichler; aber meistens, wo nicht immer, in einem neuen Lichte.

Zur Vollständigkeit des Charakters werden also nicht nur mehrere, sondern wesentlich verschiedne Züge erfordert. Das heißt: die einzelnen Züge müssen den Charakter nicht immer von derselben, sondern jeder von einer neuen Seite zeigen, oder die Schilderung ist einseitig und mangelhaft. Eben dasselbe gilt auch in Absicht der Situationen. Sie müssen eigen und neu seyn, und sie sind es nicht, wenn bloß die Scene, oder der Gegenstand der Handlung wechselt, die Handlung selbst aber immer dieselbe bleibt. Nicht alle Schilderungen dieser Sammlung sind in dieser Rücksicht vom Tadel frey. Am wenigsten sind es der Abergläubige, und der Spätling im Lernen. Dieser fängt im sechzigsten Jahre an, die Dichter zu lesen; er lernt von seinem Sohne sich rechts und linksum

schwenken; er übt sich im Reiten, im Fechten, im Pfeilschießen und im Schleudern des Wurfspießes, und damit ist der Charakter zu Ende. Diese fünf bis sechs Züge sind im Grunde nur Ein Zug. Es ist immer das späte Lernen in einer und eben derselben Situation. Denn das Buch, das Pferd, der Degen, der Bogen und der Wurfspieß ändern an der Sache nichts. Diese Charakterschilderung würde das flachste, einförmigste Ding von der Welt seyn, wenn sie nicht durch ein Paar Nebenzüge, welche ich vorhin angeführt habe, ein wenig gehoben würde.

Aus allen den bisher angeführten Beyspielen erhellet bereits auch dasjenige, was ich zuletzt sagte, daß das Lächerliche dem Verstande zur lebhaften Anschauung dargestellt werden müsse. Es ist hier nicht bloß um eine Erweiterung der Definition, oder um die Analysierung eines Begriffes zu thun. Diese ist wohl in psychologischer, nicht aber in moralischer und ästhetischer, Hinsicht befriedigend. Wenn der Charakter zur Schilderung oder zum Gemählde werden soll, (und um moralisch wirksam zu seyn, soll er das allerdings) so müssen die Züge versinnlichet, so muß das Allgemeine durchweg nach dem Besondern und Individuellen hingeleitet werden. Dadurch erst wird das Lächerliche piquant, und oft nicht nur zu einer unmerklichen Verziehung des Mundes, sondern bis zur Erschütterung der Lunge wirksam. Wenn ich sage, „der Zerstreute giebt „oft in seiner Gedankenlosigkeit auf eine traurige

„Bothschaft eine Antwort, die nur zu einer freudi„gen paßt," so wird wohl jeder dieses ungereimt finden: aber bey dieser Allgemeinheit der Bemerkung wird der Contrast noch lange nicht genug ins Lächerliche gesetzt. Wie ganz anders wirkt dieser Zug in demjenigen Lichte, in welches Theophrast ihn gestellt hat? Es kommt jemand, um dem Zerstreuten den Tod eines Freundes anzukündigen, und ihn zugleich zum Leichenbegängnisse zu bitten. Darauf antwortet er, mit trauriger Miene und nassen Augen: Ich gratuliere von Herzen. Ein andrer fragt: „Wie viel Leichen meinst du wohl, „daß man durchs Todtenthor getragen habe?" Der Pinsel, welcher alles nur halb hört, meint es sey die Rede von Geldsäcken, und antwortet: Ich denke wohl, so viel, als wir beyde gerne haben mögten.

Da übrigens bey dieser Art von Gemählden die Lebhaftigkeit der Darstellung das höchste, oder vielmehr das einzige Gesetz ist, so versteht es sich, wie ich denke, von selbst, daß die Kunst des Mahlers sich auch einzig darauf einschränke, und daß er den Pinsel zurückziehen müsse, so bald jene erreicht ist. Man hat die Anlage der Theophrastischen Charaktergemählde etwas trocken und hart finden wollen. Ich selber finde sie nicht anders: aber ich bin weit davon entfernt, ihm dieses als einen Fehler anzurechnen. Es ist wahr, die Züge sind schnell hingeworfen, und folgen rasch auf einander; die Farben

sind eilfertig und ziemlich dick aufgetragen, und zerfliessen nirgends in ein sanftes Colorit; es sind in der That mehr Skizzen als vollendete Gemählde: aber gerade das sollen sie auch. Durch den Zauber der Farbenverflößung darf nur die Schönheit gehoben werden: aber eine Carricatur will mehr gezeichnet als ausgemahlt seyn. Denn hier ist es einzig um Wahrheit, und nicht um Schönheit, zu thun. Wenn die Kunst zu sehr hervorsticht, so zieht sie die Aufmerksamkeit von dem Werke auf den Künstler ab, und schwächt den Effect. Mit dem Schönen verträgt sie sich um ihrer Congruität willen wohl. Die Bewundrung des Künstlers verliert sich in der Bewundrung des Werkes. Aber an einem Fratzengesichte ist die Kunst eine nicht bloß zwecklose, sondern zweckwidrige Verschwendung.

Daß übrigens diese Sammlung von Charakterschilderungen in eben der Gestalt, in welcher wir sie nun besitzen, ursprünglich verfaßt worden sey, daran scheint, bey aller Verschiedenheit der Urtheile über die Echtheit derselben, keiner der frühern Gelehrten gezweifelt zu haben. Vor nicht sehr langer Zeit hat ein deutscher Gelehrter, Herr Sonntag, so viel ich weiß zuerst, die Vermuthung geäussert, daß diese Sittengemählde nicht so wohl ein von Theophrast besonders ausgearbeitetes Werk, als vielmehr eine von fremder Hand veranstaltete Sammlung von Excerpten, aus einer oder mehrern

moralischen Schriften desselben, seyn mögten*). Für diese Meinung hat sich auch Herr Schneider, und schon früher Herr Jakobs, in der Beurtheilung der Ausgabe von Siebenkees, in der allgemeinen Litteratur-Zeitung, erklärt; und von der Richtigkeit derselben habe ich selbst mich durch eine vieljährige, genauere Bekanntschaft mit dieser Sammlung überzeugt.

Es läßt sich sehr leicht begreifen, wie der Moralist auf den Einfall gerathen kann, vorläufig bestimmte, besonders nüanzierte Begriffe, entweder durch detalierte, psychologische Erweiterung dem Verstande zu vollständigerer Einsicht, oder durch ästhetisch-dramatische Behandlung der Imagination zur Anschauung vorzulegen. Auf diesen beyden Wegen entstehen zwey verschiedne Arten von Charaktern: von der erstern sind diejenigen, welche Herr Platner in den zweyten Theil der Aphorismen eingerückt hat: zu denen von der zweyten Art fand Theophrast durch die Ethik seines Lehrers, Aristoteles,

*) Dissertat. in prooem. Charact. Theophr. Lips. 1787. Die Schrift selbst habe ich nie gesehen, und weiß über diesen Punct mehr nicht, als was der gelehrte Coray in seinem discours préliminaire §. 46. sagt: Il soutient que ces *caractères*, quoique écrits par Théophraste, n'ont jamais existé qu'épars dans les différens traités de ce philosophe, et que quelqu'un voulant ensuite les rassembler dans un seul corps d'ouvrage sous le titre de *Caractères moraux*, s'est avisé de les faire précéder d'une préface de sa façon.

den Weg schon ziemlich gebahnt. Manche Stellen dieses Werkes enthalten die ersten Grundlinien zu Charaktern, deren Entwicklung bey einem Genie von etwas regsamerer Phantasie, als des nüchternen Aristoteles, sich so zu sagen von selbst geben mußte.

Bey dieser Voraussetzung lassen sich nun mehrere etwas auffallende Erscheinungen in dem Texte unsers Schriftstellers um so viel leichter erklären. Gewisse, wohl für immer unheilbare Gebrechen desselben, gewisse Ungleichheiten des Ausdruckes, gewisse sehr merklich verschobne Züge, und größere, ganz offenbar am unrechten Orte angebrachte, oder völlig versetzte Stellen, besonders auch die zu zweyen Mahlen vorkommende Abkürzungsformel καὶ τὰ τοιαῦτα (und so weiter), alle diese, und noch andre Unregelmäßigkeiten, welche vielleicht in keiner andern Schrift von so unbeträchtlichem Umfang so häufig zum Vorschein kommen, müssen uns geneigter machen, auf die Hand eines flüchtigen Epitomators, als auf die eines Copisten zu rathen, welcher eine mit Ueberlegung abgefaßte Schrift in fortschreitender Ordnung verfolgte.

Eine neue Bestätigung scheint diese Hypothese durch die den Schilderungen vorangehenden Erklärungen zu erhalten. Die meisten derselben sind so mangelhaft und unbestimmt, so wenig ausschliessend, daß sie kaum einem Anfänger, geschweige einem im Denken so geübten Kopfe, ohne schwere Rüge hingehen dürften. Schwerlich kann man sich der

Vermuthung erwehren, daß eben dieselbe Hand, welche die Auszüge verfertigte, auch diese Erklärungen, theils aus manchen mehr beschreibenden als erklärenden Andeutungen des Textes zusammengestoppelt, theils, wo diese fehlten, auf Gerathewohl hingekleckt habe.

Freylich lassen sich die bisherigen Aeusserungen mit der an der Spitze dieser Sammlung stehenden Vorrede durchaus nicht vereinigen. Allein was ich über diese Vorrede so gleich sagen werde, das wird, wie ich glaube, allen daher entstehenden Zweifel beseitigen.

So bald wir nun annehmen, daß wir nicht eine von Theophrast in dieser Gestalt abgefaßte Schrift, sondern Auszüge, aus einer oder mehrern seiner Schriften, vor uns haben, so dringt sich uns beynahe von selbst der Gedanke auf, daß eben dieselbe Liebhaberey, welche diese Auszüge veranlaßt hat, wohl auch weiter um sich gegriffen, aus andern Quellen geschöpft, und unter dem Schutze eines berühmten Nahmens, verschiedne Erzeugnisse eines nicht Theophrastischen Geistes eingeschwärzt haben könnte. In der That haben schon mehrere Gelehrte die Echtheit verschiedener Stücke dieser Sammlung bezweifelt; und was ich selbst bey genauerer Prüfung in dieser Rücksicht bemerkt zu haben glaube, das wird an dem gehörigen Orte seine Stelle finden.

Theophrast's Charakterschilderungen.

Vorrede.

So oft ich über die Verschiedenheit, welche in den Sitten und dem Charakter der Hellenen, unter einerley Klima, und bey einer durchgehends gleichen Erziehung herrscht, nachgedacht habe, so oft habe ich mich über diese Erscheinung verwundern müssen, und werde vielleicht nie aufhören es zu müssen. In meiner langen Lebenszeit, lieber Polykles! die ich bis auf das neun und neunzigste Jahr gebracht habe, ist das Studium des Menschen mein angelegenes Geschäft gewesen, habe ich mit Leuten von sehr vielen und sehr verschiedenen Arten Umgang gehabt, habe Gute und Böse sorgfältig mit einander verglichen, und fühle mich daher gewisser Maßen gedrungen, die Eigenheiten in dem Betragen der einen und der andern aufzuzeichnen. Ich werde also hier die Charaktere

derselben nach ihren verschiedenen Arten, sammt den Handlungsweisen, wodurch jene sich an den Tag legen, schildern. Dergleichen Denkmahle werden, wie ich mir schmeichle, auf die sittliche Bildung der folgenden Generation einen heilsamen Einfluß haben. Durch solche Muster geleitet, werden unsre Söhne, im Umgange und in ihren Verbindungen, sich an Menschen von dem besten Charakter anschliessen, und ihnen so ähnlich als möglich zu werden trachten. Ich wende mich nun, ohne weitere Umschweife, zur Sache selbst. Dein Geschäft wird es seyn, lieber Polykles, mir auf dem Fuße zu folgen, und die Wahrheit meiner Zeichnungen zu prüfen. Den Anfang werde ich mit der argen Schalkheit machen, und zuvörderst diesen Begriff erklären. Alsdann will ich den Charakter des argen Schalkes zeichnen, und seine Handlungsweise anschaulich machen. Eben dieselbe Methode werde ich auch bey Darstellung der übrigen fehlerhaften Charaktere nach ihren Arten beobachten.

Der Anfang dieses Vorberichtes ist mehrern Auslegern des Theophrast, nicht ohne Grund, ein wenig aufgefallen. „Wie kann, so hieß es, Theo„phrast wohl sagen, daß Griechenland unter einer„ley Klima liege? Freylich wohl, wenn man durch „Klima die Breite, oder die Entfernung vom Pole „verstehen will: nicht aber, wenn es die Tempera„tur der Luft bezeichnen soll, welche in Ländern „von einerley Polhöhe sehr verschieden seyn kann. „Jedermann weiß es ja, daß die Höhe der Länder, „ihre mittägige oder nördliche Lage, die Nähe von „Bergen, Wäldern, Flüssen und Morästen, in Ge„genden von einer unbedeutenden Entfernung, in „dieser Rücksicht einen auffallenden Unterschied be„wirkt. Wem kann es zum Beyspiel einfallen, in „dem gebirgigen Theile der Schweiz eben die Tem„peratur der Luft zu vermuthen, welche man in „den flachern Gegenden derselben findet? So eh„mahls in Griechenland. Attika und Böotien wa„ren in dieser Rücksicht so sehr verschieden, daß „man insgemein das erstere für das Vaterland „der feinsten Geister hielt, und das letztere als den „neblichten Wohnsitz der wohlbeleibten Dummheit „ansah. Athenis tenue coelum, sagt Cicero de „fato 4. ex quo acutiores etiam putantur Attici: „crassum Thebis; itaque pingues Thebani et va„lentes. Platon selbst dankte den Göttern, daß er

„nicht zu Thebä gebohren ward; und doch war es „nur ein paar Meilen von Athen entfernt. — Wie „kann ferner Theophrast sagen, daß bey allen Grie„chen nur eine und eben dieselbe Erziehung Statt „habe, da Athen und Sparta in dieser Rücksicht „so sehr von einander abwichen, als man sichs „nur immer gedenken kann?"

Diese Fragen hat man sich auf mehrere Arten zu beantworten versucht. Casaubon, der gelehrteste und scharfsinnigste Ausleger Theophrast's, schlägt nicht weniger als drey Auswege vor. Entweder man soll annehmen, Theophrast rede nur von der Gleichförmigkeit des Klimas und der Erziehung bey den Griechen, in Rücksicht auf die noch größere Verschiedenheit in Ansehung der Ausländer; oder man soll das, was er von Griechenland und von Griechen sagt, nur von Athen und von den Athenern verstehen; oder endlich, um dieß desto eher zu können, soll man ohne weitere Umstände im Original, Statt Ἑλλάδος, πόλεως, Statt Ἑλλήνων, πολιτῶν lesen. Was den ersten von diesen drey Vorschlägen betrifft, so scheint er mir von einem scharfsinnigen Mann eben nicht scharfsinnig ausgedacht. Wie? Theophrast soll gesagt haben: „Ich kann mich nicht „genug über die Verschiedenheit der Charaktere unter den Griechen verwundern, da die Verschieden„heit in Absicht des Klimas und der Erziehung, „bey einzelnen Gegenden und Staaten Griechen„lands, so auffallend sie auch seyn mag, doch noch

„lange nicht so groß ist, als zwischen Griechenland „und dem Auslande." Das wäre ungefähr so, als wenn ein Arzt sagen wollte: „Ich kann mich „nicht genug darüber verwundern, daß mein Pa„tient am dreytägigen Fieber sterben konnte, da „es doch noch weit gefährlichere Fieber giebt." Um nichts von dem offenbaren Zwang einer solchen Auslegung zu sagen, so sehe ich überhaupt nicht, was damit gewonnen sey. Um Theophrast vor der Verwunderung der Unwissenheit sicher zu stellen, legt sie ihm die Verwunderung der ehrlichen Einfalt in den Mund. — Die beyden letztern Auswege sind nicht viel besser ausgedacht. Wenn es erlaubt ist, einen Schriftsteller anders zu verstehen, als es die Worte mit sich führen, und, ohne die mindeste kritische Wahrscheinlichkeit, anders zu lesen, als in dem Texte geschrieben steht, so kann zuletzt jeder in jedem Buche lesen was er will, oder was er darein zu legen vermag. So könnte aus Naumanns Nimrod, spaßhaften Andenkens, ein sehr unterhaltendes, und in gewisser Rücksicht vortreffliches Gedicht werden, wenn Wieland die kleine Mühe übernehmen wollte, es auf diese Weise zu commentieren und zu emendieren.

Herr Nast will Theophrast lieber entschuldigen als rechtfertigen. Er versteht die Stelle nicht anders als sie verstanden werden muß, und hält die darin liegende Unrichtigkeit für eine natürliche Folge von Schwäche und Erschlaffung des Geistes, welche an

einem neun und neunzigjährigen Greise eben nichts Befremdendes habe. Ich finde gegen die letztere Bemerkung nichts einzuwenden; aber gegen die Richtigkeit ihrer Anwendung auf Theophrast hege ich noch einige Zweifel. Ein Mann, so sollte ich denken, der in seinem neun und neunzigsten Jahre noch solche Charaktere schreibt, welche von so scharfem Beobachtungsgeiste zeugen, und dem so viele Nahmen und Anspielungen auf Personen, Begebenheiten und Gebräuche mit der größten Pünctlichkeit zu Gebothe stehen, sollte doch wohl noch genug Besonnenheit und Erinnerungskraft besitzen, um zu wissen, was damahls jedes Kind in Athen wußte, daß Athener und Spartaner in Absicht auf Staatsverfassung, Grundsätze, Erziehung und Lebensart die wahren Gegenfüßler seyen, und daß man auf fünf Stunden weit von seiner Stadt eine ganz andere Luft athme.

Allein dieß ist noch nicht alles. Die Ausleger Theophrast's haben diese Stelle nur obenhin angesehen. Sie haben einen groben, und in die Augen springenden, Fehler der Unwissenheit darin bemerkt: aber einen noch wichtigern Verstoß gegen alle gesunde und richtige Beurtheilungskraft haben sie nicht wahrgenommen. Der Verfasser des Vorberichtes verwundert sich über die Mannigfaltigkeit von Charakteren, welche er bey den Griechen, unter einerley Klima und bey einer durchgängig gleichen Erziehung, zu bemerken glaubt. Was will er damit

sagen? Vernünftiger Weise doch nichts anders als dieses: daß Klima und Erziehung, so wie noch manche andre Umstände, in dem Charakter eines Volkes einen auffallenden Unterschied bewirken; daß die einen dadurch mehr zu flatterhaftem Frohsinn und leichtsinnigem Wankelmuth, andre mehr zu ernster Ueberlegung, Tiefsinn und fester Gleichmüthigkeit gestimmt werden; daß bey diesen mehr der Verstand, bey jenen mehr die Einbildungskraft, bey einigen die intellectuellen, bey andern die körperlichen Kräfte sich schneller und leichter entwickeln und gedeihen; daß endlich dieser Unterschied des Nationalcharakters an einzelnen Individuen in mehrerm oder minderm Grade sich äussere. — Bis dahin ganz gut. Allein wenn der gute Mann hinzusetzt: Nun haben alle Griechen nur Ein Klima und Eine Erziehung; und doch herrscht unter ihnen eine so große Verschiedenheit der Charaktere: so kommt er, ohne es zu wissen, durch einen ungeheuern Salto mortale von dem Unterschied des nationellen Charakters mit einem Mahle auf den individuellen, wodurch seine Verwunderung zu der einzigen in ihrer Art wird.

Warum denn, lieber Tyrtamos? (oder wie ich dich nennen soll; denn wahrlich Theophrast kann ich dich dieß Mahl nicht nennen) warum sollte unter Einem Klima, und bey Einer Erziehungsart, oder bey einer und eben derselben Temperatur des Nationalcharakters, nicht noch eine unendliche Man-

nigfaltigkeit der individuellen Charaktere Statt finden? War es etwa nur bey den Griechen so, und bey den Persern und Makedoniern anders? Findet man nicht die Grundzüge aller Tugenden und Fehler in jeder Stadt und in jedem Lande? Nur daß sie allenthalben mit der Farbe des nationellen Unterschiedes tingiert sind. Welch eine Verwunderung, daß zu Athen und in Griechenland nicht bloß Neuigkeitenkrämer, sondern auch Prahler, und Stölzlinge, und Knicker, und Schmeichler, und Schälke gedeihen können! O wahrlich, sie hausen durch die ganze Welt zusammen, und kommen unter jedem Himmelsstriche recht gut fort.

Oder sind etwa deine Narren so ganz originelle Narren, daß man glauben sollte, jeder derselben müßte auf besonderm Grund und Boden gewachsen seyn? Nichts weniger. Nicht nur sind sie alle Griechen und Athener, sondern auch Franzosen, und Niederländer, und Deutsche, und Schweitzer. Dein Abergläubiger besprengt sich noch heut zu Tage, so wie ehmals, aus dem Weihkessel. Noch eben so beugt er vor jedem Crucifix, wie ehmals bey jedem Stein am Scheidewege, sein Knie. Was der Knicker zu Athen mit Obolen that, das thut er bey uns mit Schillingen und Groschen. Auch ich habe den Murrkopf etwa über den Stein fluchen gehört, wider welchen er unversehens mit dem Fuße stieß. Noch ein Mahl, lieber Tyrtamos! fast sollte ich glauben, daß du nicht nur deinen Vorbericht träu-

mend geschrieben, sondern auch nicht einmahl die Charakterschilderungen gelesen habest, zu welchen du uns dadurch einführen willst.

Doch davon bald ein mehreres. Vorher habe ich mit dem ehrlichen Manne noch ein kleines Geschäft abzuthun, wobey ich mich selbst ein wenig interessiert fühle. Der Vorredner verspricht nähmlich Charakterschilderungen von guten so wohl, als von bösen Menschen zu liefern: und in der Einleitung habe ich die Vermuthung geäussert, daß Theophrast die erstern weder geschildert habe, noch habe schildern wollen. Wenn nun dieser Vorredner Theophrast heißt, so habe ich offenbar Unrecht.

Doch bevor ich mich nach seinem Nahmen erkundige, frage ich, wo diese Charakterschilderungen tugendhafter Menschen geblieben seyen? und ich hoffe, daß niemand diese Frage für albern erklären werde, als wer sie nicht versteht. Es ist nicht die Frage, welche man bey jedem verlornen Werke des Alterthums thun kann. Wenn von zwey ungleichartigen Hälften einer und eben derselben Schrift die eine Hälfte ganz und gar zu Grunde gegangen, die andre noch vorhanden ist, so sieht die Sache nicht länger einem bloßen Zufall ähnlich; und ich bin berechtigt zu fragen, warum das Schicksal nicht beyde Hälften zerstört; oder warum, wenn es sie trennen wollte, es gerade diese, und nicht jene verschont habe? Nun weiß ich freylich wohl, daß nicht auf jede vernünftige Frage alle Mahl eine befriedigende Antwort

möglich ist: allein die meinige soll niemand in Verlegenheit setzen. Meine Leser wissen es schon, daß ich selber eine Antwort in Bereitschaft habe, nähmlich diese: Es ist damit nichts anders geschehen, als was sich ganz natürlich erwarten ließ. Tugendhafte Charaktere können in der allgemeinen Schilderung nie genug interessieren. Dieß hätte Theophrast wissen sollen; er hätte vorhersehen sollen, daß die bessere Hälfte seines Werkes die schlechtere in Schatten stellen, und verdrängen, wo nicht gar diese jene zugleich mit sich in den Abgrund der Vergessenheit hinunter ziehen würde. Kurz, er hätte dergleichen Charaktere nicht schildern sollen.

Doch ehe ich so etwas von Theophrast sage, sage ich lieber: er hat es nicht gethan. Auch Herr Nast findet das letztere, wiewohl aus einem andern Grunde als ich, nicht unwahrscheinlich, und mir ist jede Hypothese willkommen, bey welcher Theophrast etwas zu gewinnen hat. Er habe, meint Herr Nast, dergleichen Charaktere zwar auch zeichnen wollen, allein diesen Gedanken nachher selbst wieder aufgegeben. Nun kann freylich auch ein einsichtsvoller Mann, wenn er eine Sache noch nicht genug überlegt hat, glauben, daß er etwas thun wolle, das er bey genauerer Prüfung sicherlich nicht thun wird. Die Vorrede selbst verträgt sich mit dieser Hypothese ganz gut. Der Verfasser sagt nicht, daß er seine Charaktere schon gezeichnet habe: er will sie erst zeichnen, und der Ton des ganzen Stückes scheint mir zu bewei-

sen, daß man dieß wirklich nach dem Buchstaben, und nicht bloß als eine grammatische Figur deuten müsse.

Allein gerade dieß ists, was mir an dieser Vorrede besonders mißfällt. Ein kluger Schriftsteller schreibt so wenig eine Vorrede zu einem noch ungeschriebenen Werke, als ein kluger Architect die Thüre in die Angeln legt, ehe er den Bau fertig hat. Denn der kluge Schriftsteller weiß, daß es unmöglich ist, den Gesichtspunct rein und fest zu fixieren, ehe man ihn selber gefunden hat; und daß selten ein Werk zum Vorschein kommt, welches, auch bey dem einfachsten Plane, in der Ausführung sich nicht anders modificierte, als es der Verfasser selbst bey der ersten Anlage glaubte. Wer von seinen Thaten spricht, ehe sie noch geschehen sind, und in der Vorrede ein Mahl über das andre sagt, ich will, ich will, ich will, — in dem suche ich weder einen Philosophen, noch einen Mann von Erfahrung und Weltkenntniß, sondern einen jungen Menschen, der die Feder zum ersten Mahl spitzt, um die Welt in eine neue Gestalt hinein zu schreiben, und der sehr wahrscheinlich sich selber in das Gelächter der Klugen hinein schreiben wird.

Bey dieser Voraussetzung ist also für den guten Theophrast nichts zu gewinnen: vielmehr führt sie ihn aus dem Regen in die Traufe. Ich wenigstens wollte um vieles lieber, daß er mittelmäßige Charakterschilderungen, als eine solche Vorrede geschrieben hätte. Allein sicher hat er sie nicht geschrieben. Der welcher sie geschrieben hat, mag irgend ein

ehrlicher Mönchskopf gewesen seyn, der es kurzweilig fand, sich für den Meister der Galerie auszugeben, worin er auch nicht einmahl mit Ehren den Cicerone spielen konnte.

Ich bin nicht der erste, welcher die Echtheit dieses Stückes bestritten hat. Herr Pastor Sonntag hat es vor mir gethan. Ich kenne seine Schrift bloß aus einer Anführung von Herrn Nast, der seine Gründe scharfsinnig nennt, ohne zu sagen, worauf sie sich beziehen. Wenn es die nähmlichen sind, welche ich angeführt habe, so kann unser unbeabsichtigtes Zusammentreffen die Richtigkeit unsrer Beobachtungen uns gegenseitig verbürgen. Sind es andre, so erhält die Sache dadurch eine neue Bestätigung.

Es ist beynahe überflüssig, noch einer Schwierigkeit zu erwähnen, welche den Auslegern in diesem Vorberichte aufgestoßen ist. Nach demselben soll Theophrast dieses Werkgen in seinem neun und neunzigsten Jahre verfertigt haben, und nach dem Diogenes von Laerte starb er im fünf und achtzigsten. Um beyde in Harmonie zu bringen, haben die Ausleger bald den Vorredner aus dem Diogenes, bald diesen aus jenem verbessern wollen. Sie hätten sich die Mühe ersparen können. Der Vorredner läßt den Theophrast so manches sagen, das er unmöglich gesagt haben kann, daß es uns nicht irre machen darf, wenn er ihn auch noch ein Buch schreiben läßt, nachdem er bereits vierzehn Jahre lang todt ist.

I.

Der arge Schalk.

Die arge Schalkheit läßt sich ungefähr so erklären; daß sie eine arglistige Verstellung im Reden und Handeln sey. — Der arge Schalk ist im Stande, wo ihm einer seiner Feinde aufstößt, sich mit ihm ohne die mindeste Spur von Feindschaft zu unterhalten. Unter Augen spricht er günstig von dem, welchem er heimlich Schlingen legt, und äußert Theilnehmung, wenn ihm etwas Widriges zustößt. — Sagt ihm jemand etwas Böses nach, so entschuldigt er ihn selbst, und spielt darüber den Gleichgültigen. Beschwert man sich in harten Ausdrücken über eine von ihm erlittene Beleidigung, so antwortet er ganz gelassen und ruhig. Wer ihn in einer dringenden Angelegenheit zu sprechen verlangt, den bittet er ein ander Mahl zu kommen. Entweder ist er diesen Augenblick erst nach Hause gekommen, oder es ist schon späte, oder er befindet sich nicht ganz wohl. Willst du ihn um eine Beysteuer, oder um eine Anleihe für einen bedrängten Freund ersuchen, so kann er leider

seine Waaren nicht absetzen; und ist dieß letztere wirklich der Fall, so heißt es, der Handel gehe recht gut. — In der Gesellschaft scheint er nicht zu hören was er hört, nicht zu sehen was er sieht. Soll er sich zu etwas entschließen, so wird er nie sagen was er thun wolle — er will es in Ueberlegung nehmen. Hat er sich aber einmahl geäußert, so weiß er sich hinten nach nicht mehr zu erinnern. In gewissen Fällen sagt er, darüber wolle er sich ein wenig bedenken; in andern, das wisse er nicht; ein ander Mahl, darüber müsse er sich verwundern; und zuweilen, das habe ihn doch wirklich auch schon so bedünken wollen. Ueberhaupt sind ihm folgende und ähnliche Formeln sehr geläufig: Das kann ich nicht glauben — Das ist mir unbegreiflich — Ich erstaune — Ich weiß nicht wie mir geschieht — Der Mann hat gegen mich eine ganz andre Sprache geführt — Das ist doch ein seltsamer Handel! — Geh doch! Du willst mich wohl zum Besten haben — Wie soll ich mir helfen? — Ich kann deine Aufrichtigkeit so wenig, als die Redlichkeit des andern bezweifeln. — Wo du dergleichen schiefgestellte, und auf Schrauben gesetzte Reden höreſt, da sey

ja wohl auf deiner Hut. Etwas schlimmeres läßt sich kaum gedenken. Leute von so zweydeutigem, arglistigem Charakter muß man vorsichtiger meiden als Schlangen.

Um diesen Charakter und einzelne Züge desselben genau zu verstehen, und richtig zu beurtheilen, müssen wir uns weniger an die Ueberschrift, und die vorangestellte Erklärung, als an den Geist und Ton halten, der in dem ganzen Stücke herrscht. Denn die Ueberschrift scheint nicht bestimmt, die Erklärung nicht ausschließend. Jene läßt uns, nach dem griechischen Worte, eine Charakterschilderung der Ironie erwarten, und was uns gegeben wird, ist von dem, was wir Ironie nennen, und was auch der Grieche unter diesem Worte gewöhnlich verstand, nicht wenig verschieden. Man heißt nähmlich insgemein Ironie diejenige Art des feinen Spottes, welche unter der Maske treuherziger Einfalt die Fehler, Inconsequenzen und Schiefheiten der anmaßungsvollen Thorheit lächerlich macht, indem sie gerade das Gegentheil zu thun scheint. Dieß setzt weder ein böses Herz, noch einen schlimmen Zweck voraus, und kann mit so viel Gutmüthigkeit und wahrer Urbanität geschehen, daß selbst der Belachte zum Mitlachen genöthigt wird. Allein diese Art von Ironie, mit welcher die Athener überhaupt

sehr gut umzugehen wußten, und worin Sokrates der größte Meister war, ist hier offenbar nicht gemeint.

Eben so wenig ist die Erklärung befriedigend, welche von diesem Fehler gegeben wird. Sie nennt ihn eine arglistige Verstellung, oder wörtlicher, eine Verstellung im Reden und Handeln, welche einen schlimmen Zweck zum Grunde hat. Allein der schlimmen Zwecke giebt es mancherley, und die Definition umfaßt alle Gattungen bösartiger Verstellung; sie paßt auf den Heuchler so gut wie auf den Gleißner und Schmeichler, und doch ist der beschriebne Charakter keiner von diesen.

Wenn wir dem Geist und Ton der Charakterschilderung selbst, vorzüglich in einigen besonders hervorstechenden Zügen, ein wenig tiefer nachspüren, so wird uns klar werden, daß das Wesen des Charakters zwar weder in der Ueberschrift, noch in der Erklärung, aber doch in beyden zusammengenommen enthalten sey. Die Ueberschrift sagt uns, daß von Ironie, die Erklärung, daß von einer bösartigen Ironie die Rede sey. Es giebt nähmlich eine gewisse Abart von der eigentlichen, echten Ironie, welche eben der Mittel, wodurch jene auf Belehrung und Besserung zielet, sich bedient, um mit andern ihr boshaftes Spiel zu treiben. Dieser Schlag von Leuten kommt zum Glücke nicht allzu häufig vor, und verdiente allerdings in einer Charaktersammlung als ein Cabinetstück von moralischem

Mißwachs aufgestellt zu werden. Es sind eiskalte, pfiffige, verschlagene Schälke, welche eine moralische Lähmung mit sich zur Welt bringen, und für nichts empfindlich sind als für die Ehre, jedem der ihnen aufstößt, eine Nase drehen zu können. Sie halten bald die Maske der Einfalt, bald der offnen Redlichkeit vor, nicht so wohl um desto leichter zu berücken — denn einer solchen Nothhülfe ihres Genies würden sie sich schämen — als um dadurch den auf sie lauernden Gegner zu entwaffnen. Sie lachen von Herzen der gutmüthigen Ehrlichkeit, die sie in der That für redlich hält, und verachten sogar den Klugen für den Zweifel. Die arglose Einfalt zum Narren zu haben, ist für sie eine königliche Lust; dem der sich gescheidt dünkt, ein Bein unterzuschlagen, ihr höchster Ruhm; und ihr größter Triumph, daß sie wissen, jedermann hält sie für Schurken, und niemand darf es ihnen sagen.

Ein solches Stück von Genie ist der Eiron, welchen Theophrast hier aufführt: und dadurch ist, wie mich dünkt, auch die Ueberschrift, wo nicht ganz, doch so ziemlich gerechtfertigt. Die eigentliche Ironie nähmlich, und diese Schalkheit sind kaum anders als in den Zwecken verschieden; die Begriffe selbst fallen in einander. Beyden liegt Schalkslaune zum Grunde; der einen gutmüthige, der andern boshafte. Beyde legen in Worten und Handlungen das Gegentheil von dem vor, was sie empfinden und denken; aber beyde nur zum Scheine, nicht

zur Täuschung. Bey beyden entsteht dadurch ein lächerlicher Contrast, der aber in dem einen Falle mit Vergnügen, in dem andern mit Verwünschung und Aerger gepaart ist.

Aus diesem Gesichtspuncte also müssen wir den hier geschilderten Charakter betrachten. Es ist nicht so sehr der Betrüger, welcher die Verstellung braucht, um sich zu verstecken, und seine Plane desto sicherer anzulegen, und ungehinderter auszuführen, als vielmehr der boshafte Schalk, der jedem seine Ueberlegenheit zu fühlen giebt, und sich nur in so weit verstellt, als er es nöthig findet, um den Gegner sich immer ein paar Schritte weit vom Leibe zu halten. Es würde ihm Leid thun, für etwas anders gehalten zu werden als er ist: aber daß man ihn dafür halten muß, ohne es ihm beweisen zu können; daß er sich so sehr bloß giebt, ohne daß es jemahls möglich wird ihn zu packen, darin sucht er eigentlich seine Größe.

In diesem Lichte betrachtet gehen die Züge dieser Schilderung mehr aus dem flachen Grunde hervor, und das Ganze gewinnt an komischer Kraft und sprechendem Ausdrucke. Ich will es versuchen, einen Theil der Charakterschilderung in dieser Hinsicht ein wenig näher zu beleuchten.

„Unser Eiron unterhält sich mit seinem Feinde, ohne die mindeste Spur von Feindschaft blicken zu lassen.“ Dieß thut er nicht etwa, um durch Verstellung jenen zu hintergehen, sondern im Gegentheil,

um durch seine anscheinende Unbefangenheit ihn seine Verachtung fühlen zu lassen. Er will ihm damit sagen, daß ein Feind, welchen man nicht zu fürchten habe, so gut als kein Feind sey. Nur in so weit ist seine Verstellung ironisch. Wenn sie den Zweck hat, seine Gesinnungen in der That zu verstecken, so ist sie es nicht. — Vielleicht hat er dabey noch die Nebenabsicht, durch die Verlegenheit, worein er jenen setzt, sich eine boshafte Freude zu machen.

Wenn er „demjenigen, welchem er heimlich Schlingen legt, unter Augen Schmeicheleyen sagt," so hat er dabey freylich die Absicht zu täuschen; aber nicht aus Furcht, daß ihm der Streich mißlingen mögte, sondern um desto besser auszuholen. Der Getäuschte soll sich zu nichts Bösem von ihm versehen, damit die Ueberraschung desto größer sey, wenn die angelegte Mine springt. An diesem Gedanken weidet sich der Bösewicht, welcher den Schelm bereits im Busen trägt, schon zum voraus.

„Wenn seinem Feinde etwas Widriges zustößt, wie z. B. der Verlust eines Processes (denn davon ist hier wahrscheinlich die Rede), so bezeugt er ihm mitleidig seine Theilnahme." Ein mauvais plaisant würde an seiner Stelle geradezu Glück wünschen. Aber der Schalk versteht sich besser auf die Ironie. Er weiß, daß eine solche Höflichkeit, beym rechten Manne angebracht, sich leicht durch eine Ohrfeige beantwortet; und darum wählt er eine

Form, bey welcher der Gegner, um sich kein böses Spiel zu machen, sich noch bedanken muß.

„Sagt ihm jemand etwas böses nach, so entschuldigt er ihn selbst." In die gewöhnliche Sprache übersetzt, will dieses so viel sagen: „Wann habe ich mich viel darum bekümmert, was dieser und jener von mir halte? Sprecht immerhin was euch beliebt, ihr Schufte! Ich kenne mich und euch recht gut."

„Wenn ihr euch in harten Ausdrücken über ihn beschweret, so antwortet er ganz gelassen und ruhig." Dieß ist die Natur der Schälke, welche nicht leicht auſſer Fassung zu bringen sind, und keine Beschämung kennen, als wenn ihnen ein Schelmenstreich mißlingt. Ihre moralische Apathie und gänzliche Ehrlosigkeit macht sie des Zornes beynahe unfähig, und kommt ihnen vortrefflich zu Statten, um die Geduld des Gegners zu ermüden, und ihn allmählig so weit zu bringen, daß er zuletzt Prise über sich giebt. Ich habe einen solchen Schalk gekannt, der von jemandem die bittersten Vorwürfe, in einem Tone und Inhalt, den kein Mann von Ehre an sich kommen läßt, mit der größten Ruhe abhörte. Statt aller Antwort sah er sich im Zimmer überall, unter Ofen, Tisch und Stühlen herum. Was soll denn das bedeuten? fragte sein Gegner. — Ach, sagte der andre ganz gelassen, ich suche schon lange den Hund, welchem die Ehre Ihrer Conversation gelten soll.

„Wer ihn in einer dringenden Angelegenheit

sprechen will, den läßt er unter mancherley Vorwand ersuchen, ein ander Mahl zu kommen." — Vermuthlich ist es ein Freund, welcher schleuniger Hülfe, vielleicht in einer Geldsache, bedarf. Der schlaue Schelm, welcher dieß aus dem lebhaften Eifer, womit man vorgelassen zu werden wünscht, ganz richtig ahndet, läßt sich für dieß Mahl höflich entschuldigen. Ob der andere den Pfiff merke, daran ist ihm wenig gelegen. Genug, ihm soll niemand sagen, daß er etwas abgeschlagen habe. — Aber er ersucht ihn ja, ein ander Mahl zu kommen. O! er weiß sehr gut, daß der, welchen die Noth dringt, am nächsten besten Orte Hülfe suchen, und nicht wieder kommen wird.

Es würde leicht seyn, alle übrigen Züge dieses Charakters in das nähmliche Licht der schalkhaften Ironie zu stellen: allein das Gesagte ist, wie ich denke, schon mehr als hinreichend, um den Gesichtspunct zu fixieren. Ich muß mir nur noch eine Bemerkung erlauben, welche die Wahl dieses Charakters betrift.

Meine Leser erinnern sich, daß ich in der Einleitung durchaus böse und lasterhafte Charaktere von der Charakterschilderung aus Gründen ausgeschlossen habe, welche ich hier nicht wiederholen will. Sie erinnern sich auch, daß ich beym Theophrast hiervon ein paar Ausnahmen anerkannt habe, wovon eine die gegenwärtige Charakterschilderung ist. Allein diese Ausnahmen, sagte ich damahls zugleich,

stoßen meine Behauptung nicht um, weil man in beyden Charaktern Narrheit mit Lasterhaftigkeit gepaart findet, und also der Abscheu, welchen das Laster erregt, durch die beygemischte Empfindung des Lächerlichen gemildert wird. Diese Bemerkung ist nun, wie ich glaube, durch das, was ich bis dahin gesagt habe, genugsam bestätigt. Die Schlefheit dieses Charakters, welche in einer Anwendung des Verstandes liegt, wie kein wahrhaft vernünftiger Mann sie macht, zeigt uns den Schalk durchweg nicht nur als einen Bösewicht, sondern auch als einen Narren. Dieser ist es, welcher uns jenen erträglich macht. Wenn wir den einen verwünschen mögten, so schütteln wir über den andern den Kopf.

Freylich muß ein solcher Charakter mit nicht geringer Kunst und Feinheit behandelt werden. Damit das Lächerliche Wirkung thun könne, darf das Laster nicht mit allzu grellen Farben gemahlt seyn. Wenn der boshafte Schalk einem andern nicht bloß eine Nase dreht, sondern ihn in hohem Grade unglücklich macht, so vergeht uns die Lust zum Lachen, und der Abscheu bemächtigt sich unserer Seele gänzlich. In dem vor uns liegenden Charakter ist die Hand des Meisters nicht zu verkennen. Theophrast zeigt uns die moralische Nichtswürdigkeit und Gefährlichkeit des argen Schalkes weniger in dem Materiellen der Handlungen, als in der ganzen Anlage des Charakters, und in der Art, wie er sich auch bey minder wichtigen Anläßen äußert. Aus dem,

was er uns von ihm sagt, läßt er uns das von selbst errathen, was er besser verschweigt. Denn daß ein Mann von solchem Schlage sein Handwerk nicht immer nur zum Spasse treiben werde, das fühlt der Leser innig, und spricht das lebhafte Epiphonem am Schlusse des Charakters mit vollem Herzen nach.

II.

Der Schmeichler.

Die Schmeicheley mögte man ein niedriges, und auf des Schmeichlers Vortheil berechnetes, Betragen nennen. — Wenn der Schmeichler seinen Gönner über die Straße begleitet, so sagt er zu ihm: Siehst du wohl wie aller Augen auf dich gerichtet sind? In der ganzen Stadt kann sich dessen niemand rühmen, als du. — Gestern ertönte die Stoa von deinem Lobe. Es waren da unser mehr als dreißig beysammen. Von ungefähr ward die Frage aufgeworfen, wer wohl der trefflichste Mann in der Stadt seyn mögte? So gleich fielen alle auf dich, und sprachen, wie aus einem Munde, deinen Nahmen aus. Indem er dieses, und andre solche schöne Sachen sagt, ist er zugleich bemüht, seinem Gönner jedes Fäserchen vom Kleide abzulesen; und wenn ihm der Wind etwa ein Strohhälmchen ins Haar geweht hat, es daraus wegzunehmen. Sieh doch einmahl, sagt er lächelnd, wie während der drey Tage, da ich dich nicht gesehen habe, dein Bart so voll

grauer Haare geworden ist! — Gleichwohl hast du, troß einem von deinem Alter, noch ein recht hübsches, schwarzes Haar. Wenn der Gönner spricht, so heißt der Schmeichler jedermann schweigen, und lobt jenen so, daß er es hören mag; und wenn er zu sprechen aufhört, so ruft er: Ganz vortrefflich! Zieht der Gönner jemanden mit schalem Witze auf, so lacht jener ihm Beyfall zu, und stopft sich wohl gar den Mund mit dem Kleide, als ob er sich Gewalt anthun müßte, um nicht zu platzen. Gehn sie mit einander über die Straße, so heißt man die, welche ihnen begegnen, stille stehn, bis der Gönner vorbey gegangen ist. Er kauft Aepfel und Birnen, um sie den Kindern zu schenken — versteht sich, wenn der Vater gegenwärtig ist: dann küßt er sie, und nennt sie des besten Vaters Herzenskinderchen. Kaufst du in seiner Gegenwart Schuhe ein, so findet er den Fuß viel niedlicher als den Schuh. Willst du einen Freund besuchen, so läuft er voraus, um den Besuch anzusagen, und so gleich ist er wieder da, um zu sagen, daß er dich gemeldet habe. Er macht sich nichts daraus, irgend etwas vom Weibermarkt für euch

herbeyzuholen, und dabey läuft er sich ausser Athem. Wenn er bey euch speist, so ist er der erste, welcher den Wein lobt; und zu seinem Nachbar sagt er: „Ich beklage dich, daß du nicht mit Appetit issest.“ Ein herrlicher Bissen! sagt er, indem er etwas von der Tafel nimmt. Bald fragt er den Gönner, ob er nicht etwa friere, und sich ein wenig mehr zudecken wolle? und indem er das sagt, ist er geschäftig, es selbst zu thun. Zuweilen neigt er sich hin, und flüstert dem Gönner etwas ins Ohr; und wenn er mit andern spricht, so bleibt sein Aug dennoch auf jenen gerichtet. Im Theater nimmt er dem Bedienten das Polster ab, um es selbst unterzulegen. An dem Hause lobt er die schöne Architectur, die Güter findet er trefflich bestellt, das Porträt ungemein getroffen. Mit einem Worte; der Schmeichler wird immer alles sagen und thun, womit er bey euch wohl anzukommen hoft.

Der Ausdruck Schmeicheley, welchen ich nach dem Beyspiel meiner Vorgänger beybehalten habe, entspricht dem griechischen Worte Kolakeia nicht ganz, und daher kommt es auch, daß einige

in der Charakterschilderung vorkommende Züge aus-
serhalb der Ueberschrift zu liegen scheinen. Ich bin
meinen Lesern hiervon eine genauere Rechenschaft
schuldig.

Der Sprachgebrauch nennt denjenigen einen Schmeichler, der es geflissentlich darauf anlegt, andern ein Lob zu ertheilen, woran sein Herz keinen Antheil nimmt. Jede andere Aeußerung geheuchelter Gesinnungen oder Empfindungen, wenn sie nicht ein mittelbares oder unmittelbares Lob enthält, gehört nicht in die Charakteristik des Schmeichlers. Wenn zum Beyspiel der, welchen Theophrast hier aufführt, seinem Gönner die Fäserchen vom Kleide liest, oder vorausläuft, um einen Besuch anzusagen, so ist dieß eigentlich nicht eine Handlung des Schmeichlers, sondern des Augendieners und des unterthänigen sclavischen Clienten. Theophrast kann den, welchen er schildert, immer so handeln lassen: denn er ist nicht bloß Schmeichler, sondern auch das letztere. Die Sache verhält sich nähmlich also:

Der Kolax der Alten war einer von den ehrlichen Männern, welche man späterhin Parasiten nannte. Man kennt diese Art von Leuten aus dem Schauspiele der Alten. Auf fremde Kosten zu zehren, und sich an einer wohlbestellten Tafel gütlich zu thun, das war der finis bonorum, nach welchem sie strebten: und dieses Ziel wußten sie durch eine Menge von Künsten zu erreichen, welche die Zunft der Schmarotzer neuerer Zeiten, bis auf den

berüchtigten Montmaur, weiland Professor der griechischen Sprache zu Paris, weder so systematisch entwickelt, noch mit so viel Geschicklichkeit jemahls geübt hat. Man darf nur das Register von Epitheten, welche uns Pollux (VI. 122.) zum Kolax geliefert hat, durchgehen, um sich zu überzeugen, daß es der höchste Grundsatz dieser edlen Kunst war, alles zu thun, und alles zu leiden. Auch die Beschreibung, welche Nicolaus Damascenus (Ed. Orell. p. 162.) von dem Talente des Parasiten giebt, stimmt damit völlig überein:

Nicht jedem ist zum vollen Tische
Der Weg gebahnt — nur dem, der eine Stirn
Von Eisen hat, und ein Gesicht,
Das seine Farbe hält, und eine
Kinnlade, welche gegen Schläge dauert.
Auf diesem Grunde ruht die ganze Kunst.

Der Parasit war also nicht bloß Schmeichler, sondern alles, was seinem Gönner gefiel: ein Meister im Prahlen und Aufschneiden, und in allen Schwänken geübt; ein beißender Spötter, und zugleich bereitwillig, auf eigne, wie auf fremde Kosten zu belustigen; erfindsam in Zoten, und sinnreichen Zweydeutigkeiten; in allen kleinen, nichtsbedeutenden Gefälligkeiten zuvorkommend; mehr geschäftig als thätig, und schlau genug, die Dienste, die er sich selbst leistete, einem andern theuer zu verkaufen.

Da gleichwohl die Kunst zu schmeicheln eines der ersten und wesentlichsten Erfordernisse eines ausgelernten Parasiten ist, so konnte es sehr leicht geschehen, was in der That häufig geschah, daß das Wort Kolax in dieser eingeschränktern Bedeutung genommen ward. So hat es hier Theophrast offenbar a potiori genommen; und deßwegen glaubte ich, die einmahl gewählte Ueberschrift nicht abändern zu dürfen, obgleich, wie ich bereits gesagt habe, in der Charakterschilderung einige Züge vorkommen, welche, wenn man die Sache scharf nehmen will, unter dieser Rubrik ihre Stelle nicht behaupten können.

Die Schmeicheley spielt ihre Rolle immer unter der Maske der Freundschaft, nicht jener edlern, welche die Freunde durchaus auf gleichen Fuß setzt, sondern der gemeinern, welche sich größtentheils auf das Vergnügen der gesellschaftlichen Unterhaltung einschränkt, wobey freylich immer ein gewisser Grad von wechselseitiger Zuneigung, und Uebereinstimmung der Gefühle vorausgesetzt wird. Plutarch hat den Unterschied zwischen dem Schmeichler und dem Freunde in einer besondern Schrift ziemlich gut ins Licht gesetzt. Ich werde ihn in so weit berühren, als ich es theils zur nähern Beleuchtung des vorliegenden Charakters, theils zur Ergänzung desselben dienlich finde.

Freundschaft gründet sich auf Achtung und Wohlwollen: Schmeicheley hat immer einen auffer

der Person liegenden, immer eigennützigen Zweck. Daher wird jene in ihren Aeußerungen nur durch ihre Empfindung, diese durch die Rücksicht auf sich selbst, und auf die bezweckte Wirkung geleitet. Dieß ist der Hauptunterschied, durch welchen alle übrigen Abweichungen sich leicht erklären lassen.

Der Freund lobt selten, und immer mit Mäßigung: der Schmeichler häufig und im Uebermaße. — Eigentlich ist nur das Lob des Freundes ein Lob; weil nur bey diesem Uebereinstimmung der Aeußerung mit den Gesinnungen Statt findet. Das Lob des Schmeichlers ist auch da, wo es verdient ist, eine Lüge, weil nicht die Empfindung, sondern Eigennutz und Selbstsucht es in den Mund legen. Der Schmeichler erhebe noch so sehr den Mann von Talenten und Verdiensten: er denkt dabey nicht an seine Trefflichkeit, sondern an seinen Reichthum und seine Freygebigkeit. Er lobt den Wein, nicht weil er gut ist, sondern weil er ihn trinkt; die Tafel, weil er davon zehret; Haus, und Güter, und Möbeln, weil sie dem zugehören, von welchem er seinen Unterhalt zieht.

Der Freund weiß nicht nur zu loben, sondern auch zu strafen. Der Schmeichler hat zuweilen den Muth, auch in dieser Rücksicht dem Freund ähnlich scheinen zu wollen, so sehr auch dieses Geschäft mit seinem Zwecke zu streiten scheint. Und gerade dieses Geschäft ist es, wobey er sich im höchsten Glanze zeigt. So stand einst in der Römischen Rathsver-

sammlung, unter dem Tiberius, ein Senator auf, und hub mit folgenden Worten an. „Uns, die wir freye Männer sind, geziemt es frey zu reden, und nichts zu verschweigen noch zu verheimlichen, was dem Staate Nutzen oder Schaden bringen kann." Jedermann war nach einem solchen Eingange voll gespannter Erwartung, und Tiberius selbst horchte mit nicht geringer Befremdung auf, als der Redner so fortfuhr. „Höre Cäsar, weßwegen wir alle mit Recht über dich klagen, und was keiner frey heraus zu sagen wagt! Du denkest zu wenig an dich selbst, opferst deine Gesundheit auf, und zehrest durch Sorgen und Arbeiten dich für uns andre ab, ohne dir selber bey Tag oder bey Nacht auch nur einen Augenblick Ruhe zu gönnen." In diesem Tone fuhr er noch eine Weile fort, bis endlich der Rhetor Cassius Severus ausrief: „Wahrhaftig der Mann macht es so bunt, daß seine Freymüthigkeit ihn zuletzt noch das Leben kosten wird."

In dieser Rücksicht wußte der Graf von Grammont gegen Ludwig den vierzehnten sich besser zu benehmen. Der König war im Trik Trak mit seinem Gegenpart über einen Zug streitig. Die Hofleute schwiegen, und Grammont trat hinein. Entscheiden Sie Graf! rief ihm der König entgegen. Sire, Sie haben Unrecht, sagte Grammont. Wie können Sie das wissen, fragte der König, ehe Sie nur wissen, wovon die Rede ist? Eh! Sire, erwiederte der Graf, ne voyez-vous pas que pour peu

que la chose eût été seulement douteuse, tous ces Messieurs vous auroient donné gain de cause?

Die Freundschaft äußert sich öfter und lieber durch gegenseitige Dienstleistungen, als durch Worte. In der Wahl derselben ist sie weder schwierig noch karg: denn sie sind ein reines Opfer, welches sie am liebsten im Verborgenen bringt. Der Parasitismus des Schmeichlers ist im höchsten Grade dienstfertig, aber dabey äußerst klug und vorsichtig. Seine Dienstleistungen sind ein Opfer, welches er dem Eigennutz bringt, und eben deßwegen dürfen sie ihn nicht allzu hoch zu stehen kommen. Die Fäserchen vom Kleid abzulesen, einen Besuch anzusagen, ein Polster unter die Arme zu legen, allenfalls auch ein paar Aepfel oder Birnen an die Kinder zu verschenken, das ist alles, was der Theophrastische Kolax über sich vermag. Freylich alles kleine Dienste, welche sich der Freund größtentheils verbitten würde; aber dafür zeugen sie auch von einer ungemeinen Ergebenheit. Laßt übrigens seine Dienste noch so klein seyn — er weiß sie durch eine wohl angebrachte Mimik schon wichtig zu machen. Er läuft nicht nur voraus, um den Besuch anzusagen: er läuft auch wieder zurück, um euch zu sagen, daß er wirklich dort gewesen sey. Er holt euch nicht nur das Nöthige vom Weibermarkt herbey, sondern er läuft sich dabey auffer Athem. Wer wollte einen solchen Diensteifer nicht bewundern?

Ein Diensteifer, der eine ziemliche Dosis von Niederträchtigkeit und sclavischem Sinne voraussetzt, das ist nur allzu gewiß: und wo dieser ist, da ist auch anmaßende Dreistigkeit und Insolenz nicht ferne davon. Wie könnte der andere schonen, der sich selber nicht zu schonen weiß? Theophrast hat diesen Zug wohl bemerkt, indem sein Schmeichler, wer seinem Gönner auf der Straße begegnet, stille stehn, und wenn dieser spricht, jedermann schweigen heißt. — Auch die Vertraulichkeit, womit er jenem ins Ohr flüstert, liegt ganz in dem Charakter dieser Leute. Der niedrigste, unterwürfigste Sclave ist immer auch der zudringlichste. Wer solchen Menschen den Zutritt gestattet, der mag sehen, wie er hernach sie wieder sich vom Halse schaffe. Sie wissen unvermerkt sich so einzunisten, daß ihr zudringliches Wesen allmählig ganz den Anschein gerechter Ansprüche gewinnt. Um unangenehmes Aufsehen zu vermeiden, und nicht ungerecht zu scheinen, ertheilt man am Ende lieber ihren erschlichenen Rechten freywillige Sanction.

Nichts knüpfet die Freundschaft fester, als Gleichheit der Neigungen, und eine ähnliche Stimmung des Geistes und Herzens. Daher jene Sympathie, wodurch einer in dem andern gewisser Maßen sich selbst findet. Der Schmeichler, welcher diese Sympathie heuchelt, macht sich dadurch einer Lüge schuldig, welche nicht schändlicher noch beleidigender seyn könnte. Was anders ist es, als der boshafteste

Spott, wenn der Theophrastische Schmeichler bey dem frostigen Witze, womit sein Gönner einen dritten aufzieht, bis zum Zerplatzen lacht! — Die Geschichte des Parasitismus bey den Alten liefert in dieser Rücksicht Beyspiele von einer unglaublichen Abgeschmacktheit. Diese Leute heuchelten nicht bloß eine Sympathie der Seele, sondern auch des Körpers, welche eine offenbare, und höchst lächerliche Lüge war. Daß Alexanders Hofschranzen den Kopf, wie er, ein wenig schief trugen, und im Sprechen den rauhen Ton seiner Stimme nachahmten, dieß war nun freylich mehr nicht, als was andre Hofschranzen häufig gethan haben, und noch thun. Allein die Schmeichler seines Vaters Philippos trieben die Kunst noch viel höher. Einer derselben, mit Nahmen Kleisophos, trug, als der König durch einen Pfeilschuß sein rechtes Aug verloren hatte, hinfort auch auf seinem rechten Auge einen Verband: und als jener an einem Bein verwundet ward, begleitete er ihn hinkend. Eben derselbe pflegte, so oft Philippos ein säuerliches Gericht kostete, seine Gesichtsmuskeln zu verziehen. Weil der jüngere Dionysios blödsichtig war, so waren es seine Schmeichler noch mehr. Wenn sie nach einer Schüssel langten, so tappten sie manchmahl so lange auf dem Tische herum, bis ihnen der mitleidige Tyrann die Hand leitete.

So ungereimt diese Anecdoten auch scheinen, so zweifle ich doch keinen Augenblick an ihrer historischen

Wahrheit. Die Sache läßt sich sehr gut begreifen und erklären, so bald man jene wackern Männer, welche gewiß keine schlechten Menschenkenner waren, versteht. Freylich würde man sie sehr übel verstehen, wenn man ihnen die Absicht beymessen wollte, die Invalidität ihrer Augen und Füße in allem Ernste geltend zu machen. Es war nichts als eine Farce, welche sie zur Belustigung ihrer königlichen Gönner spielten. Denn den eiteln Tyrann muß es nicht wenig kitzeln, wenn er sieht, daß man um seiner Gunst willen sich bequemt, nicht nur als Sclave, sondern als ein lächerlicher Narr zu erscheinen. Zwar ist nicht bloß der eitle Tyrann in diesem Falle, sondern jeder stolze Schwachkopf, der sein Verdienst in Reichthum und äußerm Glanze sucht. Bey dieser Classe von Leuten hat der Schmeichler kaum etwas zu wagen: er kann sein Spiel offen und ohne Maske treiben.

Etwas mißlicher steht es um ihn, wo er der letztern zu seinem Zwecke bedarf. Hier würde er, wie jeder Lügner, sich bald entlarvt und entlassen sehen, wenn er nicht in uns selbst einen Fürsprecher fände, der ihm fast immer das Wort redet. Jeder Mensch hat seine schwache Seite, und diese hat ihm der Schmeichler, der sich nur ein wenig auf sein Handwerk versteht, bald abgelauert. Im Grunde ist er nichts anders, als das Echo, welches die Töne unsrer Eigenliebe zurücksendet. So lange er nur dieß thut, hat er bey uns gewonnenes Spiel. Allein

wenn er allzu vorlaut diese Stimme beantwortet, ohne sie rein zu verstehen, so kann er sich leicht schlechten Dank erholen. Wenn der Theophrastische Schmeichler, nach der damahligen Sitte solcher Leute, seinem Gönner ein paar graue Haare aus dem Barte rupft, so erweist er damit einem eitelu Manne, der nicht gern alt scheinen mögte, in der That einen Dienst. Aber er sollte nicht, um diesen Dienst geltend zu machen, sagen, daß der Bart, seit dem er ihn gesehen habe, voll grauer Haare geworden sey. Am allerwenigsten sollte er, um die erkannte Uebereilung wieder gut zu machen, hinzusetzen: „Gleichwohl hast du, Trotz einem von deinem Alter, noch ein recht hübsches, schwarzes Haar." Denn warum ließ sich der Athenische Stutzer die grauen Haare ausrupfen, als weil er nicht gern alt scheinen wollte? Und was man nicht gern scheinen will, das läßt man sich noch weniger gerne sagen.

Eben so wenig darf der Schmeichler auf die Verblendung der Eigenliebe kühn fußen, ohne mit dem Spiel menschlicher Neigungen und Leidenschaften, welche sich so oft kreutzen, hinlänglich bekannt zu seyn. Freylich paßt auch auf jene Verblenduug, was man von gewissen Leuten oft sagen hört: Sie lügen so lange, bis sie es zuletzt selbst glauben. Allein dieser Glaube unterscheidet sich von dem gewöhnlichen darin, daß er nicht von der Einsicht in die Beschaffenheit der Dinge, sondern

von dem wandelbaren Intereſſe des menſchlichen Herzens erzeugt wird. Das Gefühl der Wahrheit wird durch dieſe Selbſttäuſchung nicht vernichtet, ſondern nur in den Hintergrund der Seele zurückgedrängt; und es tritt ſo gleich wieder hervor, ſo bald ein neues überwiegendes Intereſſe es herbeyruft. Jener reiche Jude that ſehr klug daran, daß er das Kunſtwerk eines Monarchen, der gern ein Apelles ſeyn wollte, freygebig lobte, aber ſehr unklug, daß er es ſchätzte. Der ſchlaue Kauz dachte ſeinem Manne in das Herz zu ſchauen, und ſah auch wirklich darein, aber nur in eine Ecke deſſelben. Es mag ihn wohl manches Ach gekoſtet haben, daß er es in dieſem kritiſchen Augenblicke vergeſſen hatte, daß ſein König noch ein größerer Liebhaber vom Gelde als von der Kunſt ſey.

III.

Der Plauderer.

Die Plaudersucht besteht in der Unart an Einem fort vieles in den Tag hinein zu schwatzen. — Der Plauderer ist im Stande sich neben einen Unbekannten dichte hinzusetzen, und allererstens seiner eignen Gattinn eine Lobrede zu halten. Alsdann erzählt er ihm umständlich, was ihm die verwichene Nacht geträumt habe; ferner mustert er Stück für Stück alle einzelne Gerichte, die er bey Tische gehabt hat. Und wenn er damit fertig ist, so sagt er: Die Menschen seyen heut zu Tage viel schlimmer als ehmals; Der Preis des Getreides sey auf dem Kornmarkte gefallen; Es halten sich gegenwärtig viele Fremde in der Stadt auf; Mit den Dionysien werde die See zur Schifffahrt sich wieder öffnen; Es werde den Feldfrüchten wohl thun, wenn Zeus ein wenig regnen lasse; Auf das künftige Jahr gedenke er sein Feld zu bestellen; Es halte schwer in diesen Zeiten durchzukommen; Damippos habe in den Mysterien die größte Fackel aufgesteckt; Das Odeion ruhe auf so viel

Säulen; Gestern habe er ein Vomitiv genommen; Heute sey es der oder der Tag des Monaths; In dem Boedromion werde man die Mysterien, in dem Pyanepsion die Apaturien, in dem Poseideon die ländlichen Dionysien feyern. Und wer ihm einmahl herhält, der wird ihn nicht so bald wieder los. Vor Leuten von diesem Schlage müßt ihr euch hurtig auf die Füße machen, wenn sie euch nicht ein Fieber anplaudern sollen. In der That ist es kein Spaß, einem Menschen herzuhalten, dem es gleich viel gilt, ob es euch gelegen sey, sein Gewäsch anzuhören, oder nicht.

Die auffallende Einförmigkeit, welche in dieser Charakterzeichnung vom Anfange bis zum Ende herrscht, wird, wie ich nicht zweifle, manche Leser bey der ersten Ansicht ein wenig befremden. Man wird jene Forderungen, welche ich in der Einleitung berührt habe, hier gar nicht, oder schlecht erfüllt zu finden glauben. Nichts von jener Vielseitigkeit, wodurch das Bild seine Rundung, und der Charakter seine Vollständigkeit erhält; noch von der Neuheit der Situationen, worin er sich entfaltet; noch von den Handlungen und Folgen, wodurch das Lächerliche aus dem Fehlerhaften hervor-

gehoben wird. Zwey bis drey Pinselstriche, und wir haben den ganzen Charakter weg. Denn genau betrachtet scheint uns die Zeichnung nicht eine Figur, sondern eine Linie, die ein wenig länger oder kürzer, doch immer das bleibt, was sie ist.

Man könnte auf dieses hin den Schluß sehr natürlich finden, daß man dieses Stück als einen mißlungenen Versuch anzusehen habe. Doch ehe wir in dieser Rücksicht den Künstler in Anspruch nehmen, wird es billig seyn, den Stoff selbst ein wenig näher zu besichtigen. Erst dann können wir über die Bearbeitung desselben ein gegründetes Urtheil fällen, wenn wir wissen, welcher Form er empfänglich war.

Jede Regel, heißt es, findet zuweilen eine Ausnahme. Wenn ich von dem Porträtmahler mit Recht fordern kann, daß er das Charakteristische der Person, die er mahlen will, darstelle, so versteht sich, auch ohne ausdrücklichen Vorbehalt, die Bedingung, „in wie fern die Person etwas Charakteristisches habe." Nun weiß jedermann, daß es Gesichter giebt, welche gerade nur so viel davon haben, als sie haben müssen, um ihre Individualität behaupten zu mögen. Von dem Künstler verlangen, daß er sie mit sprechendem Ausdruck, und dennoch wahr und getreu darstelle, heißt von ihm das Unmögliche fordern. Nicht anders verhält es sich mit der allgemeinen moralischen Charakterschilderung. Es giebt Charaktere, welche in ihrem Wesen so einfach sind,

daßes nur einen Strich braucht, um sie zu zeichnen; welche immer nur Eine Seite zeigen, weil sie nicht mehr als diese einzige haben, und für welche sich durchaus keine Situationen erfinden lassen, weil sie in jeder Lage und jedem Verhältnisse sich immer auf dieselbe Weise äußern.

Ein solcher Charakter ist ohne allen Zweifel der Plauderer. Alles was sich von ihm sagen läßt, ist dieses, daß er an einem fort, ohne Rücksicht auf irgend eine Person oder ein Verhältniß, ohne Wahl und ohne Ueberlegung schwatze. Soll er sich in Handlungen zu Tage legen? Alle seine Thaten sind Worte, und seine Handlung diese einzige, daß er jedem, der das Unglück hat, ihm zu begegnen, sich an den Hals wirft. Soll er sich von mehrern Seiten zeigen? Als Plauderer hat er auch nur Eine Seite, nähmlich diese, was ihm gerade einfällt, ohne Bedenken, herauszusagen: und auf mehr als eine Art kann er das nicht thun. Soll er in abwechselnden Situationen erscheinen? Wozu dieß, da er in allen sich gleich benehmen muß? Eigentlich giebt es für ihn auch nicht mehr als Eine Situation. Er sieht ein lebendiges Wesen vor sich, welches hören und verstehen kann, und so gleich beginnt die aufgezogene Maschine zu spielen. — Kurz seine Unterhaltung ist ein Concert, welches mit der Maultrommel gegeben wird, und wovon die Noten weder auf- noch absteigen. Denn es ist mehr nicht, als Ein Ton, den man hört: nur hört man ihn

vielleicht bald hohler, bald schmetternder, bald dumpfiger, und bald mehr geschärft.

Vielleicht wird die Erinnerung an den Horazischen Schwätzer, den Herr Nast hier auch als ein Seitenstück aufstellt, bey dem einen oder andern meiner Leser, welche jene Schilderung im Original, oder in der Wielandischen Uebersetzung gelesen haben, gegen meine Behauptung Zweifel erregen. Wenn dieser Charakter seiner Natur nach so einförmig ist, wie kommt es denn, so wird man fragen, daß Horaz ihn mit so viel Kunst und Gewandheit zu behandeln, und durch ein ganzes, an interessanten Wendungen so reiches Gespräch durchzuführen gewußt hat? — Einzig daher kommt es, weil der Horazische Schwätzer und der Theophrastische Plauderer zwey ganz verschiedne Wesen sind: jener ein eitler, selbstgefälliger, zudringlicher Geck, dessen Zunge seine von niemandem als ihm selbst anerkannten Verdienste, wo möglich ins Klare setzen soll, und gerade das Gegentheil thut: dieser ein ehrlicher Schaafskopf, ohne Prätension, und ohne Vorliebe für irgend einen Gegenstand; der nur spricht, um nicht zu schweigen, an keinem Gedanken haftet, auf kein gesprochenes Wort achtet, und den Faden der Unterredung weder zu ergreifen, noch, wenn er ihm in die Hand gegeben ist, zu halten vermag. Wie sehr jener vor diesem aus, der Kunst des Zeichners, zumahl bey einer dramatischen Form, freyen Spielraum gebe, das liegt am Tage.

Ueberhaupt muß man sich hüten, daß man nicht, wie es zuweilen geschehen ist, den Plauderer mit dem Schwätzer vermenge. Sie sind in der That sehr verschieden, und Theophrast kannte den Unterschied recht gut. Er hat dem letztern ein eignes Capitelchen geschenkt. Wir werden zu seiner Zeit auch mit ihm Bekanntschaft machen.

Bis hierher habe ich gezeigt, was Theophrast nicht gethan habe, weil er es nicht thun konnte. Ich werde noch ein Wort von dem sprechen, was er gethan hat.

So flach nnd einförmig dieser Charakter ist, so hat dennoch die Zeichnung desselben auch ihre Regeln. Theophrast hat sie richtig eingesehen, und nicht ohne Kunst befolgt. — Für den Plauderer giebt es keine Situation, oder nicht mehr als eine einzige. Was hat also der moralische Porträtmahler zu thun? Er benutze gerade diesen negativen Zug, und verwandle ihn dadurch in einen positiven, daß er den Plauderer gleich Anfangs in ein Verhältniß setzt, woraus für jeden andern Menschen eine eigne Situation erwächst, und worin jener sich so, wie überall, benimmt. Aber diese Probe darf darum nicht wiederholt werden, weil jedes neue Verhältniß uns nichts neues lehrt, und also nur müßige Wiederholung ist. Der Theophrastische Plauderer spricht mit einem Unbekannten, und spricht von lauter Dingen, die ein halbweg vernünftiger Mensch höchstens einem Herzensfreunde in dem Augenblicke

der unbefangensten Offenheit und des traulichen, süßen Geschwätzes sagen kann. Wie unschicklich es zum Beyspiel in mehr als einer Rücksicht sey, einen Unbekannten mit dem Lobe seiner eignen Gattinn zu unterhalten, davon fühlt er nichts, oder er findet im Drange seiner Redseligkeit nicht Zeit, es zu fühlen. Ganz richtig. So bald er wählen kann, was er hier, und was er dort plaudern wolle, so ist er schon nicht mehr der ganze Plauderer. Ohne diesen Umstand, daß es ein Unbekannter ist, mit welchem er sich einläßt, würde der Charakter in den ersten Zügen schielend seyn. Denn nicht alles, was in der einen Lage geplaudert heißt, heißt es gerade auch in einer andern.

Der Plauderer hat nicht mehr als Eine Seite. Um desto fester müssen die Züge, und desto bestimmter die Umrisse gezeichnet seyn. Denn wo Vielseitigkeit ist, da wird jeder nicht allzu auffallende Fehler durch die fortlaufenden Linien wieder gut gemacht, und auch ein schwaches Licht vom einfallenden Schatten begünstigt. Aber wer nur Eine Seite, und diese Eine nicht gut zeichnet, dem ist alles mißlungen. Wenn wir die Reden, welche Theophrast seinem Plauderer in den Mund legt, näher untersuchen, so werden wir seiner Wahl unsern Beyfall unmöglich versagen können. Daß er ihn an einem fort sprechen läßt, ist das wenigste. Er hat dieß mit dem Schwätzer gemein. Der Gehalt seiner Reden, ihre Geist- und Seelenlose Unbedeutsamkeit,

und die unstäte Gedankenlosigkeit, womit er die disparatesten Dinge ergreift und verläßt, charakterisiert den Plauderer aufs treffendste. Alles, was er sagt, sind Sachen, die der andre eben so gut weiß, oder die er, wenn ihm etwas daran liegt, wissen kann, oder die er lieber nicht wissen mag, oder die sich von selbst verstehen. Und dabey geht alles steigend, je länger je besser, bis er zuletzt jedem Feste seinen Monath anweist, gerade als wenn bey uns jemand sagte: „Um Michaelis, so Gott will, wird die Messe wieder kommen, und acht Tage vor Neujahr haben wir Weihnachten."

Die schwierigste Aufgabe scheint es, einen solchen Charakter zur Anschaulichkeit zu erheben. Denn da der Plauderer nicht handelt, sondern schwatzt, so ist für ihn die eigentliche Quelle dramatischer Darstellung verschlossen. Gleichwohl kann die Schilderung gewisser Maßen dramatisch werden, in wie fern man ihn sprechend einführt, oder, wie es Theophrast macht, in seinem Nahmen spricht. Denn auch Reden werden zu Handlungen, wofern sie mit Nachdruck auf den Hörenden wirken. Die Reden des Plauderers können dieß allerdings, und sie können es in dem Maße, in welchem sie nicht nur unbedeutend und geistlos, sondern mit einem tüchtigen Ballast von positiver Abgeschmacktheit beladen sind, und dabey den Gegenstand unablässig wechseln. Am besten also, man lasse ihn nicht mit vielen Worten nichts, sondern wie Theophrast, mit wenigen

viel Abgeschmacktes, Läppisches und nicht zusammenhangendes sagen. Denn ein beständiges Forthüpfen von einem Gegenstande zum andern, von einer Abgeschmacktheit zur andern, wird zuletzt für den Hörenden eine wahre Folter. Hingegen ist ein leeres Wortgewäsch abspannend und einschläfernd, wie das Rauschen eines Baches. Man hört den Plauderer, und hört ihn nicht, wie einst Aristoteles, bey welchem sich ein Mensch von dieser Art entschuldigte, daß er ihm durch seine Unterhaltung lange Weile gemacht hätte. Oh im geringsten nicht, antwortete der Philosoph, denn von allem, was du gesagt hast, habe ich nicht ein Wort vernommen. Dagegen wollte ich wohl wetten, daß es ein Plauderer von der ersten Gattung war, welcher die Ungeduld eben dieses Weltweisen reitzte. Auf jede abgeschmackte Erzählung, auf jeden albernen Einfall folgte immer der Refrän: Ist das nicht zum Verwundern? Ach nein, gar nicht! sagte zuletzt Aristoteles; wohl aber ist es zum Verwundern, wenn ein Mensch, der ein paar gesunde Füße hat, bey deinem Geplauder aushalten kann.

IV.

Von der Rusticität.

Die Rusticität ist ein Mangel an Lebensart, welcher gegen den Wohlstand verstößt. — Ein Mensch von solchem Charakter ist im Stande in eine öffentliche Versammlung zu gehen, nachdem er einen Trank genommen, worein Thymian gerieben war: Denn Thymian, meint er, rieche wohl eben so gut als Myron. Er trägt Schuhe, worin der Fuß schwimmt. Er spricht immer hochlaut. Auf seine Freunde und Verwandte setzt er kein Vertrauen: seine Dienstbothen hingegen macht er in den wichtigsten Angelegenheiten zu seinen Vertrauten. Seinen Taglöhnern auf dem Felde erzählt er alles, was in der Volksversammlung verhandelt ward. Beym Sitzen schlägt er sein Oberkleid so weit über die Knie hinauf, daß er sich auf eine unanständige Weise entblößt. Auf der Straße wird kein Gegenstand seine Aufmerksamkeit oder Bewunderung erregen, es sey denn, daß ihm ein Ochse, oder ein Esel, oder ein Bock begegne. Alsdann steht er still, um ihn zu betrachten. — In der

Vorrathskammer verschlingt er gierig einen Bissen, und trinkt hastig einen Schluck Wein, und dabey ist er sehr auf der Hut, um nicht von der Ausgeberinn, mit welcher er die Portionen für sich und die ganze Haushaltung ordnet, darüber ertappt zu werden. Während dem Mittagsmahl geht er in den Stall, um dem Vieh das Futter aufzuschütten. Pocht jemand an der Thüre, so geht er selbst um darnach zu sehen. Dann ruft er den Hund zu sich, faßt ihn bey der Schnautze, und sagt: dieser da bewachet Haus, und Hof, und Hausgenossen. Wenn ihm jemand Geld auszahlt, so schießt er bald dieses, bald jenes Stück aus, und langt selbst andre dafür herbey. Fällt ihm etwa zu Nacht in einer schaflosen Stunde ein, daß er einen Pflug, oder einen Korb, oder eine Sense, oder einen Kornsack ausgeliehen habe, so läßt er es so gleich zurückfordern. Wenn er nach der Stadt geht, so fragt er, wer ihm begegnet: Was gilt das Pelzwamms, und das Pökelfleisch? — Wird heute der Neumond durch Spiele gefeyert? — Nun wenn das ist, sagt er, so muß ich mir, so bald ich in die Stadt komme, den Bart herunter machen. Im Bade

singt er; die Schuhe läßt er mit Nägeln beschlagen. Beym Fleischpöckler Archias kauft er, wenn er sonst des Weges gehen muß, gesalzene Fische ein, und trägt sie selbst nach Hause.

Ich habe mich lange nach einem echt Deutschen Worte umgesehen, welches die Ueberschrift dieses Charakters bestimmt und vollständig ausdrückte. Aber weder mein Nachdenken und Vergleichen, noch das Beyspiel meiner Vorgänger (derer wenigstens, welche ich bey der Hand habe), hat mich auf ein solches geführt. Weder Ungeschliffenheit, noch Ungezogenheit, noch Grobheit, und noch weniger Sittenlosigkeit, ist das Wort, welches die Griechische Ueberschrift, Agroikia, oder die vorangestellte Erklärung, oder der Inhalt der Charakterzeichnung fordert. Man kann beynahe alles thun und sagen, was Theophrast seinen Mann thun und sagen läßt, ohne ungeschliffen, oder ungezogen, oder grob, oder ein Mensch ohne Sitten zu seyn, wenn gleich der Ungeschliffene, und der Ungezogene, und der Grobe, und der Ungesittete alles dieses auch thun und sagen können.

Nachdem ich alles überlegt hatte, glaubte ich bey demjenigen Worte bleiben zu müssen, welches die wörtliche Uebersetzung des Griechischen, und auch in unserer Sprache so ziemlich geläufig ist.

Da indessen die Bedeutung desselben durch den Sprachgebrauch nicht hinlänglich bestimmt ist, indem es bald in engerm, bald in weiterm Sinne, und manchmahl so ziemlich als Synonym mit Plumpheit, Grobheit, Ungeschliffenheit genommen wird, so füge ich die Erklärung bey, daß ich es durchaus in derjenigen Bedeutung nehme, welche vermöge seiner Abstammung die erste und ursprüngliche ist. Nach dieser bezeichnet es ein gewisses bäurisches Wesen, welches sich in Reden, Handlungen, und in dem Betragen überhaupt äußert. Ich fühle es sehr wohl, daß auch diese Bestimmung noch mancher Mißdeutung ausgesetzt ist, weil dem einen dieses, dem andern etwas anderes bäurisch heißt, und darum eile ich den Begriff selbst ins Klare zu setzen.

Es giebt zwey Arten des Wohlanständigen, ein absolutes und ein relatives. Jenes ist in der Natur unmittelbar gegründet, und wird von jedem rechtschaffnen Menschen als unmittelbare Norm der Handlungen anerkannt. Das relative wird von jenem abgeleitet, und durch die besondern Verhältnisse der Classen, Stände und Individuen modificiert. Man kann noch eine dritte Art hinzufügen, welche man das conventionelle Wohlanständige nennen mögte. Auch dieses leitet seine Abkunft, vermittelst des Relativen, von dem Absoluten her: aber gemeiniglich ist es die Frucht der blinden Willkühr, oder des raffinierenden Dünkels, und im

Grunde also nur eine Grille. — Hier haben wir es mit dem Relativen zu thun. Da dieses sich auf einzelne Classen einschränkt, so folgt daraus ganz natürlich, daß jede derselben ihre eigene Schätzung des Wohlanständigen habe, und daß folglich bey den einen Uebelstand seyn könne, was es bey den andern nicht ist: und zweytens, daß diese Schätzung sich auf die wesentliche Verschiedenheit der Classen gründe.

Die Verschiedenheit der beyden Hauptclassen, der Städtebewohner und der Landleute, ist auffallend. — Sie beruhet auf dem mehr oder minder beträchtlichen Grade der Cultur oder Ausbildung der Individuen. Durchgängige Verfeinerung ist das Merkzeichen des Städters. Eine Lebensart, wobey er seltener die freye Luft athmet, vervielfältigte Bedürfnisse, Reichthum, Luxus, Weichlichkeit, und die verschlungnern Verhältnisse der bürgerlichen Gesellschaft entwickeln seinen Körper mehr zur Gewandheit als zur Stärke, halten seinen Geist in stäter Spannung, geben seinen Organen mehr Reitzbarkeit, und machen ihn aufgelegter zur Wahrnehmung der feinern Nüancen des sittlichen und ästhetischen Schönen. Bey dem Landmanne verhält sich alles umgekehrt. Der Einfluß der freyen Luft und Witterung, seine harte Arbeit, seine einfache Kost und Lebensart, die beschränktern Bedürfnisse, die Einförmigkeit seiner Lage und Verhältnisse, alles dieses härtet ihn zur kraftvollen, aber steifen und unge-

schmeidigen Festigkeit ab, die ihn jedes feinern Gefühles des Schönen und Edlen, des Wohlanständigen und Schicklichen unempfänglich macht. — Das Resultat dessen, was bey dem Städter und dem Landmann durch die Verschiedenheit ihrer Lage bewirkt wird, ist ihr Charakter.

Jeder Mensch und jede Classe von Menschen hat ihre besondere Art und Weise, in ihren Reden und Handlungen, und in ihrem ganzen Thun und Lassen, sich zu benehmen. Diese Art und Weise macht, in wie fern sie dem Charakter angemessen ist, den relativen Wohlstand, und im entgegengesetzten Falle, den relativen Uebelstand aus. Die Art sich so zu tragen, so zu kleiden, so zu sprechen, so zu handeln, wie es dem Charakter des Landmanns angemessen ist, wird also das seyn was wir Rusticität nennen: und diese Rusticität wird ein Fehler, oder keiner, ein Wohlstand oder ein Uebelstand seyn, je nachdem wir sie hier oder dort finden. Am Bauer ist sie Wohlstand, an dem Städter ein Uebelstand.

Der Unterschied zwischen Plumpheit, Grobheit, Ungezogenheit, und Rusticität leuchtet nunmehr von selbst in die Augen. Jene sind positive Fehler, diese nicht. Jene sind eine Verletzung des absoluten Wohlstandes, diese nur des relativen. Rusticität kleidet nur den Städter übel: Ungezogenheit, Grobheit, u. s. w. steht keinem Menschen gut, nur dem Städter noch ein wenig schlechter, als dem Bauer. Wenn man von bäurischer Grobheit, Unge-

genheit u. s. w. spricht, so wird der Begriff durch das Beywort nicht wesentlich bestimmt. Man drückt dadurch nur den größern Grad der hypothetischen Möglichkeit aus, worin der Bauer sich vermöge seiner ganzen Lage befindet, in diese Fehler zu verfallen.

Wenn wir das Gesagte auf die Charakteristik der Rusticität anwenden, so folgt daraus erstlich, daß alle Züge von dem relativen Wohlstande hergenommen werden müssen. Theophrast hat es darin ein oder zwey Mahle versehen. Sich auf eine unanständige Weise zu entblößen, oder wenn man einen übel riechenden Trank zu sich genommen hat, in eine öffentliche Versammlung zu gehen, sind beydes Handlungen, welche nicht bloß mit dem relativen, sondern mit dem absoluten Wohlstand streiten. Nicht der Bauer, sondern nur der ungesittete, durchaus gefühllose Bauer kann das eine oder das andere thun.

Das zweyte, was aus dem obigen sich ergiebt, ist dieses, daß, da die Rusticität ein relativer Fehler ist, wenn sie als ein solcher charakterisiert werden soll, der Charakter der handelnden und sprechenden Person entweder ausdrücklich, oder noch besser durch einfließende Nebenzüge bestimmt werden muß. Gerade darauf kommt alles an. Eben dieselbe Rede oder Handlung kann uns schicklich oder unschicklich, sehr naiv oder sehr plump scheinen, je nachdem es der Städter oder der Bauer ist, von dem sie gesagt

oder gethan wird. Die ländliche Gutherzigkeit, die uns, wie jener Calabrier beym Horaz, Birnen zu essen nöthigt —

— Lang er zu Herr Nachbar!
Ich habe satt — so steck er immer ein,
So viel er will! — Ich danke schönstens. — J!
So nehm er nur! Er kanns ja seinen Kleinen
Zum Gruß nach Hause bringen. — Sehr verbunden!
Es soll so seyn, als ob ich schwer beladen
Entlassen worden wäre. — Wie's beliebt:
Uns spart er nichts, es bleibt nur für die Schweine —

diese ländliche Gutherzigkeit kann uns durch ihre harmlose Einfalt wohl lächeln machen, aber weder beleidigen, noch uns anstößig seyn. Wenn hingegen ein Städter auf seinem Landhause seine Gastfreyheit in diesem Tone gegen uns übte, so würden wir ohne Zweifel unsern Mann scharf aufs Korn nehmen, in der Ungewißheit, ob er ein Narr oder ein Schalk sey: und das mit Recht. Denn vom Städter läßt sichs ordentlicher Weise erwarten, daß in jener Rede ihm die Ideenverbindung nicht entgehen werde, durch die es zweifelhaft seyn könnte, ob die Schweine tropisch oder eigentlich gemeint seyen.

Theophrast hat, dieser Regel getreu, den Charakter dessen, welchen er hier aufführt, durch mehrere Nebenzüge bestimmt. Offenbar ist es nicht ein Bauer, sondern ein Städter, oder ein bäurischer Herr, welcher die Sitten des Landmanns mit dem

Charakter des Städters zu paaren sucht. Aus dieser unnatürlichen Verbindung erwächst nothwendiger Weise ein Contrast, der eine reichhaltige Quelle des Lächerlichen wird. Wäre er ein bloßer Landsaß, der seine Güter selbst bewürbe, ohne in die Rusticität des ursprünglichen Landmanns hinabzusinken, so würde er nicht lächerlich seyn. Und hätte er den Muth, auf alles was städtisch heißt, als ein echter Bauer, Verzicht zu thun, so würde er es abermahl nicht seyn. Aber daß er als ein echter Bauer dem Städter durchaus nicht entsagen kann, daß er nicht nur in der Volksversammlung, sondern in Bädern und bey öffentlichen Feyerlichkeiten zum Vorschein kommt, und überall seine bäurischen Sitten mit sich bringt, dieß muß ihn ohne anders lächerlich machen. Laßt uns diesen Contrast durch ein paar einzelne Züge noch ein wenig weiter verfolgen.

Der erste Zweck der Kleidung ist das Bedürfniß den Körper zu decken. Erst wenn dieses befriediget ist, so kommt es der Reihe nach an den Wohlstand. Allein hier haben der Bauer und der Städter jeder sein eignes Bedürfniß, und seine eigne Regel des Wohlstandes. Der Bauer hat das Bedürfniß, nicht nur seine Füße zu decken, sondern sie so wohlfeil als möglich zu decken. Eben deßwegen läßt er sich ein paar tüchtige Schuhe von derbem Leder schneiden, die, wenn sie den Fuß nicht wund drücken sollen, ihm nicht allzu knapp sitzen dürfen: und oben

drein läßt er sie noch mit Nägeln beschlagen. Bey ihm reicht der Wohlstand dem Bedürfniß die Hand. Er hat weiter auf nichts zu sehen, als daß seine Schuhe sich ordentlich paaren, und daß er nicht einen engern und einen weitern, einen langen und einen kurzen trage. Wenn der Städter auf dem Lande auch ein Paar solcher Schuhe seinem Bedürfnisse angemessen findet, so steht die Wahl ihm frey. Nur muß er darin nicht in die Stadt kommen, oder wenn er es thun will, sich zugleich in einen Bauernkittel stecken, oder wenn ihm das nicht gefällt, es nicht übel nehmen, wenn, indem er über das Pflaster klaffet, die Gassenjungen hinter ihm her sind, und ihn fragen, ob der Rock oder die Schuhe gestohlen seyen?

Dem Bauer ist es billig vergönnt, ein wenig hochlaut zu sprechen. Die Solidität seiner Brust und Lunge machen ihm eine etwas stärkere Lüftung beynahe nothwendig. Auch hat er es gewöhnlich mit Ohren zu thun, die er eben nicht schonen darf. Die Tonleiter des gesitteten Städters ist diese: so zu sprechen, daß er ohne Mühe verstanden, und ohne Unlust gehört werde. Sie zu überschreiten ist unbescheiden, oder abgeschmackt: unbescheiden, wenn man es thut, um andere zu überstimmen; abgeschmackt, wenn man den Verstand durch das Ohr zu bestürmen hofft.

Wenn den ehrlichen Bauer die Lust anwandelt, bey seiner Feldarbeit mit seines gleichen ein Wort

über die Staatsverwaltung zur Kurzweile zu sprechen, wer kann ihm das übel nehmen? Mancher Landmann und mancher Städter würde beynahe zum Schweigen verdammt seyn, wenn er von nichts anderm sprechen sollte, als was er versteht. Immer mag auch der Landwirth zur Volksversammlung in die Stadt kommen, und sein ehrliches Ja und Nein so fallen lassen, wie er es meint. Er ist nicht pflichtig klüger zu seyn, als er es vermag. Aber wenn er auf seine Güter zurückkehrt, um mit seinen Taglöhnern auf dem Felde die Staatsangelegenheiten noch ein Mahl zu verhandeln, so qualificiert er sich selbst dadurch als einen Bauer. Denn man spricht nicht leicht gerne mit jemanden von etwas, worüber man nicht ähnliche Einsichten und Gesinnungen voraussetzen kann.

Und eben so qualificiert er sich auch als Mitknecht von seinen Dienstbothen, wenn er mit Hintansetzung seiner Verwandten und Freunde jene zu seinen Vertrauten macht. Denn er würde es nicht thun, wenn er nicht wüßte, daß sie ihm besser nach seinem Sinne rathen würden. Allein was wird daraus entstehen? Gleichsinn erzeugt Vertraulichkeit, und Vertraulichkeit kennt keinen Unterschied des Standes und der Verhältnisse. Und so kommen der Bauer und der Städter, der Herr und der Knecht immer mehr und mehr ins Gedränge, so daß der arme Wicht zuletzt, wenn ihn gelüstet,

neben Tische einen Bissen von seinem Brote zu essen, oder einen Schluck von seinem Weine zu trinken, es im Verstohlenen thun muß, um von der Ausgeberinn nicht dafür ausgefenstert zu werden.

V.

Der Höfling.

Diese moralische Schwachheit besteht in einem, nicht aus der lautersten Quelle fließenden, Bestreben, im Umgange sich jedermann so angenehm als möglich zu machen. — Der Höfling ruft euch, so bald er euch erblickt, schon von weitem entgegen: „Sey mir willkommen, mein Bester, mein Unvergleichlicher!" Unter vielen Bezeugungen seiner Hochachtung hält er euch bey beyden Händen fest, begleitet euch hierauf noch ein Stück Weges, und nachdem er sich erkundigt hat, wann er das Vergnügen haben werde euch wieder zu sehen, so sagt er euch noch zum Abschied eine Menge schmeichelhafter Sachen. Wird er zu einem gütlichen Vergleiche erbethen, so will er es nicht uur seiner Partey, sondern auch ihrem Gegner zu Danke machen, um als Freund von beyden zu erscheinen. Wenn er sich in Gesellschaft von Fremden befindet, so sagt er ihnen, sie sehen alles aus einem richtigern Gesichtspunct an, als seine Mitbürger. Wird er zu einem Gastmahle geladen, so wünscht

er die Familie zu sehen; und so bald die Kinder hereintreten, so findet er sie dem Vater so ähnlich, als kaum ein Ey dem andern. Er ruft sie herbey, küßt sie, und läßt sie sich zur Seite sitzen. Mit dem einen tändelt er dann: „Ey sieh doch einmahl, sagt er, hier ein Schlauch! und hier ein Beilchen!" Die andern läßt er auf seinem Schooße einschlafen, so übel er sich auch dabey befinden mag.

Er läßt sich fleißig die Haare scheren, hält sich die Zähne glänzend weiß, und parfümiert sich. Auf dem Markte findet ihr ihn immer bey den Wechslertischen; in den Gymnasien da, wo die Jünglinge sich üben. Im Schauspielhause nimmt er seinen Sitz neben den Feldherren. Wenn er etwas kauft, so ist es nie für ihn selbst, sondern um es an auswärtige Freunde zu verschenken: Das eine Mahl eine Koppel Lakonischer Hunde nach Kyzikos, das andre Hymettischen Honig nach Rhodos; und so oft er so was versendet, so muß es die ganze Stadt wissen. Er hält sich wohl einen Satyr, kauft Sikelianische Dauben, Würfel von Rehknöcheln,

runde, Thyrische Balsamfläschchen, Lakonische, von oben geschweifte Stäbe, und gestickte Tapeten mit Persischen Figuren. Auch hat er einen kleinen Hof, welcher zu einer Palästra samt dem Konisterion, und einem Ballhause eingerichtet ist. Diesen trägt er überall den Philosophen, Sophisten, Fechtmeistern und Tonkünstlern an, um sich darin hören und sehen zu lassen. Er selbst kommt erst nachdem die Uebungen angefangen haben, damit etwa der eine und andre von den Zuschauern seinem Nachbar sage: Seht da kommt der Eigenthümer der Palästra.

Die Schwierigkeit des Uebersetzens ist nirgends so groß, als bey denjenigen Wörtern, welche zusammengesetzte Begriffe bezeichnen. Der Grund hiervon liegt in der Willkührlichkeit der Ideenverbindung, welche durch den Standpunct, aus welchem die Spracherfinder die Erscheinungen beobachteten, durch die Stufe der Cultur, auf welcher sie standen, und — zumahl bey moralischen Begriffen — durch den Nationalcharakter, nach welchem die einfachen Begriffe sich fügen, oder abstoßen, verschiedentlich nüanciert wird. Bey manchen Wörtern tritt auch der Eigensinn des Sprachgebrauches mit ins Spiel.

Eben derselbe Ausdruck muß oft dienen, um eine Sache von der guten, und von der schlechten, von der lobenswürdigen, und von der tadelnswerthen Seite zu bezeichnen, und nur der Zusammenhang der Rede kann uns zeigen, von welcher Seite das Wort zu nehmen sey.

Es kann nicht fehlen, daß zwischen diesen Klippen die Kunst des gewandtesten Uebersetzers sehr oft scheitern muß. Wenn er auch den angemessensten Ausdruck trift, den er in seiner Sprache vorfindet, so wird er doch nicht selten zu viel, oder zu wenig, oder zum Theil etwas anders sagen, als er wollte; entweder weil die Begriffe nicht scharf genug abgestochen, und mit fremden Bestandtheilen vermischt, oder nach einer besondern Richtung verbunden sind: kurz, weil die Zusammensetzung der Ideen zum Theil eine andre ist, als die, welche der Ausdruck des Originales ihm darbiethet.

Diese Bemerkung hat sich mir bey den meisten dieser Charakterschilderungen, und bey der vorliegenden besonders aufgedrungen. Keines von allen den Wörtern, wodurch man das, was Theophrast Areskeia und Areskos nennt, so viel ich weiß, auszudrücken versucht hat, entspricht dem Griechischen Worte, und dem Begriffe, der sich aus der Charakterzeichnung ergiebt, vollkommen. Blanditia, comitas, die Gefälligkeit, das übertriebne Bestreben zu gefallen, die Gefallsucht, l'envie de plaire, le complaisant, le courtisan,

alle nähern sich mehr oder weniger dem Sinne: aber die einen bleiben dießseits stehen, andre schreiten darüber hinaus, und noch andre streifen ihn bloß von der Seite.

Der Französische Ausdruck courtisan, welchen Casaubon für völlig passend hält, hat mich auf den Deutschen, Höfling, geführt: damit glaube ich nun freylich nicht, es ganz getroffen zu haben; ich gestehe nur das passendere Wort, wenn die Deutsche Sprache ein solches hat, nicht zu kennen. Zugleich aber füge ich die Erklärung bey, daß ich mir bey diesem Worte nicht das höchst zweydeutige Amphibion des so geheißnen Hofschranzen, sondern das luftige, Gehalt- und Charakterlose Wesen gedenke, welches nicht nur, nach beßrer Hofsitte, jedem Anstoß geschickt auszubeugen weiß, sondern, um nie mißfällig zu werden, auf alle Selbstständigkeit freywillig Verzicht leistet, und daher, ohne positive Täuschung, von der Wahrheit oft abweicht, und ohne Falschheit sich selbst und andre häufig berückt.

Die Erklärung ist, wie es die meisten sind, so ziemlich unbestimmt. Die Areskeia, heißt es, bestehe in einem, nicht aus der lautersten Quelle fließenden, Bestreben, sich denen, mit welchen man umgehe, angenehm zu machen. Die Ausleger bemerken, daß dieser Charakter mit dem Schmeichler nahe verwandt sey. Die gegebne Erklärung paßt auf beyde, und ist in so ferne mangelhaft, als sie die Quelle, woraus

jenes Bestreben fließt, unbestimmt läßt. Eine Vergleichung beyder Charaktere wird uns auf den specifischen Unterschied leiten.

Casaubon glaubt diesen in der Verschiedenheit des Zweckes zu finden, und unstreitig ist er hauptsächlich darin gegründet. Allein die Verschiedenheit des Zweckes bewirkt auch eine Verschiedenheit so wohl in der Wahl der Mittel, als auch in der Materie und Form der Handlungen. Der Schmeichler kann alles thun, was der Höfling thut; aber dieser nicht alles, was jener: und was beyde thun können, das thut gewöhnlich jeder auf seine Weise. Der Zweck des Schmeichlers ist Befriedigung des Eigennutzes: der Zweck des Höflings Befriedigung der Eitelkeit. Der eine buhlet um das Geld, oder den Tisch des Reichen, oder um den Einfluß des Mächtigen; der andre um Beyfall und Gunst. Und da jedermann ihm diese geben kann, so ist er in seinem Betragen sich so ziemlich gleich. Er ist gegen alle freundlich, zuvorkommend, gefällig, am meisten gegen die, durch deren Gunst er sich vorzüglich geschmeichelt findet. — Der Schmeichler spielt seine Rolle in einem engern Kreis. An dem, von welchem er nichts hofft, rächt er sich gerne durch Stolz und ein insolentes Betragen für die Demüthigungen, welche er sich gewöhnlich auflegt; und um seinem Gönner zu schmeicheln, wird er gegen andre oft grob und beleidigend.

Die Wahl der Mittel ist bey beyden Charaktern im allgemeinen eben dieselbe: allein im besondern nimmt sie oft eine verschiedene Richtung. Beyde trachten durch Reden und Handlungen andern Vergnügen zu machen, aber weder aus Freundschaft, noch aus echter Humanität, sondern aus Selbstsucht. Daher ist weder in ihren Reden, noch in ihren Handlungen Wahrheit. Sie wollen für einen andern das zu thun scheinen, was sie im Grunde nur für sich selbst thun. Allein was der eine wissentlich und mit Absicht thut, das thut der andre ohne sichs zu gestehen, vielleicht oft ohne es zu wissen. Die Unwahrheit des einen ist mehr Selbsttäuschung als Betrug; die des andern vorsetzliche Lüge und Falschheit. Wenn der Höfling die Fremden versichert, daß er bey ihnen bessere Einsichten, und richtigere Beurtheilung finde, als bey seinen Mitbürgern, so mag er dieß, so lange er in ihrer Gesellschaft ist, wirklich glauben. Der Wunsch sich ihnen angenehm zu machen, verblendet seinen Verstand, und überlistet sein Herz. Aber eine förmliche Lüge zu sagen, oder eine Thatsache zu erdichten, dazu ist er nicht unredlich genug. Dem Schmeichler ist weder das eine, noch das andre zu viel. Er hinterbringt seinem Gönner Lobsprüche, welche ihm nie ertheilt wurden: er beklatscht seinen frostigen Witz, für den er ihn im Herzen verachtet.

Auch in denjenigen Zügen, in welchen sie sich zu treffen scheinen, sind sie nach diesem Unterschiede

nüanciert. Beyde leitet der Instinct ganz richtig, in den Kindern den Vater zu gewinnen. Allein was der parasitische Schmeichler scheinen will für die Kleinen zu fühlen, das ist die unverschämteste Lüge. Wofür die unbedeutenden Geschenke, die er ihnen macht? Der Niederträchtige weiß es allzu wohl, daß er damit ein Capitälchen anlegt, welches sich ihm hundertfach verzinsen wird. Der Höfling verlangt nichts dergleichen, und darum begnügt er sich mit den Kindern zu spielen. Wenn er sie auch nicht wirklich lieb hat, so glaubt er es doch. Er sieht in ihnen den Vater, bey welchem er gerne etwas gelten mag, und darum findet er ihn auch in ihren Gesichtszügen. Wenn er das zu sehen behauptet, was nicht ist, so täuscht er am allererstен sich selbst. Er ist lächerlich, aber kein Lügner. Es geht ihm, wie jenen Damen bey La Bruiere, welche von einem gewissen Bel-esprit so bezaubert waren, daß sie, wenn er sprach, das zu vernehmen glaubten, was sie bloß hörten. Sie waren im Stande zu sagen: Cela est délicieux — qu'a-t-il dit?

Keiner von beyden Charaktern ist edel: aber der eine ist niedrig, der andre nicht. Der Höfling wird weder vorauslaufen, um den Besuch anzusagen, noch etwas von dem Markte herbeyholen, noch dem Bedienten das Polster abnehmen, um es selbst unterzulegen. Es entgeht ihm nicht, daß er die Achtung, womit ihm gedient ist, sicher verscherzen wird, so bald er sich zu Knechtesdiensten herabläßt.

Im Ganzen genommen ist dieser Charakter nicht so wohl verachtenswerth, als drückend, und lächerlich durch die Verlegenheiten, worein er sich selbst und andre setzt. Der Höfling ist im Grunde niemandes Freund; und weil er bey vielen gelten will, so muß er es mit vielen verderben. Welch eine seltsame Rolle spielt ein Mensch nicht, welcher bey einem gütlichen Vergleiche, um die Gegenpartey der seinigen näher zu bringen, den Anwalt von beyden macht! Er will mehr thun, als von ihm erwartet wird, und steht sich selbst im Lichte. Um einen neuen Freund zu gewinnen, stößt er einen alten für den Kopf, verpflichtet sich weder diesen noch jenen, und macht sich beyden lächerlich.

Der Charakter des Höflings, oder, wie ich ihn immer lieber nenne, des Areskos, gründet sich, so wie er hier vor uns liegt, auf Eitelkeit, und diese Eitelkeit entspringt aus Schwachheit. Denn nie wird ein Mann, dem das Gefühl von selbstständiger Kraft nicht entsteht, mit dieser moralischen Krankheit behaftet seyn. Wo diese Schwachheit in hohem Grade Statt findet, da artet sie in eine gewisse Dysopie oder Blödigkeit aus, welche dem Charakter eine besondre Nüance giebt. Das Bestreben, sich des Wohlwollens andrer zu versichern, ist mehr leidend als thätig, und die nachgebende Gefälligkeit kann so weit gehen, daß sie noch eher Glück und Leben, als die Gewogenheit der Person, auf das Spiel setzt. Einen solchen Charakter erinnre ich

Bayerische Staatsbibliothek München

mich in Rousseau's Confessions gefunden zu haben. Ein gewisser Mensch stellte sich ihm oft in den Weg, und begleitete ihn zuweilen auf seinen Spaziergängen. Einst kostete Rousseau eine gewisse Art von Beeren, und da er sie schmackhaft fand, so fieng er an, mit Appetit davon zu essen. Der andre sah ihm eine Zeit lang stillschweigend zu; endlich sagte er: Aber Sie wissen es doch, daß diese Beeren giftig sind? „Mein Gott! sprach Rousseau, warum haben Sie mirs nicht so gleich gesagt?" Ah Monsieur, erwiederte jener, je n'osois pas prendre cette liberté.

Vielleicht hat Theophrast diesen Charakter noch von mehrern Seiten gezeichnet; denn die Schilderung scheint mir nicht vollendet; und das angehängte Bruchstück steht offenbar nicht an seiner Stelle. Man sieht hier nicht länger den geschmeidigen, gefälligen, jedermann sich bald freundlich annähernden, bald behutsam ausweichenden Mann, sondern einen eiteln, selbstgefälligen Menschen, welcher mit dem Mikrophilotimos, oder dem kleinlich Eiteln, den Theophrast uns auch schildert, so oft zusammentrifft, daß man leicht auf die Vermuthung gerathen könnte, er habe sich von dort hierher verloren. Bey schärferer Prüfung wird man jedoch die Abstufung leicht bemerken. Beyde sind eitel, aber ihre Eitelkeit hat eine verschiedene Tendenz. Der Mikrophilotimos strebt mehr nach Rang und Ehre, der andre mehr nach Bewundrung. Der eine

will mehr Aufsehen machen; der andre mehr gefallen. Jener will durch das bemerkt werden, was er thut; dieser mehr durch das was er ist, und was ihn zunächst umgiebt. Kurz, der letztere ist ein Athenischer Elegant, der in Kleidern, Wohnung, Putz, Geräthschaften u. s. w. das Seltene und Ausgesuchte liebt, für einen Mann von Geschmack, und einen Kenner und Beschützer der Künste gelten will, und seine Nachahmer und Bewundrer hauptsächlich in dem jungen Fluge seiner Altersgenossen sucht. Laßt ihn noch einige Olympiaden zurücklegen, so wird er der Mikrophilotimos seyn.

Vergeblich ist die Mühe, welche Le Clerc in seiner Ars critica sich giebt, diese beyden so heterogenen Bruchstücke durch eine willkührliche Erweiterung des Begriffes der Areskeia zusammen zu fügen. Das Bestreben zu gefallen, meint er, äußere sich nicht bloß durch ein gefälliges Betragen im Umgange, sondern eben so wohl durch geschmackvolle Wahl der Kleider und Möbeln, durch freygebigen Aufwand u. s. w. Schade daß sich der Sprachgebrauch nach dergleichen aus der Luft gegriffnen Worterklärungen so selten fügen will. Areskos heißen nun einmahl die Griechen denjenigen, welcher nicht durch jedes Mittel und von jeder Seite, sondern einzig und allein durch ein gefälliges, geschmeidiges, accommodantes, zuvorkommendes Betragen zu gefallen sucht. Darin ist der Sprachgebrauch sich immer gleich, und die bestimmtere Erklärung des Aristote-

les mit der Theophraſtiſchen völlig übereinſtimmend. „Wir nennen, ſagt ſie, denjenigen Areskos, welcher „ſagt, was man gerne hört, niemandem wider„ſpricht, und im Umgange alles, was unangenehm „ſeyn könnte, zu vermeiden ſucht" *).

Allein braucht es wohl mehr als einen Blick auf dieſe beyden Bruchſtücke zu werfen, um eine ſolche Hypotheſe ungereimt zu finden? Wie wäre es, ohne einen völligen Mangel an Kunſtſinn, möglich, zwey von einander ſo ſehr abſtechende Hälften in ein Ganzes verbinden zu wollen! Hier lauter Züge des eiteln, ſelbſtgefälligen Stutzers, und dort des gefälligen, nach jedermanns Sinn und Wink ſich ſtimmenden Höflings! Mögen ſie ſich auch in ihren letzten Zwecken begegnen: eine ſolche Verbindung macht kein Ganzes. Es iſt eine wahre Mißgeburt — mulier desinens in piscem.

*) Οἱ μὲν ἄρεσκοι δοκοῦσιν εἶναι, οἱ πάντα πρὸς ἡδονὴν ἐπαινοῦντες, καὶ οὐδὲν ἀντιτείνοντες, ἀλλὰ δὴ οἰόμενοι δεῖν ἄλυποι τοῖς ἐντυγχάνουσιν εἶναι. Arist. *Moral.* IV. 12.

VI.

Der Ehrlose.

Ehrlosigkeit nenne ich, wenn man sich nichts daraus macht, schändlich zu reden, und zu handeln. — Ein solcher Mensch ist immer bereit einen Eid zu schwören, und läßt sichs wenig anfechten, ob man ihm Böses nachrede, oder ihn schmähe. Seines Thuns und Treibens ist er ein Pflastertreter, und ein Schamloser, der fähig ist, alles zu thun, und zu unternehmen. Ihn kostet es nichts, nüchtern und ohne Maske, auf der Schaubühne den Kordax zu tanzen. Wenn eine Bande Gaukler ihre Künste sehen läßt, so läßt er sich gebrauchen, um von den Zuschauern, Mann für Mann das Geld einzuziehen, und zankt sich mit denen, welche ein Freyzeichen vorweisen, und also nichts bezahlen wollen. Eine Kneipschenke oder ein Bordell zu halten, oder am Zollbret zu sitzen, das alles ist ihm so wenig als irgend ein andres ehrloses Gewerbe zu schlecht. Bald erscheint er als Ausrufer, bald als Garkoch, bald hält er eine Spielbude: er läßt seine Mutter darben, wird

als Dieb in den Kerker geführt, wo er mehr als in seiner Wohnung zu Hause ist. Er ist auch wohl einer von den Aufwieglern, welche den Pöbel haufenweise um sich her versammeln, und mit lauter, kreischender, Stimme harangieren, und schimpfen. Während einige herbeykommen, gehen andre fort, ehe sie noch wissen, was er eigentlich will. Die einen hören den Anfang, andre nur wenige Worte, und noch andre einen Theil seines Vortrages ab. Da ist es ihm erst eine rechte Lust seine Tollheit zu zeigen, wenn er, wie bey einer festlichen Volksversammlung, eine Schaar von Zuhörern vor sich sieht. Immer ist er in Prozesse verwickelt, womit andre ihm, oder womit er andern zu Leibe geht. Das eine Mahl erscheint er nicht vor dem Richter, und macht sich anheischig einen Reinigungseid zu schwören. Ein ander Mahl stellt er sich mit der Brieftasche im Busen, und mit großen Wischen von Papieren in beyden Händen. Er stellt sich gerne an die Spitze von Taugenichtsen, denen er Geld leihet, und die Drachme sich täglich mit anderthalb Obolen *) verzinsen läßt.

*) Die Drachme hielt sechs Obolen. Also läßt sich der Ehrlose das Capital mit dem vierten Theile desselben täglich verzinsen.

Da durchwandert er dann die Garküchen, und den Fisch- und Pöckelmarkt, uud stopft sich mit den Zinsen, welche er einzieht, das Maul voll. — Eine unausstehliche Art von Menschen, welche zum Schimpfen und Schmähen immer eine gelöste Zunge haben, und ein Geschrey erheben, daß der Markt und die Werkbuden davon wiederhallen.

Dieser Charakter ist unstreitig einer der häßlichsten, welche die Theophrastische Galerie aufstellt. Er ist aus der Hefe des Pöbels gehoben; ein Muster von entschiedner Effronterie, ein Virtuos in allen verschrienen Künsten, der uns bey seiner großen Vielseitigkeit kein gutmüthiges Lächeln der Entschuldigung, keinen leisen Zweifel abgewinnen kann, ob er dieß Mahl bloß Narr und nicht Schurke sey: von reinem moralisch schlechtem Gehalt, und durchaus mit Nichtswürdigkeit gestempelt: ganz aus einem Stücke — totus in se teres atque rotundus.

Die Ausleger setzen diesen Charakter mit zwey andern in Parallele. Herr Nast glaubt, daß Theophrast die Absicht gehabt habe, hier und in den beyden Capiteln von der Unverschämtheit, und von der bübischen Spaßmacherey (βδελυγία) eine und eben dieselbe moralische Krankheit, nur in verschiednem Grade, und unter einem dreyfachen

Gesichtspuncte darzustellen. In der That stimmen alle drey darin mit einander zusammen, daß sie sich durch Schamlosigkeit auszeichnen. Aber bey der Unverschämtheit und der bübischen Spaßmacherey ist diese Schamlosigkeit an gewisse fehlerhafte Neigungen gebunden: bey dem Ehrlosen ist sie allgemein. In Rücksicht des Grades ist sie nicht verschieden: jeder treibt sie in seiner Art aufs Höchste.

Der Ehrlose — dieser Ausdruck ist mehr auf die Charakterschilderung als auf die Ueberschrift berechnet, für welche, so viel ich weiß, die Deutsche Sprache kein Wort hat — der Ehrlose, sagt Casaubon, ist nicht etwa nur Einem Laster ergeben, sondern allen: er findet an und für sich an dem, was schändlich ist, Vergnügen, und, welches der höchste Grad von Verdorbenheit ist, er hat selbst seine Verdorbenheit lieb gewonnen. Jener Ausspruch des Seneca im vierten Buche de beneficiis: Neminem adeo hominem exuisse, ut animi caussa malus sit, scheint durch ihn widerlegt. Er ist auch da lasterhaft, wo er nichts dabey zu gewinnen hat.

Ich gestehe es, daß ich ungeachtet aller der Bosheit und Verkehrtheit, welcher man selbst zu Folge der unerhörten Erfahrungen unsrer Zeiten das menschliche Herz für fähig zu halten sich gezwungen sieht, mich dennoch nicht überzeugen kann, daß irgend ein menschliches Wesen, an sich und ohne Hinsicht auf irgend einen wahren oder eingebildeten Vortheil, an dem Laster, das heißt an Handlungen,

wodurch es andern Schaden und sich selbst Schande zufügt, ein Vergnügen finden könne. Weder Robespierre, der die Guillotine in stäter Bewegung erhielt, noch so viele andre politische Missethäter, über welche Millionen von Menschen jetzt noch seufzen, haben das, was sie thaten, gethan, um sich an den Leiden der Menschheit und ihren Verwünschungen eine Freude zu machen. Ich glaube Seneca hat Recht: Nemo animi caussa malus est.

Das Laster darum lieben, weil es Laster ist; in der Schande, als Schande, seine Ehre suchen, kommt mir gerade so unnatürlich vor, als in physisch schmerzhaften Empfindungen sein Vergnügen suchen. Gleichwohl hat es Menschen gegeben, die sich freywillig ins Feuer, und sehr viele die sich ins Wasser stürzten. Aber keiner von allen hat es aus Vergnügen an Tod und Schmerzen, keiner animi caussa gethan. Wer es thut, der thut es aus Verzweiflung oder aus Wahnsinn. — Die sittliche Verdorbenheit, welche an dem Laster ein reines Vergnügen zu finden scheint, ist nichts anders als ein moralischer Selbstmord, der aus der nähmlichen Quelle entspringt, und gerade dieser Zustand ist es, welchen das Griechische Wort bezeichnet. Der Aponenoemenos, so sagt der Verfasser der Reden gegen den Aristogiton, ist ein Mensch, der sich als verloren hingiebt, auf jedes vernünftige Rettungsmittel Verzicht leistet, und einzig in ungereimten und desperaten Maß-

regeln sein Heil sucht. Dieser Zustand ist es, welchen Theophrast hier in moralischer Hinsicht schildert; ein Zustand der Verzweiflung, und des völligen Verzichtleistens auf guten Nahmen und sittliche Achtung.

Ein solcher Charakter ist keinem Menschen anerboren: er wird durch die Umstände allmählig entwickelt, und durch die absolute Unmöglichkeit der Rückkehr zu bessern Gesinnungen und Handlungen vollendet. Die Anlage dazu findet sich mehr oder weniger bey jeder lasterhaften Neigung, aber bey keiner so sehr als bey der Liederlichkeit. Der Leichtsinn, welcher die hauptsächlichste Quelle dieses Lasters ist, führt schneller und leichter als jede andre Ursache jene moralische Stumpfheit herbey, von welcher alle Gefühle der Ehre und Schande zurückprellen. Man fängt mit unbesonnenen Streichen an, welche eine kurze Reue begleitet, und endigt mit entschiedner Schamlosigkeit.

Der Liederliche, dessen Schilderung wir vor uns haben, scheint Anfangs ein lockrer Bursche gewesen zu seyn, der sein Vermögen schnell durchjagte, und den die Noth, und der Hang zur Verschwendung, antrieb, zu solchen Erwerbsmitteln seine Zuflucht zu nehmen, welche mit seinem vorigen Zustande sehr contrastierten. Das daher entstandene Aufsehn ward durch seinen anerbornen Leichtsinn, der ihn bey keiner Lebensart beharren ließ, immer unterhalten und vermehrt. Der Ausrufer und der Garkoch, welcher

etwas beßres seyn konnte, und es durch seine Schuld nicht war, sah sich von jedermann verachtet, und der Unbeständige, welcher jeden Augenblick die Rolle wechselte, von jedermann verlacht. Mit wem es so weit gekommen ist, dessen Ehrgefühl und Moralität befindet sich auf einem schlüpfrigen Stande. Der Schritt vom Schlechten zu dem noch schlechtern kostet ihn, zumahl wenn es das Einträglichere ist, wenig; und so schreitet der vielleicht noch ehrliche Ausrufer, in gemeßner Abstufung, zum ehrlosen Gewerbe des Kupplers, zur Dieberey und zum Meineid fort.

Keine Schamlosigkeit ist entschiedner und unheilbarer als die Schamlosigkeit eines Menschen, welcher einst Ansprüche auf Achtung hatte, und sie unwiederbringlich verscherzt sieht. Er kann alles wagen, denn er hat nichts zu verlieren. Er ärgert aus Menschenhaß, und handelt lasterhaft aus Verzweiflung. Um sich nicht schämen zu müssen, spricht er den Gesetzen der Ehre und des Wohlstandes öffentlich Hohn. Er sucht lieber auf krummem Wege das, was er auf geradem erhalten könnte, und wird aus Grundsätzen ein Böswicht, um sich an der Tugend zu rächen. Kurz er will in der Schamlosigkeit seine Ehrlosigkeit tilgen.

So erklärt sich, wie ich glaube, das paradoxe Phänomen dieser Seelenkrankheit, welche alle Symtome einer reinen Liebe des Lasters mit sich führt, und dennoch nichts anders ist als Menschenhaß und

Verzweiflung. Freylich kann sie das, was sie Anfangs bloß scheint, in der Folge wirklich werden. Denn Fertigkeit und Angewöhnung machen, daß eine lang gespielte Rolle uns endlich zur Natur wird. Kein Geitzhals fängt damit an, das Geld an und für sich, das heißt in wie fern es ein Stückgen ausgeprägtes Metall ist, zu lieben: aber die auf den imaginären Werth des Geldes sich gründende Liebe artet allmählig in reine Liebe aus, welche beym Anblick eines Thalers das Herz in Wallung bringt.

Bey dem angegebnen Gesichtspuncte wird es uns erst recht klar, warum Theophrast den Ehrlosen auch als Aufwiegler erscheinen läßt. Beyde Rollen vertragen sich zwar gut, aber sie sind nicht nothwendig beysammen. Hingegen führen Menschenhaß und Verzweiflung, als Folgen der Liederlichkeit, jeden der sich zur Schikane nur einiger Maßen aufgelegt fühlt, unfehlbar zu diesem Ziele. Der Taugenichts und der Verschwender will sich für den Verlust der Ehre und des Vermögens an denen rächen, welche noch im Besitze von beyden sind: und man kann sicher darauf rechnen, daß bey jeder Staatsrevolution der Liederliche, wofern er immer kann, eine politische Rolle spielen wird. Der patriotische Wursthändler Agorakritos, beym Aristophanes, hat in dem Selbstgeständniß, welches er ablegt, seinen edeln Mitbrüdern die Nativität ganz richtig gestellt:

— — — Beym Zeus! ich könnt' aus meinen Kinderjahren
Mich manches Stückgens rühmen. Als: die Köche anzuführen,
Schrie ich, Ihr Jungen Lenz ist da! Seht ihr die Schwalbe fliegen?
Und wenn die Narren guckten, husch: war ein Stück Fleisch gemauset.
Ward etwa einer was gewahr, flugs steckt ichs zwischen die Beine,
Und schwur bey allen Göttern dreist, ich wisse nichts. Auch sagte
Einmahl der Redner einer, der mir seitwärts zugesehen:
Aus diesem Jungen wird dereinst ein großer Staatsmann werden.

Dieser Gesichtspunct ist es auch einzig, welcher die Schilderung dieses Charakters nicht bloß erträglich, sondern so gar interessant machen kann. Wenn der Ehrlose das wäre, was er beym ersten Anblick scheint, so würde ich zu Folge dessen, was ich in der Einleitung gesagt habe, die Wahl des Theophrast unmöglich gut heißen können. Ein Mensch, der aus reiner Liebe zum Laster lasterhaft ist, ist abscheulich, nicht lächerlich. Seine Schilderung fällt neben die Theorie hin, und kann unmöglich interessieren. Gleichwohl interessiert uns diese Schilderung: und woher dieß? Unstreitig daher. Man fühlt es, daß der Ehrlose, so ein schlechter Mensch er auch ist, dennoch nicht so schlecht ist, als er scheinen will. Man fühlt es, daß er, Trotz aller Anstrengung sich gegen das Gefühl der Ehre und Tugend zu bäumen,

dennoch damit kaum fertig wird. Die Fehde, die er beyden so laut ankündigt, ist das tollkühne Geschrey eines Hoffnungslosen, und die lächerliche Prahlerey eines Pygmäen, der einen Riesen zum Zweykampf herausfordert. — Die Geschichte seiner Verirrungen ist mit wenigen Worten diese: Die Liederlichkeit überliefert ihn dem Laster, das Laster der Schande, die Schande der Verzweiflung, und diese der Narrheit.

Theophrast hat das Lächerliche, welches in der Narrheit dieses Charakters liegt, nicht nur in einzelnen Zügen angedeutet, sondern auch hin und wieder durch einen Druck gehoben. Wenn der Ehrlose, welcher den Gauklern selbst ohne Bezahlung zuschaut, mit denen sich zankt, welche ihm ein Freyzeichen vorweisen; wenn er als politischer Redner den Pöbel in Harnisch zu jagen sucht, und die gaffende Menge ab- und zugehen sieht, ohne daß ein einziger sich um das, was er sagt, bekümmert; wenn er mit den Zinsen, die er von seinem schändlichen Wucher einsammelt, sich beyde Backen voll stopft, so ist dieß alles ungemein komisch, und bedeutsam zugleich. Aber mehr noch ist es die Rolle, die er vor Gerichte spielt. Nicht nur ist es an sich ein komischer Anblick, wie er mit der vollen Brieftasche im Busen, und mit großen Wischen von Papieren in beyden Händen da steht. Der Stolz, womit der Unverschämte sich blähet, und die Selbstzufriedenheit, womit der Ehrlose, ohne es zu wissen und zu wollen,

der Ehrlichkeit huldigt, ist über alle Maßen belusti-gend. Ist es doch als hörten wir ihn sagen: „Nicht „wahr, ihr denkt, ich werde auftreten, um durch „Schikane das Recht zu verdrehen, durch offenbare „Schelmenstreiche mich selbst zu prellen, und auf „meine Kosten euch abermahl eine kleine Freude zu „machen? Ihr seyt sehr gütig, daß ihr so von mir „denkt; und im Grunde sollt' es mich wenig an-„fechten, ob ich ein solches Zutrauen wirklich ver-„diene. Aber, mit Erlaubniß, dieß Mahl werdet „ihr ein bißchen garstig wider die Wand rennen. „Seht hier, und hier, und hier die Belege meiner „Ansprüche, und die Adelsbriefe meiner Rechtlich-„keit. Ich sehe wohl, ihr spitzet den Mund schon „zum Lachen: allein ich wollte rathen, euch nicht „zu übereilen. Bis zu Austrag der Sache dürften „eure Gesichter um ein gutes länger werden." Und nun denke man sich hinzu, daß der unverschämte Prahler, bey der Einseitigkeit, Unvollständigkeit und Schiefheit seiner Beweise, im Spruche zu kurz falle, so hat das komische Bild seine Rundung.

VII.

Der Schwätzer.

Die Schwatzhaftigkeit könnte man ungefähr so erklären: sie sey eine unbändige Begierde sich hören zu lassen. — Der Schwätzer wird, so bald jemand mit ihm über irgend etwas zu sprechen anfängt, ihm so gleich sagen: Das alles sey nichts: Er wisse die Sache aus dem Grunde, und könne, wenn man ihn anhören wolle, darüber völligen Aufschluß geben. Wenn hernach der andre etwas erinnern will, so fällt er ihm aufs neue in die Rede. Ganz gut, sagt er, behalte das auf, was du sagen wolltest: oder, Da erinnerst du mich ganz gelegen: oder, So kann in der Unterredung einer dem andern auf die Spur helfen — Was ich noch sagen wollte — Da hast du den rechten Fleck bald getroffen — Ich wartete schon lange, ob du die Sache auch so ansehen würdest. — Mit diesen und dergleichen Formeln fällt er beständig ein, so daß neben ihm niemand zum Worte kommen kann. Hat er nun einen nach dem andern taub geschwatzt, so macht er sich an die, welche, um

irgend ein Geschäft zu beseitigen, sich von der übrigen Gesellschaft abgesondert haben, und jagt auch diese aus einander. Er besucht gerne die Schulen, und Uebungsplätze, schwatzt da ein langes und ein breites mit den Lehrern, und macht daß unterdessen die Schüler nichts lernen. Will jemand fortgehen, so begleitet er ihn bis nach Hause. Wird eine Volksversammlung angesagt, so erkundigt er sich nach dem Gegenstande der Berathung, und trägt ihn überall herum. Zuweilen recensiert er die Streitreden, welche die beyden großen Redner unter dem Archontate des Aristophon gehalten haben, und geht von da auf die Reden über, welche er selbst etwa, nicht ohne Beyfall, in der Volksversammlung vorgetragen habe. So gleich setzt er sich in Positur, und fängt an, gegen das Volk zu declamieren. Indem er es nun thut, sitzen die einen staunend da, andre fangen an mit dem Kopf zu nicken, und noch andre schleichen sich unvermerkt davon. Als Beysitzer im Gerichte läßt er die Richter nicht zum Spruche kommen; im Schauspiel könnt ihr, neben ihm, nicht zuschauen; am Tische nicht essen. In der That ist es eine schwere Aufgabe für den

Schwätzer, dem die Zunge stets überfließen will, zu schweigen. Er wird es nicht thun, und wenn ihr ihn auch geschwätziger finden solltet, als eine Schwalbe. Selbst das Lächerliche gewinnt ihm nichts an, wenn zum Beyspiel seine Kinder, um den Schlaf zu finden, ihm zurufen: „Papa! so erzähle uns doch was, damit wir darüber einschlafen."

Eben dieselbe Klage, welche ich über die Unbestimmtheit dieser Erklärungen schon mehrmahls geführt habe, muß ich auch hier wiederholen. Die Erklärung des Schwätzers giebt uns nur die allgemeinen Merkmahle an, und läßt den specifischen Unterschied unberührt. Wenn wir genau bey den Worten bleiben, so heißt es: Die Schwatzhaftigkeit sey eine Unmäßigkeit im Reden. Ohne Zweifel ist sie das: aber ist es die Plauderlust nicht auch? Laßt uns zur Berichtigung und Ergänzung des Begriffes einen Blick auf beyde Charakterschilderungen werfen, um durch Vergleichung derselben die Verschiedenheit auszumitteln.

Der Plauderer und der Schwätzer kommen, wie gesagt, darin mit einander überein, daß sie nie müde werden zu sprechen: allein so wohl in den Grundtrieben, woraus ihre Redseligkeit entspringt,

als in den Aeußerungen derselben weichen sie merklich von einander ab. Der Plauderer ist ein Mensch, welcher an dem Sprechen an und für sich Vergnügen findet, und keine andre Absicht hat, als den wenigen Ideen, welche vereinzelt in seinem öden Kopfe herumtreiben, Luft zu machen. Da er weder vergleichen noch denken, und folglich mit sich selbst sich nicht unterhalten kann, so sucht er es dadurch zu thun, daß er sich andern mittheilt. Diese Mittheilung ist sein einziger Zweck. Er schwatzt ohne Ueberlegung und Wahl in den Tag hinein, was ihm einfällt, und so wie es ihm einfällt. Seine Unterhaltung ist aphoristisch, so wie sein Denken, Vorstellen, und Empfinden. An jedem Gegenstand entdeckt er nur Eine Seite, und darum verläßt er ihn so schnell als er ihn ergriffen hat. Da seine Ideen nur durch sinnliche Eindrücke erregt, oder nach den Gesetzen der Phantasie erzeugt werden, so ist in seinen Reden weder sichtbarer Zusammenhang noch ordentliche Folge. Wenig Verstand, wenig Empfindung, ein gänzlicher Mangel an Beurtheilungskraft, und ein ziemlich lebhaftes Temperament machen ihn zum Plauderer: ein bißchen mehr Phlegma, und er würde ein stupider Kopf seyn.

Dem Schwätzer ist das Sprechen nicht Zweck, sondern Mittel. Seine Redseligkeit entspringt aus einem unüberwindlichen Triebe sich hören zu lassen, und seine Mittheilung ist nichts anders als reiner Egoismus. Eitelkeit und die Begierde zu glänzen

setzen seine Zunge in Bewegung. Er will weder sich selbst noch andre unterhalten, sondern sich zeigen. Alle seine Reden sind auf die Wirkung bey den Hörenden, und auf die daher gehoffte Bewundrung berechnet. Diese Hinsicht ist es auch, welche seine Wahl bestimmt. Denn ihm behagt nicht jeder Stoff so wie dem Plauderer; noch ist seine Unterhaltung so unstät und zerstückelt. Von allen Gegenständen wählt er am liebsten diejenigen, an welchen er seine Beredsamkeit zeigen, seinen Witz spiegeln, seine Einsichten und Kenntnisse auskramen kann. Er spricht gerne von dem, was er bey dieser und jener Gelegenheit gesagt oder gethan habe; liebt ausführliche Discussionen, tritt zuweilen als Declamator auf, und weiß sich füraus nicht wenig mit der Kunst der angenehmen und geistreichen Erzählung.

Aus eben der Quelle entspringt auch die intolerante Arroganz des Schwätzers. Eben deßwegen weil es ihm nicht um das Vergnügen der gesellschaftlichen Unterhaltung, sondern um Befriedigung seiner kleinen Eitelkeit zu thun ist, darum mag er keinen andern gerne hören als sich selbst; darum sucht er stets und immer sich der Conversation zu bemächtigen; darum nimmt er jeden auf die Bahn kommenden Stoff in Beschlag; darum weiß er alles besser als andre; darum fällt er jedem in die Rede; und darum reclamiert er jeden guten Gedanken und jedes treffende Wort als sein Eigenthum. Zwey Plauderer können sich gut vertragen, aber zwey Schwätzer

niemahls. Ihre Unterhaltung ist ein Zweykampf auf Leben und Tod. — Der berühmte Abbé Raynal war, wie man weiß, ein gewaltiger Schwätzer. Einst traf er in einer Gesellschaft auf einen andern, der ihn noch überbiethen konnte. Dieß Mahl, lieber Abbé, so sagte ein Freund, haben Sie Ihren Meister gefunden. — Schon gut, erwiederte Raynal, lassen Sie ihn nur einmahl spucken, und Sie sollen sehen.

Der Plauderer ist immer ein schaaler Kopf, ohne Verstand und Geist. Der Schwätzer kann beydes, und das letztere in vorzüglichem Grade besitzen, und dennoch ist er das unerträglichere Wesen. Man meidet den Plauderer, und haßt den Schwätzer. Jener ist ein Gastgeb, der uns mit schlechten, ungesalznen und halbgekochten Speisen bewirthet. Er läßt sichs trefflich schmecken, und gönnt uns von Herzen unsern Antheil. Der Schwätzer ist ein Egoist, welcher alles ausser sich vernichten, und allein existieren will. Er ladet uns an einen vielleicht nicht übel besetzten Tisch: aber den Genuß der Speisen behält er sich allein vor, und läßt uns nur den Geruch.

Diese kleine Eitelkeit ist es auch, welche die Schwatzhaftigkeit zu einem unheilbaren Gebrechen macht. Der Schwätzer, sollte man meinen, würde, wofern er ein gescheidter Mann ist, es bald merken, daß seine Unterhaltung nicht angenehm, und seine Person verhaßt sey. Ohne Zweifel wird er es merken, aber was kümmert ihn das? Sein Ziel hat

eine andre Richtung: er sucht Bewundrung, nicht Liebe; will nicht geachtet seyn, sondern glänzen. Laßt es ihm gelten, daß er ein feiner Beobachter, ein witziger Kopf, ein trefflicher Redner, ein guter Erzähler sey, und er wird es euch verzeihen, daß ihr ihn unausstehlich findet. Er würde ohne Zweifel anders denken, wenn er mehr Verstand hätte: aber ein gescheidter Mann ist nicht alle Mahl auch ein sehr verständiger Mann, und kein Mann von großem Verstande ist ein Schwätzer.

Allein wie verträgt es sich mit dieser Eitelkeit, daß der Schwätzer vom Declamieren sich nicht abhalten läßt, wenn er gleich seine Zuhörer entweder einschlummern oder verschwinden sieht, und daß er selbst gegen das Lächerliche Stand hält? — Ich könnte antworten, daß Theophrast jenen bedeutsamen Zug habe einfließen lassen, um das Gemählde dadurch ein wenig zu heben, ohne von der Wirkung, welche die Sache bey dem Schwätzer hervorbringen wird, uns Rechenschaft zu geben. Allein wir können ohne Gefahr den Fall setzen, daß ein oder mehrere fehlgeschlagne Versuche von dieser Gattung den Schwätzer nicht ausser Fassung bringen werden. O er ist von dem Werthe dessen, was aus seinem Geiste hervorquillt, so sehr überzeugt, daß er die verfehlte Wirkung jeder andern Ursache eher als seinem Unvermögen zuschreiben wird. Die guten Leute! denkt er, sie haben keinen Sinn für das Schöne; oder es nagt sie wohl gar ein bißchen

geheime Eifersucht: und so ist seine Eigenliebe ein wenig gekränkt, aber nicht gedemüthigt. Er hofft ein ander Mahl beßre, das heißt gefälligere, Zuhörer zu finden, und findet sie zuweilen in der That.

Mit dem Lächerlichen hat es eine andre Bewandtniß. Dieses gründet sich auf Wahrnehmung einer Schwachheit, und der Eitele, der sich mit Vorzügen brüstet, hält dagegen nicht Stand. Wenn ich ihn sprechen, oder lesen höre, und darüber einschlummre, so wird er Mitleiden mit meinem Geschmacke haben: aber er wird mich bitten, ihn für entschuldigt zu halten, wenn ich ihm sage: „Ich mögte so gerne einschlafen; lesen Sie mir doch einmahl ihre Rede vor!" Mit dem Plauderer verhält es sich schon anders. Er hat kein Gefühl von Kraft, und keinen Sinn für das Lächerliche. Sagt es ihm scherzend, daß ihr ihn lächerlich findet, und es wird ihn wenig kümmern. Laßt ihn sprechen, so läßt er euch gähnen, und plaudert noch fort, wenn er euch schon nicken sieht. — Wenn Theophrast in dieser Stelle wirklich das sagt, was er zu sagen scheint, so hat er einen Fehlgriff gethan, und dem Schwätzer gegeben, was dem Plauderer gehört. Ich gebe seine Vertheidigung auf, wenn die Auskunft, welche ich in den Anmerkungen vorschlage, nicht Statt findet.

Darin begegnen sich der Plauderer und der Schwätzer, daß sie jedem, der das Unglück hat, in ihre Hände zu fallen, sich aufdringen, und ihren Mann unabtreiblich verfolgen; aber gewöhnlich ist

der Schwätzer zudringlicher und beschwerlicher. Der Plauderer ist zufrieden, wenn man ihn sprechen läßt, und nimmt es nicht alle Mahl so genau, ob man ihn höre. Der Schwätzer will durchaus gehört seyn. Umsonst wird man in Zerstreuung oder gedankenlosem Staunen vor ihm seine Rettung suchen. Er kennt die Mittel recht gut, um jemand aus dem Schlummer zu wecken. „Bald zerrt er euch, sagt „Plutarch, beym Kleide; bald stupft er euch in die „Seite; und bald faßt er euch unter dem Kinn." Heut zu Tage ist das letztere nicht mehr Sitte: aber wer einen Schwätzer auf dem Leibe hat, der kann dafür manchmahl seine Knöpfe in Acht nehmen.

Der vorhin erwähnte Abbé Raynal speiste einst in zahlreicher Gesellschaft. Einige Damen, welche, um seiner Zudringlichkeit zu entgehen, am entgegengesetzten Ende der Tafel Platz genommen hatten, schwatzten da ganz leise, und ohne der Unterhaltung der übrigen Gäste, unter welchen Raynal immer das große Wort führte, Eintrag zu thun. Der Abbé bemerkte dieß mit sichtbarem Unwillen. Er ward unruhig, räusperte sich, und als niemand darauf achten wollte, schlug er mit der Hand auf die Tafel, und rief: Paix là-bas, Mesdames: écoutez ce que je dis! Cela vaut mieux que toutes vos sornettes.

Beyde, der Plauderer und der Schwätzer, nehmen weder auf Zeit, noch auf Umstände, noch auf Verhältnisse Rücksicht. Aber ein Gegenstand, welcher Sinnen und Phantasie beschäftigt, kann den

Plauderer etwa zum Schweigen bringen. Der Schwätzer findet in allem und jedem Stoff, um seine Kenntnisse und Einsichten auszukramen. Er geht ins Schauspiel, um Dichter und Schauspieler, sitzt zu Tische, um den Koch zu recensieren, und unterrichtet als Schüler den Lehrer. So etwas, denke ich, wars, was Isokrates von einem gewissen Kareon ahndete, welcher seinen Unterricht in der Beredsamkeit suchte. Er forderte von ihm den gedoppelten Lohn: und als jener darüber sein Befremden äußerte, so sagte Isokrates: „Die eine Hälfte bezahlst du mir dafür, daß ich dich schweigen, die andre, daß ich dich sprechen lehre."

VIII.

Der Zeitungsträger.

So nenne ich denjenigen, welcher mit lügenhaften Erzählungen und Geschichten von seiner eignen Erfindung auftritt. — Wenn der Zeitungsträger jemandem von seiner Bekanntschaft begegnet, so erheitert er so gleich die Miene, und fragt lächelnd: Woher? — Nun, was sagst du? — Weißt du was neues von dort her? — Sind, fährt er fort, keine neuen Berichte eingegangen? — Die Nachrichten lauten doch gut? — Und ohne eine Antwort abzuwarten, setzt er hinzu: Nun was sagst du dazu? — Hast du denn nichts gehört? In diesem Falle kann ich dich mit Neuigkeiten stattlich regalieren. Und nun beruft er sich entweder auf einen Soldaten, oder auf einen Jungen des Flötenspielers Asteios, oder auf den Lieferanten Lykon, welcher unmittelbar vom Schlachtfelde gekommen ist, und von dem er die Sache gehört hat. Denn immer sind seine Gewährmänner solche Leute, denen man nicht leicht auf die Spur kommen wird, um ihn Lügen strafen zu können.

Von diesen will er nun gehört haben, daß Polysperchon und der König (Aridäos) den Kassandros auf das Haupt geschlagen, und gefangen bekommen haben. Fragt man ihn, ob er denn das wirklich glaube? so sagt er: Warum denn nicht? die ganze Stadt sey ja voll davon: die Nachricht verbreite sich immer mehr: man spreche davon, wie aus Einem Munde. Wirklich sey die Armee tüchtig in die Pfanne gehauen worden: Das könne man den Herren von der Regierung in den Mienen lesen: sie machen gewaltig lange Gesichter. Ueberdieß habe er so unter der Hand vernommen, daß sie schon seit fünf Tagen jemand bey sich versteckt halten, welcher aus Makedonien gekommen sey, und alles mit eignen Augen gesehen habe. Hierauf bricht er, um euch desto besser zu täuschen, ihr könnt nicht glauben in wasfür wehmüthige Klagen aus. Unglücklicher Kassandros! Bedauernswürdiger Mann! Siehst du wie das Glück uns mitspielt! War er doch ein so mächtiger Fürst! Allein, setzt er hinzu, das bleibt unter uns; und so fort läuft er in der Stadt herum, und verbreitet das Mährchen überall.

Mir sind, ich gestehe es, diese Menschen mit ihren Aufschneidereyen ein Räthsel. Denn nicht nur geben sie sich als Lügner bloß, sondern sie fahren auch nicht selten dabey sehr übel. Sehr oft, wenn sie in den Bädern einen Haufen Neugieriger um sich her versammeln, werden ihnen unversehens die Kleider weggemaust. Während sie ein ander Mahl in der Stoa Schlachten zu Wasser und zu Lande gewinnen, verlieren sie mittlerweile einen Prozeß, weil sie die gerichtliche Stunde überwarten. Mit unter werden sie auch, indem sie mit dem Munde Städte erstürmen, um die Mahlzeit verkürzt. Ueberhaupt treiben diese Menschen ein armseliges Tagewerk. Denn wo ist eine Halle, wo eine Werkstätte, wo ein Platz auf dem Markte, da man sie nicht den ganzen Tag über geschäftig fände, um mit ihrem lügenhaften Zeitungskram den Leuten die Köpfe wüst zu machen.

Dieser Charakter war zu Athen vorzugsweise einheimisch. „Die Athener, so sagt der Verfasser „der Apostelgeschichte, so wohl Ansäßige als Bür„ger, haben kein angelegeneres Geschäft, als von „Neuigkeiten zu sprechen, oder davon sprechen zu

„hören.“ Auch Demosthenes hebt diesen Nationalzug hin und wieder, besonders in seiner ersten Philippischen Rede, aus. Bey einem leichten, flatterhaften, jovialischen, mit reitzbaren Sinnen und regsamer Phantasie ausgestatteten Völkgen mußte die Schwatzhaftigkeit zu Hause, und die Neuigkeitenkrämerey an der Tagesordnung seyn. Der Charakter des Zeitungsträgers ist größten Theiles aus diesen Ingredienzien gemischt.

Plutarch hat in einer besondern Schrift über die Schwatzhaftigkeit, den Schwätzer, den Plauderer und den Zeitungsträger durch einander geworfen. Theophrast hat die Begriffe gesondert, und durch treffende Charakteristik in ein helles Licht gesetzt. Es wird nicht schwer seyn, durch Generalisierung des Einzelnen die richtige Abstufung zu finden.

Alle drey Charaktere sind sich verwandt, und der Zeitungsträger steht in der Mitte. Er hat mit den beyden das unruhige Bestreben, sich andern durch Worte mitzutheilen, gemein: aber seine Mittheilung ist beschränkter, und bindet sich ausschließend an eine besondre Rubrik. Beym Schwätzer ist sie umfassender, wegen größerer Vielseitigkeit und Empfänglichkeit: bey dem Plauderer ist sie unbestimmt und allgemein, wegen völliger Beschränktheit. Jener spricht von allen, oder doch von den meisten Gegenständen der gesellschaftlichen Unterredung, von den einen mehr, von den andern weniger gut, und

vielleicht von keinem durchaus schlecht. Denn er will gefallen, und er weiß daß man dieses nicht kann, ohne Kunde von dem zu haben, wovon man spricht. Daher wird er sich kaum an einen Gegenstand wagen, der ihm ganz fremd ist; und um nicht schweigen zu müssen, wird er die Unterredung nicht leicht auf einen solchen ausgleiten lassen. — Der Plauderer hat weder Wahl noch Interesse. Sein Sprechen haftet im Grunde an keinem Gegenstande: denn er spricht ohne zu denken, und wird auch dann nicht verstummen, wenn die Unterredung auf Dinge fällt, die er weder versteht noch kennt. Mit einem Worte, er spricht zu allem, und über nichts.

Der Zeitungsträger spricht immer nur von etwas, ohne zu oder über etwas zu sprechen. Weder Gedanken noch Empfindungen, sondern wahre oder erdichtete Thatsachen sind es einzig, deren Mittheilung ihn beschäftigt. Sein Interesse hängt an Neuigkeiten, das heißt an wichtigen Veränderungen in der physischen, politischen, und zum Theil auch in der moralischen Welt. Um die Veränderungen der intellectuellen Welt bekümmert er sich eben nicht sehr. Diese interessieren nur den Verstand, und seine Thätigkeit hat eine andre Quelle. Sie entspringt aus einer lebhaften, regsamen, aber nicht schöpferischen Phantasie, welche, an eignen Ideen dürftig, den Stoff zu ihrer Nahrung ausser sich in sinnlichen Vorstellungen und Bildern sucht, welche sie angenehm und ohne Mühe beschäftigen.

Bis auf diesen Punct ist seine Strebsamkeit nichts anders als Neugier. Aber dabey allein bleibt er nicht stehen. Der Genuß, welchen er sich durch Erkundigung des Neuen verschaft, ist weder der einzige noch der größte. Was er erfahren hat, das theilt er so fort wieder andern mit, und in dieser Mittheilung sucht und findet er sein Vergnügen hauptsächlich. Sie ist es, welche seiner Einbildungskraft eine höhere Spannung, seinem Geiste ein lebendigeres Interesse giebt. Er denkt sich in die Seele der Hörenden hinein; sucht ihre Erwartung so hoch als möglich hinaufzutreiben, und zu befriedigen; berechnet die Wirkung, die seine Erzählung bey ihnen hervorbringen wird, und ist in so fern ein weit gesellschaftlicheres Wesen als der Schwätzer, welcher andre nur dazu braucht, um sich in ihnen zu spiegeln, und ein erträglicheres als der Plauderer, welcher Sinnen und Verstand betäubt, ohne durch die Phantasie zu entschädigen.

Würde er in seinen Erzählungen sich genau an die Wahrheit halten, so möchte er, als eine lebendige Zeitung, auch unsern Dank verdienen. Allein was kann er dafür, daß die Begebenheiten sich nicht immer zu seinem Zwecke fügen? Er will uns nun einmahl unterhalten, und wenn es nicht anders seyn kann, so will er es auch auf Kosten der Wahrheit. Zwar wird er uns selten mit förmlichen Lügen, und aus der Luft gegriffenen Thatsachen hintergehen. Er borgt den Stoff entweder von der Wirklichkeit,

oder von dem vielzüngigen Gerüchte. Diesen bearbeitet er mit poetischer Licenz, und gestaltet ihn durch Weglassungen, Zusätze, Verschönerung und Uebertreibung so, wie er ihn zu seinem Zwecke braucht: und er kann sicher darauf rechnen, daß seine Mühe sich ihm belohnen wird. Denn so oft er auch hintergangen hat, so findet er doch immer noch Leute, welche willig genug sind, sich auch dieß Mahl hintergehen zu lassen, und andre, die ihm nicht ungerne ein Ohr leihen, wenn sie ihm auch nicht glauben.

Kein Stoff den der Zeitungsträger begieriger auffaßt, kein Thema welches er mit so leidenschaftlicher Wärme bearbeitet, als ausserordentliche Uebel und verheerende Unglücksfälle. Feuersbrunsten, Ueberschwemmungen, mörderische Schlachten, Erdbeben welche ganze Dörfer und Städte verschlingen, Bankerotte welche eine Menge der größten Handelshäuser in mehrern Ländern ruinieren, das sind die Begebenheiten welche er mit den grellsten Farben ausmahlet, und mit der größten Angelegenheit verbreitet. Man sollte ihn nach diesem für ein boshaftes, schadenfrohes, menschenfeindliches Geschöpf halten; aber er ist es nicht. Er würde das Uebel nicht wirklich machen, wenn er es könnte, und würde das Gute eben so geflissentlich herumtragen, wenn es zu seiner Absicht taugte. Aber es erschüttert die Einbildungskraft nicht; es erregt weder Erstaunen noch Entsetzen, und greift nicht so mächtig

an die Seele. Das reinste Mitgefühl desselben ist in der Freude sanft, selbst im Entzücken nicht stürmisch, und findet nur bey einer solchen Stimmung der Seele Statt, mit welcher die Seele des Zeitungsträgers nicht zusammenklingt.

Etwas zweydeutiger erscheint sein Charakter da, wo er falsche Gerüchte aufnimmt, oder selbst erregt, um die Gemüther in augenblickliche Angst und Verwirrung zu setzen. Aber auch hier ist der Schein für ihn nachtheiliger als die Wirklichkeit. Die Unruhe womit er andre kämpfen sieht, ergötzt ihn nicht so sehr an sich und unmittelbar, als durch die Vergleichung mit dem ruhigen Zustande, worin er sich selbst befindet. Es ist eben die menschliche Empfindung, von welcher Lukrez singt:

Suave mari magno, turbantibus aequora ventis,
E terrâ, magnum alterius spectare laborem:
Non quia vexari quemquam est jucunda voluptas,
Sed, quibus ipse malis careas, quia cernere suave est.

Wenn der Zeitungsträger in so ferne strafwürdig erscheint, als er selbst es ist, welcher den Sturm erregt, so wird hinwieder seine Schuld dadurch gemildert, daß es ein Sturm ist, in welchem niemand untergeht.

Das Lächerliche, welches an diesem Charakter haftet, erscheint, wir mögen ihn betrachten von welcher Seite wir wollen, in einem hellen Lichte. Der über alle Maßen emsige Eifer, womit der Zeitungs-

träger sein Geschäft, wie die wichtigste Angelegenheit von der Welt, betreibt; die Künste welche er anwendet, um sich selbst und andre etwas glauben zu machen, das nicht ist; die Widersprüche, in welche er sich, wie jeder Lügner, verwickelt, und endlich die ausnehmende Beharrlichkeit, womit er, Trotz seiner ihm so oft übel belohnten Mühe, dennoch seinem Hange getreu bleibt, alles dieses ist eine ergiebige Quelle seltsamer Mißverhältnisse und auffallender Contraste. Der Theophrastische Zeitungsträger giebt seine Neuigkeiten dem Bekannten, welchen er antrift, als ein Geheimniß, und er verläßt ihn nur, um die Sage überall zu verbreiten. Es war ihm alles daran gelegen, daß ihm der andre nicht zuvorkomme, und darum mußte er sie als ein Geheimniß geben. Kurz vorher hatte er sie als eine überall verbreitete Sage gegeben. Es war ihm alles daran gelegen Glauben zu finden, und darum mußte er es thun.

Theophrast sagt uns, daß dem Zeitungsträger, während er im Bade den neugierigen Pöbel mit Zeitungen unterhält, die Kleider weggestohlen werden, und daß er ein ander Mahl sich selbst um die Mahlzeit verkürze. Was er uns nicht sagt, aber zu denken überläßt, ist dieses: Daß der Zeitungsträger sich nur in andre Kleider stecke, um da fortzufahren, wo er es gelassen hatte, und daß er auch mit hungrigem Magen sein Geschäft fortsetze. Plutarch erzählt uns ein merkwürdiges Beyspiel

einer solchen Beharrlichkeit. Ein Barbier zu Athen hatte die Nachricht von dem unglücklichen Treffen, welches in Sizilien unter der Anführung des Nikias geliefert ward, von einem ihm unbekannten Sclaven zuerst aufgefaßt und verbreitet. Ganz Athen gerieth darüber in Bestürzung. Man erkundiget sich nach dem Urheber der Sage; und da der Barbier seinen Gewährmann nicht nennen kann, so wird er als ein Betrüger auf die Tortur gespannt. Kaum ist dieß geschehen, so langen die Flüchtlinge aus dem Treffen an, und bestätigen die Nachricht. Das Wehklagen und Jammern ist allgemein, und der unglückliche Barbier wird darüber vergessen. Erst am Abend späte kommt der Scharfrichter, um ihn von der Folter zu lösen. O sage mir doch, spricht der noch nicht losgebundne Barbier zu ihm, weißt du keine nähern Umstände davon, wie der Feldherr Nikias umkam?

Scharfsichtige Leser werden in der Art, wie Theophrast diesen Charakter in Vergleichung mit den meisten übrigen behandelt, einen auffallenden Unterschied bemerkt haben. Sonst erscheinen die Personen in mehrern Situationen, deren jede sie von einer besondern Seite zeichnet, und durch welche das Bild erst seine Rundung erhält. Hier entfaltet der ganze Charakter sich in einer einzigen Erzählung. Dieses beweist nicht nur, wie Herr Nast bemerkt, Theophrasts Kunst in der Sittenmahlerey, sondern noch weit mehr seine Einsicht in die objective Ver-

schiedenheit der Charaktere, und die daraus abfolgende Verschiedenheit der ästhetischen Behandlung. Der Zeitungsträger wird nicht nur darum in einer einzigen Situation gezeigt, weil sein Charakter schon in dieser einzigen sich ganz entfalten konnte, sondern weil er, so wie ich es an seinem Orte von dem Plauderer ebenfalls bemerkt habe, keine besondern Situationen znläßt. Mit dem Schwätzer verhält es sich nicht so. Dieser fällt dem einen ins Wort, den andern läßt er nicht zum Worte kommen, den dritten weist er zu rechte, und den vierten heißt er schweigen. Die Gesellschafter schwatzt er einzeln taub, und wo sie beysammen stehen, stört er ihre Unterredung. Bald hören wir ihn räsonieren, bald erzählen, und bald declamieren. Der Zeitungsträger hat nur Ein Geschäft, und treibt es nur auf Eine Weise. Er sucht seine Neuigkeiten an den Manr zu bringen, und dieß macht er bey vielen wie bey dem einzigen, bey dem zwanzigsten wie bey dem ersten. Hätte Theophrast die einzelnen Züge in mehrere Erzählungen zerstreut, so würden daraus keine Situationen erwachsen seyn, und das Gemählde würde darüber das lebhaftere Interesse eingebüßt haben, welches aus der Zusammenrückung der Theile entsteht.

IX.

Der Unverschämte.

Unverschämtheit nenne ich, wenn man die Achtung der Menschen einem schlechten Gewinn aufopfert. — Den Unverschämten kostet es nichts, jemanden, dem er etwas unterschlagen hat, um Borg anzugehen. Wenn er ein Opfer schlachtet, so salzt er das Fleisch ein, und geht an eine fremde Opfermahlzeit zu Gaste. Bey der Tafel ruft er seinen Bedienten zu sich herbey, reicht ihm Fleisch und Brot vom Tische, und sagt ganz laut, so daß jedermann es hören kann: Laß dirs wohl schmecken, mein Hochverehrter! Wenn er Fleisch einkauft, so erinnert er den Fleischer an die Gefälligkeiten, die er ihm etwa erwiesen habe. Zugleich stellt er sich dichte neben die Wage, und wirft, wo möglich, noch ein Stück Fleisch, oder wenn dieß nicht angeht, einen Knochen in die Schale. Kann ers wegkriegen — desto besser. Wo nicht; so rafft er ein Stück Kaldaunen von der Fleischbank, und trollt sich lachend davon. Wenn er für Gastfreunde Plätze im Theater

zu bestellen hat, so weiß er die Sache so zu karten, daß er selbst unbezahlt zusehen kann, und daß seine Söhne nebst dem Aufseher noch zur zweyten Vorstellung zugelassen werden. Hat jemand einen wohlfeilen Kauf gemacht, so will er daß man ihm einen Theil davon abtrete. Er borgt von einem Unbekannten Gerste oder Spreu, und muthet ihm überdieß zu, es ihm nach Hause tragen zu lassen. Im Badhause langt er, der Bader mag schreyen so laut er will, mit dem Schöpfer in den Badkessel und begießt sich selbst. Nun bin ich gewaschen, sagt er beym Weggehen, ohne daß ich dir dafür Dank wüßte.

Herr Nast führt drey Charaktere an, welche nach seiner Meinung mit dem Unverschämten in genauer Verwandtschaft stehen: den Knicker, den Knauser, und den bübischen Spaßmacher (βδελυξὸς). Er nennt es Verwandtschaft, aber die Uebereinstimmung, welche er zwischen ihnen bemerkt haben will, ist allerdings ein wenig mehr als Verwandtschaft. „Da in diesen von Theophrast abgesonderten Charaktern, (ich führe Herrn Nasts „eigne Worte an) häufig einerley Züge vorkommen, „so würde es eine sehr vergebliche Mühe seyn,

„wenn man genau bestimmte, specifische Unter-
„schiede in denselben aufsuchen wollte. Theophras-
„sten war es, wie aus der ganzen Manier seiner
„Composition erhellet, nicht um philosophische Prä-
„cision zu thun. Die Definitionen, die er seinen
„Schilderungen jedes Mahl voranschickt, sind nicht
„so wohl strenge, als allgemeine, zum Theil unbe-
„stimmte Erklärungen; und die einzelnen Züge,
„wodurch er den vorausgeschickten Hauptbegriff er-
„läutert, und versinnlichet, sind nicht selten auf eine
„sehr willkührliche Art zusammengereihet. Dieß ist
„insbesondre der Fall bey den Charaktern des
„zehnten und zwey und zwanzigsten Capitels, die
„einander so ähnlich sind, daß man kaum begreift,
„warum Theophrast sie dennoch unterschieden hat."

Wenn diese Bemerkungen gegründet sind, so steht es um die Kunst der Theophrastischen Sittenmahlerey ein wenig mißlich. Denn wenn es seinen Charaktern an philosophischer Präcision mangelt; wenn sie den specifischen Unterschied nicht behaupten, und durchsetzen; wenn ganze Capitel einander so ähnlich sind, daß man sie mit einander verwechseln, oder in eines zusammenschmelzen könnte, so weiß ich nicht wasfür einen Werth diese ganze Arbeit noch übrig behält: und wenn Theophrast dieses alles nicht besser machen wollte, so kann er nicht einmahl auf die einzige armselige Entschuldigung rechnen, welche dem schlechtesten Schriftsteller immer noch zu Statten kommt.

Ich bin nicht Willens den vorangestellten Erklärungen das Wort zu reden. Die Leser wissen schon, was ich davon halte. Sie sind nicht viel anders als eine etwas vollständigere Ueberschrift, und vertreten die Stelle eines Cicerone. Dieser deutet auf das Gemählde hin, und giebt den Inhalt desselben an — bald zu weitschweifig, bald unvollständig, und bald zu wenig bestimmt. Genug: wenn der Kenner einmahl auf der Spur ist, so wird er den Inhalt mit leichter Mühe aus der Vorstellung selbst berichtigen und ergänzen.

Aber so leicht, wie mit dem Cicerone, findet sich der Kenner mit dem Künstler nicht ab. Wenn dieser den Bacchus als einen derben Jungen mahlt, so rechnet er ihm dieses als Mangel an Kunst, und wenn er die Attribute verwechselt, und einer Venus die Eule giebt, als Unwissenheit an. — Gesetzt daß Theophrast in einzelnen Zügen hin und wieder Fehlgriffe gethan habe, so kann dieß seinem Künstlerverdienste noch keinen großen Eintrag thun. Allein wenn er eine Masse von Zügen, welche insgesammt, oder doch größten Theils, einen generischen Charakter schildern, in verschiedne Capitel vertheilt, und uns diese als nüancierte Charaktere giebt, so suche ich vergebens das gelindere und passendere Wort, um dieß nicht Pfuscherey nennen zu müssen.

Doch das Wort sollte mich nicht in Verlegenheit setzen, wenn ich erst über die Sache einverstanden wäre. Aber weit gefehlt, daß ich mit Herrn Nast

über diesen Punct Einer Meinung seyn könnte: ich kann nicht einmahl die Verwandtschaft der genannten Charaktere mit dem Unverschämten anerkennen. Doch wie dem auch seyn mag: die Entwicklung der Begriffe wird auf jeden Fall bey jedem derselben den specifischen Unterschied ins Klare setzen: und daß Theophrast diesem so ziemlich treu geblieben sey, das wird sich, wie ich glaube, aus der nähern Betrachtung einzelner Züge ergeben.

Der Unverschämte, so sagt die Definition, ist der, welcher die Achtung der Menschen einem schlechten Vortheil aufopfert. Nach dieser Erklärung scheint der Unverschämte in der That, so wie der Knicker, und der Knauser, dem Geitzigen, als eine besondre Art untergeordnet zu seyn. Indessen findet sich bey dem letztern ein wesentliches Merkmahl, welches dem Unverschämten nicht nothwendig zukommt. Der Geitzige erwirbt und vermehrt nicht nur durch schlechte Mittel sein Vermögen, sondern versagt sich auch den Genuß. Der Unverschämte kann ein Verschwender seyn, der Geitzige niemahls.

Beydes kann bey dem Habsüchtigen zusammentreffen, und sonach scheint dieser die höhere Gattung zu seyn, in welcher der Unverschämte zu stehen kommt. Allein wie? Ist es immer nur Habsucht, das heißt Begierde nach Gewinn, welche den Unverschämten in seinen Handlungen bestimmt? Die Erklärung sagt es; aber die Charakterschilderung sagt in einzelnen Zügen nicht zu. Habsucht scheint es

wenigstens nicht zu seyn, wenn er gerade den, welchen er schon ein Mahl betrogen hat, um Borg angeht; und eben so wenig wenn er dem, von welchem er etwas geborgt hat, noch zumuthet, es ihm nach Hause tragen zu lassen. Durch das eine gewinnt er nichts; durch das andre etwas, das man höchstens im uneigentlichen Verstande einen Gewinn nennen kann. — Es ließe sich noch eine Menge von Zügen dichten, in welchen der Unverschämte ohne den Habsüchtigen zum Vorschein käme.

Aus dieser Gattung fällt also der Unverschämte auch weg. Und in welcher findet er denn seine Stelle? Statt auf die Definition Rücksicht zu nehmen, laßt uns einmahl sehen, wie Theophrast ihn handeln läßt. — Er macht eine Forderung um die andre, eine Anmaßung um die andre, ohne zu bedenken, was er nach Vernunft und Billigkeit fordern könne. Daß seine Anmaßungen und Forderungen meistens auf solche Dinge gehen, welche den Gewinn betreffen, darauf kommt es eigentlich nicht an. Wer bey jeder Gelegenheit fordert, dessen Forderungen müssen nothwendiger Weise sehr oft auf Sachen des Gewinns stoßen; und der Unverschämte nimmt diese freylich so wie andres, aber er nimmt nicht diese allein. Also ist es nicht das Materielle der Forderungen, sondern die Forderungen und Anmaßungen an sich, welche seine Gattung bestimmen.

Noch muß ein Merkmahl hinzukommen, wodurch die Art bestimmt wird: denn nicht jede ungegründete

Forderung oder Anmaßung ist die Forderung eines Unverschämten. Manche sind ungerecht, überspannt, und unbillig, ohne eben unverschämt zu seyn. Ungerechte Forderungen werden vom Verstande mißbiliget; unverschämte verletzen das Gefühl des Schicklichen und Anständigen. Sie entstehen aus einer Schiefheit des Kopfes, und einer Verschrobenheit des Herzens, welche in den heterogensten Dingen einen Vereinigungspunct auffindet, und Ansprüche an Gründe zu knüpfen weiß, in welchen ein gesunder Sinn die seltsamsten Mißverhältnisse entdeckt. Aus dieser Schiefheit des Kopfes entspringt das Lächerliche dieses Charakters; und aus der Verschrobenheit des Herzens seine Immoralität: und der Unverschämte wird es dadurch, daß er sich über beyde hinwegsetzt.

Also noch ein Mahl: nicht Gewinnsucht an sich, sondern die Freude an unverschämten, das heißt an seltsamen, lächerlichen, schiefbegründeten Anmaßungen, Forderungen und Zumuthungen ist es, was diesen Charakter wesentlich unterscheidet. So hat ihn Theophrast aufgefaßt: Die meisten Züge seiner Schilderung haben offenbar diese Tendenz, und die übrigen lassen sich leicht darauf zurückführen. — Zum Exempel: Der Unverschämte wird gerade, da er selbst ein Opfer schlachtet, von einem Freunde an die Opfermahlzeit geladen. Die Einladung kommt ihm ganz zur gelegnen Zeit. Ohne diesen Umstand würde er ohne Zweifel, nach Gewohnheit, seine

Freunde selbst bewirthen. Allein wie kann er das, da er nicht zu Hause speist? Er salzt also das Fleisch ein, und ißt an einem fremden Tische. Seine Freunde mögen es seltsam finden, daß er die Einladung der Pflicht sie zu bewirthen vorzieht. Sie können versichert seyn, daß ihm das ersparte Fleisch weniger Freude macht, als der schöne Vorwand, unter welchem er sie um den gehofften Schmaus prellt. Sein Gastgeb wird erstaunen, ihn bey sich erscheinen zu sehen, wenn er hört, daß er auch geschlachtet habe. Ganz recht: um sein Erstaunen zu vollenden, füttert der Unverschämte auch noch seinen Bedienten von der Tafel.

Es kommen Gastfreunde zu ihm, welche den Feyerlichkeiten der öffentlichen Spiele beywohnen wollen. Sie logieren in seinem Hause, essen an seinem Tische, werden von ihm bedient, und allenthalben aufgeführt. Es ist schon billig, denkt er, daß sie ihm wissentlich oder incognito dafür auch einen kleinen Dienst leisten. Wenn er die Plätze für sie im Theater bestellt, so schließt er sich sammt seiner Familie mit in den Accord ein. Er würde nicht das volle Tischgeld von seinen Gästen für diese kleine Prellerey nehmen.

Ich gestehe es, daß diese beyden Züge bey dem Charakter des Geitzigen sich eben so wohl anbringen ließen. Es ist leicht möglich, daß beyde in dem Materiellen ihrer Handlungen zusammentreffen: aber jeder handelt auch da, wo sie gleich zu handeln

scheinen, aus andern Beweggründen; der Geitzige aus Eigennutz, der Unverschämte aus Anmaßlichkeit. Zudem hat Theophrast mehrere Züge, welche dem Unverschämten, aber auch nicht einen einzigen, welcher dem Geitzigen ausschließend zukommt.

Es versteht sich, daß der Unverschämte die Schiefheit, Unzulänglichkeit und Lächerlichkeit seiner Anmaßungen selbst fühlt. Ohne dieß würde es mehr Dummheit als Unverschämtheit seyn. Welche abgeschmackte Zumuthung, daß ihm der Fleischer die geleisteten Dienste durch das Gewicht vergelten soll! Man glaube ja nicht, daß er es erwarte. Es würde ihm nicht einmahl damit gedient seyn, wenn es geschähe. Er braucht dieß nur als einen Vorwand, um den Streich vorzubereiten, welchen er spielen will. Darum stellt er sich so gleich, indem er es sagt, neben die Wage. Er wird es dem Fleischer Dank wissen, wenn er ihm den geraubten Knochen wieder entreißt. Dadurch sieht er sich, vermöge seines Charakters, berechtigt, die Sache als Spaß zu behandeln, und etwas besseres dafür zu nehmen: und ihm macht es wirklich Spaß, nicht so wohl daß er bey dem Tausche gewinnt, als daß der Fleischer dabey verliert.

Kein Mensch ist nndankbarer als der Unverschämte. Würde er es seyn, wenn Habsucht ein Grundzug seines Charakters wäre? Sein Undank rührt nicht von Ungenügsamkeit her. Gebt ihm gutwillig, was er fordert, und gebt ihm noch ein Mahl

so viel als er fordert, und ihr werdet ihn nimmer befriedigen. Aber wenn er machen kann, daß ihr ihm das lassen müsset, was ihr ihm ungerne lasset, alsdann ist er zufrieden, und am meisten ist ers, wenn man sich über seine Anmaßungen zu todt ärgern möchte, ohne ihnen ausweichen, oder sie ihm verweisen zu dürfen.

Es mischt sich zu diesem Charakter gewöhnlich eine kleine Dosis von Schalkheit. Die Anmaßungen des Unverschämten sind sehr oft mit einem boshaften Lächeln begleitet, und manche macht er, ohne die mindeste Hoffnung sie durchzusetzen. Welche Anmaßung, daß derjenige, welchem er Geborgtes unterschlagen, oder abgeläugnet hat, ihm wieder etwas auf Borg geben soll! Wie dumm, wenn er es erwartete! Wie boshaft, und schamlos, wenn er es nicht erwartet, und dennoch fordern darf! Gleichwohl ist dieses ein Zug, welcher den Unverschämten nach dem Leben schildert.

Wenn ich übrigens läugne, daß der Unverschämte in die Classe des Geitzigen, oder des Habsüchtigen gehöre, so läugne ich damit keineswegs, daß Unverschämtheit mit Geitz oder Habsucht verbunden seyn könne. Sie können es allerdings, und sind es auch gewöhnlich; aber sie sind es weder wesentlich noch nothwendig; und die Classification der Begriffe muß sich immer nach dem Nothwendigen richten.

X.

Der Knicker.

Die Knickerey ist eine zu weit getriebne Ersparniß des Aufwandes. — Der Knicker geht zu seinem Schuldner ins Haus, um den monathlichen Zins eines halben Obolos persönlich einzuziehen. Wenn er mit Freunden auf gemeinschaftliche Rechnung speist, so zählt er jedem die Becher nach, welche er leert, und sondert unter allen die kleinste Portion der Armis zum Opfer ab. Was sein Verwalter ihm in die Rechnung bringt, das findet er, wenn es noch so wohlfeil eingekauft ist, alle Mahl zu theuer. Bricht einer seiner Bedienten einen Topf, oder eine Schüssel, so zieht er ihm den Werth an der täglichen Kost ab. Hat seine Gattinn einen Dreyer verloren, so müssen Möbeln, Schränke, Betten von der Stelle gerückt, alle Leintücher geschüttelt werden. Wenn er etwas verkauft, so wird er es nicht anders, als um einen Preis erlassen, bey welchem der Käufer nicht bestehen kann. In seinem Garten läßt er niemand eine Feige pflücken: niemand darf

über sein Feld gehen, damit er nicht etwa eine gefallne Dattel oder Olive auflese. Tagtäglich besucht er seine Grenzsteine, um nachzusehen, ob sie noch unverrückt an derselben Stelle stehen. Wer ihm eine Schuld nicht auf den gesetzten Tag bezahlt, dem fordert er Entschädigung für den Aufschub, und scheuet sich nicht von aufgelaufnen Zinsen Interessen zu nehmen. Wenn er seinen Demoten *) ein Gastmahl giebt, so läßt er das Fleisch zu kleinen Stücken verschnitten auftragen. Er geht auf den Markt, um Fleisch oder Gemüse einzukaufen, und kehrt mit leeren Händen heim. Seiner Frau verbiethet er, irgend jemandem weder Salz, noch Dochten, noch Kümmel, noch Wohlgemuth, noch Opfermehl, noch Kränze, noch Oehlfladen auszuleihen: denn, sagt er, dergleichen Kleinigkeiten belaufen sich im Jahr auf eine Summe. Um es kurz zu machen, die Geldkiste des Knickers ist verschimmelt, der Schlüssel verrostet. Sein Kleid läßt er sich viel zu kurz schneiden; salbt sich nothdürftig aus einem winzigen Fläschchen; läßt sich das Haar bis auf die Haut

*) Ganz Attika war in 174. Districte, welche Demoi hießen, abgetheilt. Die Demoten hielten monathlich, nach der Reihe, gemeinschaftliche Gastmahle.

scheren, und bittet den Bleicher dringend, an seinem Mantel die Kreide dick aufzutragen, damit er sich nicht so bald wieder beschmutze.

Die Theophrastische Galerie liefert zu diesem Charakter mehr als Ein Seitenstück. Die Knickerey steht mit der Knauserey in der nächsten Verwandtschaft, in einer etwas entferntern mit dem Geitz, oder der niedrigen Habsucht. Mit der Unverschämtheit steht sie, wie ich zu dem vorhergehenden Capitel bereits erinnert habe, in keiner wesentlichen Beziehung.

Die Habsucht, als höchste Gattung aller geldgierigen Leidenschaften, theilt sich in zwey Hauptäste, in Geitz und Kargheit. Der Geitz trachtet durch unedle und unrechtmäßige Mittel sich ein Vermögen zu erwerben, und zu vermehren. Die Kargheit besteht im Uebermaße der Sparsamkeit. Sie entzieht sich allen Ausgaben, welche nicht unvermeidlich sind, und sucht diejenigen, welche es sind, so viel möglich zu beschränken. Die Knickerey und die Knauserey sind beyde der Kargheit untergeordnet. Jene ist Sparsucht in kleinen und unbeträchtlichen Dingen: diese in denjenigen Arten des Aufwandes, welche Anstand und Ehre von uns fordern.

Wenn diese Classification richtig ist, und wenn die von mir gewählten Ausdrücke den Griechischen

Ueberschriften nur einiger Maßen entsprechen, so ist es klar, daß Theophrast, wofern nähmlich die genannten Capitel alle ihn zum Verfasser haben, die Absicht hatte, drey nüancierte Charaktere aufzustellen: und wenn die Schilderungen selbst den Ueberschriften im Ganzen genommen getreu bleiben, so kann die Aehnlichkeit zwischen dem Knaufer und dem Knicker auch nimmer so auffallend und so bedeutend seyn, als sie Herr Nast in der Anmerkung zu dem vorhergehenden Capitel zu finden meint. Alle drey Charaktere werden bloß generische Aehnlichkeit haben, und in einzelnen Zügen den specifischen Unterschied behaupten. Der Knicker wird da sparen, wo er nicht sollte: der Knaufer wird es auch thun, aber bey einer besondern Gattung des Aufwandes. Der Geitzhals wird thun, was sie beyde, aber dazu noch andres, das sie nicht thun. Er wird nicht nur sparen, wo er nicht sollte, sondern auch nehmen, was und von wem er nicht sollte. — Die Vergleichung, nach diesem Maßstabe angestellt, dürfte, wie ich glaube, nicht zum Nachtheil der Charakterschilderungen ausfallen.

Gleichwohl muß ich erinnern, daß der von mir gewählte Ausdruck weder den Griechischen ganz erschöpft, noch alle Züge der Schilderung umfaßt. Das Griechische Wort Mikrologie, welches Theophrast gebraucht, kommt auch in den neuern Sprachen, wiewohl in einer andern Anwendung des Sinnes, zum Vorschein. Es bedeutet eine kleinliche,

und unfruchtbare, mehr auf spitzfündige als scharfsinnige Unterscheidung sich gründende Genauigkeit in Zerlegung der Gegenstände. In diesem Sinne ward es zwar von den Griechen auch gebraucht; aber ausserdem noch in einem andern, welchen die Deutsche Sprache damit nicht verbindet. Es war das Synonym von Kargheit mit dem Nebenbegriffe von kleinlicher Genauigkeit, welchen die Etymologie daran knüpft. Es bezeichnete den, welcher nicht nur sparsüchtig, das heißt im Geben karg, sondern auch im Fordern strenge, und überhaupt in Sachen des Eigenthumes bis zur abgeschmackten Aengstlichkeit genau ist. Mnesitheos wird beym Lukian im Jupiter tragoedus der Mikrologie beschuldigt, weil er nicht minder als sechszehn Götter mit dem Opfer von einem alten Hahn und vier verdorbnen Weihrauchkörnern abgefertigt hatte; und Prometheus nennt bey eben demselben den Zeus Mikrologos, weil er es so genau genommen hätte, daß ihm in seiner Portion unter dem Fleische auch ein paar Beinchen vorgesetzt wurden.

Vermöge der Ueberschrift also verbindet Theophrast in diesem Charakter mit kleinlicher Ersparniß des Aufwandes, auch kleinliche Genauigkeit in Sachen des Eigenthums überhaupt: und der Ueberschrift, nicht aber der Erklärung, welche zu enge ist, entspricht die Schilderung durchaus. Die Deutsche Sprache hat, so viel ich weiß, kein Wort, welches jene beyden Begriffe, der kleinlichen Sparsamkeit,

und der kleinlichen Genauigkeit, zugleich umfaßte. Die Knickerey ist kleinliche Sparsucht, welche sich selbst und andern abbricht, wo sie kann, und so viel sie kann. Sie drückt also das Nüancierte des Begriffes der Mikrologie aus, obgleich sie den Begriff selbst nicht erschöpft. — Wenn es in irgend einem Falle erlaubt ist den Sinn der Wörter zu erweitern, so muß es bey zusammengesetzten Begriffen seyn, wo in dem allgemeinen Ausdrucke die Bestimmtheit durchaus verloren gienge.

Der Begriff der Knickerey erfordert, außer den angezeigten Merkmahlen, noch eine subjective Bestimmung. So wie nicht jede, noch so weit getriebne Sparsamkeit Kargheit ist, so wenig heißt Sparsamkeit im Kleinen, und Genauigkeit, so wohl in Beschränkung der Ausgaben, als in Sachen des Eigenthums überhaupt, an und für sich Knickerey. Wenn der dürftige Taglöhner Fleisch und Gemüse zu theuer findet, und sein trocknes Stück Brot mit den Seinigen theilt, so ist dieß weiter nichts als eine vernünftige Beschränkung des Aufwandes. Er spare immerhin seine Schuhe, so viel er kann; er erspart damit vielleicht ein unentbehrliches Kleidungsstück für eines seiner Kinder. Wenn er einen Dreyer verloren hat, warum sollte er nicht mit Sorgfalt darnach suchen? Laßt es immerhin nur einen Dreyer seyn; für ihn ist es so viel, und vielleicht noch mehr als für manchen andern ein Thaler. Er thut nichts als was vernünftig ist, wenn er sich Mühe

giebt, ihn wieder zu finden; und thut nur dann zu viel, wenn er dabey mehr Zeit verliert, als hinreichend wäre, um sich einen zu verdienen.

Aber was für den Taglöhner eine Sache von Belang ist, das kann für den wohlhabenden, und reichen Mann eine höchst unbedeutende Kleinigkeit seyn; und was bey jenem bloße Sparsamkeit ist, das wird bey diesem zur Filzigkeit und Knickerey. Die Theophrastische Schilderung hat diesen subjectiven Unterschied nicht übersehen: sie deutet in einzelnen Zügen offenbar darauf hin, und überläßt dem Leser die Anwendung auf das Ganze. Ein Mann, welcher seine Bedienung hat, Gastereyen veranstaltet, Capitalien und liegende Gründe besitzt, und sich parfümieren zu müssen glaubt, ist, wenn er die Schuhe spart, und den verlornen Dreyer ängstlich sucht, ohne alle Widerrede ein Knicker.

Keine von allen Leidenschaften der Habsucht fällt ihrer Natur nach so sehr ins Lächerliche wie diese. Der Geitz ist niederträchtig, und zuweilen abscheulich; der Eigennutz unedel, die Kargheit verächtlich. Das Lächerliche kann durch die Art und Weise, wie alle dreye sich zu Tage legen, leicht herbeygeführt werden: an die Knickerey ist es wesentlich geknüpft, und folgt ihr, wie der Schatten dem Körper, durch alle Aeußerungen nach. Diese leidenschaftliche Anhänglichkeit an dem Unbedeutenden und Kleinen; diese ungemeßne Schätzung dessen was keinen Werth hat; dieses ängstliche Streben nach einem Ziele

welches am Ende zu nichts führt; diese unkluge Wahl der Mittel, wodurch es so oft verfehlt wird; dieses stete Schwanken zwischen Genießen und Entbehren, Gewähren und Versagen, und überhaupt das Kleinliche und Unbeständige des ganzen Charakters, zeigt uns ein Gewebe von Widersprüchen und Inconsequenzen, welche sich wunderbar kreutzen. Alle andern Modificationen des Geitzes sind das, was sie sind, mit ganzem ungetheiltem Interesse, und erringen zuletzt ein nahmhaftes, obgleich schändliches, Ziel. Diese allein bewegt sich vor- und rückwärts, und bleibt fast immer auf dem gleichen Punct. Wenn der Geitzhals ein ganzes Jahr hindurch gewuchert, gefrevelt, betrogen, der Eigennützige jeden, mit welchem er in Verkehr kam, bevortheilt, der Karge an sich und andern erspart hat, so wissen sie am Ende alle was sie gethan haben: der Knicker bringt, alles Strebens ungeachtet, nicht so viel vor sich, als ein Landstreicher sich erbettelt, und wird dafür als ein Filz verlacht.

„Es ist doch sonderbar, so sagt Lichtenberg, daß „diejenigen Leute, welche das Geld am liebsten ha„ben, und am besten zu Rathe halten, gerne im „Diminutivo davon sprechen. Da kann ich „meine sechshundert Thälerchen dabey „verdienen — ein hübsches Sümmchen! „Wer so sagt, schenkt nicht leicht ein halbes Thä„lerchen weg.“ Es ist noch sonderbarer, daß der Knicker das Kleine nicht bloß im Ausdrucke, sondern

auch in der Sache liebt. Ein Kreutzerchen, das er von einer unvermeidlichen Ausgabe abbricht, macht ihm sicher größre Freude als ein Thaler, den er mit rechten Zügen gewinnt. Ich glaube er würde all sein Vermögen in kleine Münzsorten umsetzen, wenn die Aufbewahrung nicht große Schwierigkeiten in den Weg legte. Sein ganzer Charakter ist ein personificiertes Diminutivum.

Die Griechische Sprache, so wie die unsrige, spricht nicht umsonst vom Kümmelspalten. Warum zieht der Theophrastische Knicker den Zins eines halben Obolos von seinem Schuldner monathlich ein? Die Ausleger deuten alles andre aus diesem Zuge, als was darin liegt. Der wahre Grund ist, wie ich denke, dieser. So bald sein halber Obolos verfallen ist, so will er ihn haben. Sein Genuß vervielfältigt sich, wenn er die Summe, welche er mit Einem Mahle heben könnte, in zwölf Mahlen einzieht. Der Knicker spaltet seine Ausgaben, und seine Einnahmen, und träumt sich dabey eine Vermehrung und Verminderung von beyden. Oft findet er sie auch, nur in umgekehrtem Verhältnisse. Er kauft im Detal dasjenige theurer, was er in der Masse wohlfeiler haben könnte. Ich habe einen Millionär gekannt, welcher den Schnupftabak in kleinen Düten Schillingweise beym Krämer abzuholen pflegte.

Wenn der Zweck des Knickers Ersparniß des Aufwandes ist, so wählt er, wie es scheint, die Mittel nicht immer gut. Er macht beym Spalten

und Theilen einen täuschenden Calcul, wobey er in der Rechnung leicht zu kurz fällt. So lange er indessen sich täuschen kann, so ist er wenigstens in der Täuschung glücklich. Aber da wo er es nicht mit sich selbst zu thun hat, kann diese Täuschung leicht schwinden. Er lasse immer das Fleisch in kleine Stücke schneiden. Bey den ältern Griechen, wo jedem Tischgenossen seine Portion besonders vorgesetzt wurde, konnte vielleicht etwas dabey gewonnen werden. Aber wo jeder zugreifen oder verlangen kann, da werden die kleinen Stücke in der Summe sich schon wieder zusammen finden. Die natürliche Folge wird eine seltsame Spannung zwischen Gastgeb und Gästen seyn. Jener wird diesen auf die Finger, diese jenem auf die Augen schauen: und für Einen, dem dadurch die Lust zum Essen vergeht, finden sich vielleicht drey andre, bey welchen sie steigt. So auch beym Trinken. Er lasse sichs merken, daß er die Gläser nachzähle, so rühmt man den Wein, und trinkt ein paar Gläser mehr.

Und so wird ihn seine Genauigkeit in den meisten Fällen weiter von seinem Ziele verschlagen. Der Dienstbothe, welchem er den zerbrochnen Topf am Lohn oder an der Kost abzieht, muß sehr unbeholfen seyn, wenn er sich dafür nicht zu entschädigen weiß, und sehr gewissenhaft, wenn er es nicht thut. Er lese die gefallnen Früchte auf, und umzäune seine Wiese. Die Jungen werden des Nachbars Aepfel

und Birnen liegen lassen, und über den Zaun steigen, um ihm seine Bäume zu schütteln.

Es ist seltsam, daß der Knicker sich am leichtesten gerade da verräth, wo er sich verstecken will. Ist es nicht, als ob er den Spöttern zuriefe: Habt ihr Lust zu lachen? seht, hier bin ich. Der Geitzhals geht schlecht gekleidet, und unfrisiert, und erspart sich damit ein Nahmhaftes. Wer seinen Reichthum kennt, den befremdet sein Aufzug Anfangs ein wenig; und bald wird man daran gewöhnt. Der Knicker will weder geitzig noch karg scheinen, und ist auch, wofern er bloß Knicker ist, weder dieses noch jenes. Um das eine zu seyn, ist er zu ehrliebend; um das andre, zu ängstlich gewissenhaft. Ihm soll niemand nachsagen, daß er, was er schuldig ist, nicht bezahle; daß er fordre, was man ihm nicht schuldig ist; daß er seine Freunde nicht bewirthe; daß er sich unter seinem Stande kleide. Aber was er auf den Stoff wendet, davon will er nur ein Kleines an Elle, und Gewicht wieder einholen. Sein feines Kleid ist um eine halbe Spanne zu kurz geschnitten, seine Haare nur halb gepudert: und wo er hinkommt, da wird mit Fingern nach ihm gewiesen.

XI.

Der Schamlose.

Es ist nicht schwer von der Schamlosigkeit eine Erklärung zu geben. Sie besteht in einer plumpen, und ungezognen Spaßmacherey. — Der Schamlose ist im Stande, wenn ihm ein Frauenzimmer von gutem Rufe und Erziehung begegnet, vor ihr sich auf eine schändliche Weise zu entblößen. Wenn im Theater alles schon stille ist, so fährt er allein noch fort zu klatschen: ein ander Mahl pfeift er die Schauspieler aus, deren Spiel allgemeinen Beyfall findet. Während alle Zuschauer in stiller Aufmerksamkeit da sitzen, richtet er den Kopf in die Höhe, und ahmt die ekelhaften Töne eines aufstoßenden Magens nach, so daß jedermann sich nach ihm umsieht. Wenn auf dem Markte alles von Leuten wimmelt, so stellt er sich zu den Obstverkäufern hin, fängt an mit ihnen zu schwatzen, und nascht unterdessen Nüssen, Aepfel und Steinobst weg. Bald ruft er einen der vorübergehenden, der mit ihm nicht den geringsten Verkehr hat, bey seinem Nahmen an: und

bald hält er einen andern, der in Geschäften irgend wohin eilet, auf. Es kommt jemand vom Gerichtshofe, und hat einen wichtigen Prozeß verloren, so geht er zu ihm hin, und stattet ihm dazu seinen Glückwunsch ab. Hat er Speisen zu einem Schmause eingekauft, und Flötenspielerinnen dazu gedungen, so zeigt er denen, welche ihm unterweges begegnen, seinen Vorrath, und bittet sie (neckend) darauf zu Gaste. Dann bleibt er auch vor den Barbierstuben, und vor den Boutiquen der Salbenhändler stehen, um zu sagen, daß er heute nicht ermangeln wolle, sich tapfer zu bezechen.

Ich gehe ungern daran, diesen Charakter zu beleuchten. Er ist durchaus niedrig, und von entschiedner Pöbelhaftigkeit. Er würde unausstehlich seyn, wenn nicht das grelle Licht der Hauptfarben, durch einen Versatz des Lächerlichen gemildert würde. Wir werden sehen, wie sich Theophrast auch hier dieses Mittels bedient, um einen an sich verwerflichen Gegenstand durch die Behandlung nicht nur erträglich, sondern bis auf einen gewissen Grad interessant zu machen.

Das Griechische Wort Bδelüria giebt, wie in den Anmerkungen gezeigt wird, einen allgemeinen,

weitschichtigen Sinn, und erhält, selbst bey den besten Schriftstellern, erst durch den Zusammenhang der Rede seine nähere Bestimmung. Hier wird es so wohl durch die Erklärung als durch die Schilderung selbst bestimmt. Ich habe die gewöhnliche Ueberschrift, Der Schamlose, beybehalten, ungeachtet sie mir nicht Genüge leistet. Ich würde ihn den pöbelhaften Spaßmacher genannt haben, wenn nicht so die Ueberschrift mit der Erklärung zusammenfiele.

Ein Mensch, welcher alle Gesetze der Ehre und Sittlichkeit, alle Regeln des Wohlstandes, und eines vernünftigen, sittsamen Betragens unter die Füße tritt, — und ein solcher ist der Bdelüros — kann an sich uns in der Schilderung so wenig als im Leben interessieren. Sein Kynismus erregt Mißbilligung, wenn er auf Grundsätze gebaut ist; Verachtung und Mitleiden, wenn er aus Stumpfheit und Mangel an dem natürlichen Gefühle des Wohlanständigen und Schicklichen entspringt; Abscheu, wenn er die Folge von moralischer Verdorbenheit ist; und in jedem Falle nichts als reines Mißvergnügen. Kommt noch zu diesem allem hinzu, daß der Charakter, wie besonders hier in einem Zuge, sich auf eine ekelhafte Weise äußert, so ist die Schilderung desselben gedoppelt verwerflich. Ueberhaupt kann die Schilderung des moralisch Häßlichen nur dann erträglich ausfallen, wenn das Lächerliche sich damit amalgamiert, und nur dann

intereſſieren, wenn in der Empfindung das letztere überſchlägt. Die nähere Beleuchtung des Charakters wird es, wie ich hoffe, zeigen, daß Theophraſt in dieſer Rückſicht das Mögliche gethan habe. Wenn wir den Stoff an ſich ſeines Pinſels nicht würdig finden, ſo wird uns die Behandlung deſſelben mit ſeiner Wahl einiger Maßen wieder ausſöhnen.

Sein Schamloſer erſcheint faſt durchgehends lächerlich. Da nun das Lächerliche nicht in der Natur der Schamloſigkeit, wie z. B. in der Plauderſucht, in der Knickerey, in der Ruſticität, und andern moraliſchen Gebrechen liegt, ſo fragt es ſich, wie es herbeygeführt, und mit Wahrſcheinlichkeit an den Charakter des Schamloſen geknüpft ward? Theophraſt hat dieſes durch einen pſychologiſchen Kunſtgriff bewirkt, welcher beym erſten Anblick ein philologiſcher Fehlgriff zu ſeyn ſcheint. Er iſt, ſo viel mir bekannt iſt, der einzige, welcher mit dem Worte Bdelüria den Nebenbegriff der Spaßhaftigkeit verbindet. Wenn dieſe Ideenverbindung willkührlich iſt, ſo hat er einen wirklichen Fehlgriff gethan; wenn ſie ſich pſychologiſch rechtfertigen läßt, ſo iſt ſie die Wirkung eines denkenden Kopfes, und einer nicht gemeinen Einſicht in die Kunſt der Sittenmahlerey. Denn darin hat er das Mittel gefunden, die Schamloſigkeit in einem lächerlichen Lichte zu zeigen.

Dieſe Rechtfertigung liegt nicht darin, daß es begreiflich iſt, wie Schamloſigkeit und Spaßmacherey

neben einander Statt finden können: es muß ein innerer Zusammenhang zwischen beyden entdeckt, und gezeigt werden, wie diese sich aus jener natürlich entwickle, und bey gewissen Charaktern unausbleiblich zum Vorschein kommen müsse. Durch dasjenige was ich über den Ehrlosen gesagt habe, ist, wie ich glaube, die Auflösung dieses Problems hinlänglich vorbereitet. Beyde Charaktere stehen, wie mehrere Ausleger richtig bemerken, in einer sehr engen Verwandtschaft. In beyden wird die Schamlosigkeit geschildert: dort die Schamlosigkeit des Lasterhaften; hier des Sittenlosen. Beyde gehen in ihren Aeußerungen von Einem Puncte aus, und streben in gleicher Richtung nach Einem Ziele. So wie der Ehrlose in der Lasterhaftigkeit, eben so scheint hier der Schamlose in schändlichen Ungezogenheiten an und für sich ein Vergnügen zu finden. Allein so wie ich jene Erscheinung erklärt habe, eben so muß man, wie ich glaube, auch diese erklären.

Die Theophrastische Schilderung enthält mehrere Züge, welche in dieser Rücksicht so stark auffallen, daß man sie, obenhin betrachtet, sehr leicht übertrieben finden könnte. Allein eine genauere Ansicht wird zeigen, daß gerade dasjenige, was daran übertrieben scheint, nicht nur nach der Natur gezeichnet, sondern auf die Wirkung der Schilderung selbst sicher berechnet ist. Die Art, zum Beyspiel, wie Theophrast den Schamlosen die Aufmerksamkeit der Zu-

schauer im Theater stören läßt, scheint allerdings ein bißchen weiter zu gehen, als nöthig war, um ihn zu zeichnen. Schamlosigkeit genug, so sollte man denken, wenn der ungezogne Mensch sich keinen Zwang anthut, und, ohne die mindeste Scheu vor einer zahlreichen Versammlung, den ekelhaften Wirkungen seiner Unverdaulichkeit freyen Lauf läßt. Warum muß er noch gerade den Augenblick der stillen Aufmerksamkeit abwarten, und absichtlich den Kopf in die Höhe richten, um seinem unsaubern Manövre desto mehr Nachdruck zu geben? Unstreitig deßwegen muß er es, weil ohne diese scheinbare Uebertreibung der Zug in der Schilderung die beabsichtigte Wirkung verfehlen würde, so wie er in der Natur bloß ekelhaft ist, ohne lächerlich zu seyn. Man denke sich einen phlegmatischen Kyniker, welcher in einer solchen Lage den Ausbrüchen der ekelhaften Natur sich, ohne Rücksicht auf Wohlstand, überläßt. Niemand wird sich dadurch zum Lachen gereitzt finden, als etwa das Kind, oder der ungebildete Jüngling; gewiß kein Mann von Sitten, Lebensart und Gefühl. Setzen wir hingegen den Fall so, wie Theophrast ihn gesetzt hat, so wette ich, daß nicht nur unter der ungebildeten Classe von Zuschauern das Gelächter allgemein seyn, sondern auch der Mann von Erziehung und gesetztem Charakter des Lächelns sich schwerlich enthalten wird. Und woher dieser Unterschied? Ohne Zweifel daher: der phlegmatische Kyniker ist bloß verächtlich;

der schamlose lächerlich. Beyde sind ekelhaft: aber bey dem einen wird das Ekelhafte der Handlung, dadurch daß sie absichtliche Nachahmung der häßlichen Natur ist, gemildert: jener treibt die Ungezogenheit im Ernste; dieser aus Spaßmacherey.

Nicht zwar als ob eine solche Spaßmacherey an sich einen Auftritt gäbe, wodurch ein vernünftiger und gesetzter Mann sich zum Lachen gereitzt finden könnte. Der Grund des Lächerlichen liegt ein wenig tiefer, und wir werden ihm auf die Spur kommen, so bald es sich zeigen wird, auf welchem Wege der Schamlose zu dieser Spaßmacherey gelangt sey, und was er eigentlich damit suche.

Und gerade hier ist der Punct, auf welchem der Ehrlose und der Schamlose sich einander begegnen. Ich habe bereits erinnert, daß weder der eine in seiner Ehrlosigkeit, noch der andre in seiner Schamlosigkeit sich gefallen könne, ungeachtet sie beyde ihre Schande zur Schau zu tragen scheinen. Wie der Ehrlose allmählig dazu komme das Gefühl der Ehre unter die Füße zu treten, und aller öffentlichen Achtung freywillig zu entsagen, das hat sich in der Entwicklung dieses Charakters gezeigt. Sein Leichtsinn verleitet ihn zu Ausschweifungen, diese überliefern ihn der Verachtung, und die Verachtung der Schamlosigkeit. Dadurch sucht er sich an der Tugend zu rächen. Er spricht, um seine Schande zu tilgen, den Gesetzen der Ehre öffentlich Hohn, und ärgert, um sich nicht schämen zu müssen, von freyen

Stücken jeden Freund der Ordnung und Sittlichkeit. — Der Kynismus entwickelt sich auf die nähmliche Weise zur Schamlosigkeit, und durch diese zur ungezognen Spaßmacherey. Der erste Keim dazu liegt in einer mangelhaften, der feinern Eindrücke des Wohlanständigen und Schicklichen nicht empfänglichen Organisation. Man fehlt gegen den Wohlstand ohne es zu wissen, giebt häufigen Anstoß, ohne es zu wollen. Erst wenn der Gefühllose von den einen sich verlacht, von den andern gemieden, und von jedermann verachtet sieht, artet sein Kynismus in Schamlosigkeit aus. Der Elende will sich nun für die Verachtung an der Sittlichkeit rächen. Er behandelt jenes feine Gefühl des sittlichen Wohlstandes als eine lächerliche Grille, und macht ein Betragen, dessen die Ehrbarkeit sich schämt, und vor welchem die Zucht erröthet, sich zum Spasse.

Diese Spaßmacherey zielet offenbar nicht dahin, um andre zu belustigen, sondern um den besser denkenden und richtig fühlenden zu ärgern, und wo möglich zu beschämen. Es versteht sich, daß sie zwar ärgern, aber nicht beschämen wird, und aus dieser verfehlten Absicht geht das Lächerliche dieses Charakters hervor. Ich muß, um dieses zu erläutern, noch ein Mahl auf jenen ekelhaften Zug im Theater zurückkommen. Ich habe die Bemerkung gemacht, daß eben dieselbe Ungezogenheit auf den gebildeten Mann anders wirken werde, wenn sie

von dem phlegmatischen Kyniker, und anders, wenn sie von dem schamlosen Spaßmacher begangen wird. An jenem wird er sie verächtlich, an diesem lächerlich finden: an jenem verächtlich, weil sie bloß von Schwachheit zeugt; an diesem lächerlich, weil sie eine Wirkung der Narrheit ist, welche einen schlechten Zweck zu erreichen glaubt, und durch eine ungeschickte Wahl der Mittel an dem entgegengesetzten Ziele scheitert. Das heißt; der Sittenlose will die Sittsamkeit lächerlich machen, und wird es selber. Er erregt ein Gelächter, und stimmt in dasselbe ein, ohne es zu merken, daß es ihm selbst gilt.

Auf die gleiche Weise getraue ich mir noch einen zweyten Zug zu rechtfertigen, welchen man eben so leicht der Uebertreibung beschuldigen könnte. Der Schamlose entblößt sich absichtlich vor einem Frauenzimmer von gutem Rufe und Erziehung. Hier scheint das Absichtliche dieser Schändlichkeit zu viel. Ist es nicht abermahl Schamlosigkeit genug, wenn die Entblößung unabsichtlich zur Befriedigung eines Bedürfnisses, ohne Scheu vor den Anwesenden, oder Vorübergehenden geschieht? Muß sie auch noch einem wohlgezognen, fein fühlenden, weiblichen Wesen zum Hohn und Trotze geschehen? Ich will die Wahl dieses Zuges an sich nicht rechtfertigen. Er ist, zumahl nach dem Maßstabe der heutigen Begriffe vom Wohlstande, ungemein anstößig. Aber wenn Theophrast durch diesen Zug die Schamlosigkeit charakterisieren wollte, so war es in der Regel,

ihn so und nicht anderst zu modificieren. Hätte er weniger gethan, so würde er nicht die Schamlosigkeit, sondern das kynische Phlegma gezeichnet haben, und der Zug würde die Wirkung verfehlen. Die Schamlosigkeit muß es wissen, daß das was sie thut, schändlich ist, und sich dennoch nicht schämen. Sie muß die Sittsamkeit lächerlich machen wollen, und es selbst werden. Sie muß im Contraste mit jener ihre ganze Häßlichkeit aufdecken. Stärker kann sie sich nicht brandmarken, als wenn es ihr gelingt die Schamhaftigkeit für sie selbst erröthen zu machen. — Wenn die Schändlichkeit der Handlung an sich uns empört, so wird der Abscheu den wir empfinden, uns durch den Eindruck vergütet, den sie auf ein holdes, sittsames Geschöpf, zum Nachtheile des handelnden, nothwendig machen muß.

Es ist ein hoher Grad der schamlosen Büberey, durch seine Handlungen der Sittsamkeit eine Schamröthe abzunöthigen, und sich dessen zu freuen; aber das non plus ultra der Schamlosigkeit ist es, sich daraus eine Lust zu machen, andre durch seine eigne Person zu beschämen. Dahin glaube ich folgenden Zug deuten zu müssen. Der Schamlose ruft auf vollem Markte einen Vorübergehenden, welcher nicht von seiner Bekanntschaft ist, bey seinem Nahmen an. Um seinen Charakter zu behaupten, muß er dieß nicht aus Zudringlichkeit, sondern aus bübischer Spaßhaftigkeit (παιδιᾷ ἐπονειδίστῳ) thun. Nun liegt, wie ich glaube, das Bübische dieses Spasses

darin, daß es ihn belustigend dünkt, einen ehrlichen Mann durch den Verdacht seiner ehrlosen Bekanntschaft zu beschämen. — Um einen andern in eine kleine Verlegenheit zu setzen, stellt der Narr sich selbst freywillig an den Pranger.

Man begreift leicht, daß alle diese Luftstreiche die letzte Nothwehr der Verzweiflung sind, welche der Verlust eines ehrlichen Nahmens zugleich mit der Schamlosigkeit herbeyführt. Durch sein ohnmächtiges Bestreben, sich an der bessern Classe von Menschen zu reiben und zu rächen, frischt der Elende jeden Augenblick aufs neue seine Schande auf, weckt die schweigende Verachtung, und wird selbst denen lächerlich, welche, eben so gefühllos als er, aber minder närrisch, ihre Schändlichkeit nicht absichtlich enthüllen.

Die übrigen Züge der Schilderung weisen zwar nicht so bestimmt auf den angegebnen Gesichtspunct hin, aber dennoch lassen sie sich sehr wohl damit vereinigen, und nehmen, je nachdem sie in eine Verbindung gestellt werden, eben so leicht die Miene bösartiger, menschenfeindlicher Neckerey, als des pöbelhaften, aber gutmüthigen Scherzes an. So zum Beyspiel der Glückwunsch zum verlornen Prozesse, die schalkhafte Einladung zum Schmause, die Prahlerey, wodurch der abgeschmackte Mensch den müßigen Hungerschluckern in der Barbierstube den Mund wässern macht, u. s. w. Wenn dieß alles weiter nichts seyn soll, als pöbelhafte Spaß-

macherey, so ist die Ueberschrift dem Inhalt nicht angemessen, so verliert die Schilderung größten Theils ihre moralische Tendenz, und der Charakter scheint mir von einer so uninteressanten Niedrigkeit zu seyn, daß ich die Wahl desselben nicht zu rechtfertigen weiß.

XII.

Von dem Mangel an Rücksicht auf Zeit und Umstände.

So nenne ich ein Betragen, wodurch man im Umgange mißfällig oder lästig wird. — Ein solcher Mensch ist im Stande euch, wenn ihr mit eigenen Geschäften zu thun habt, mit seinen Angelegenheiten zu behelligen. Seine Mätresse, welche am Fieber krank liegt, beunruhigt er, wenn er nach einem nächtlichen Schmause herumschwärmt, mit Musik. Jemanden der durch geleistete Bürgschaft zu Schaden gekommen ist, ersucht er auch für ihn Bürgschaft zu leisten. Soll er als Zeuge vor Gericht erscheinen, so kommt er erst, nachdem das Urtheil bereits gesprochen ist. Wird er zu einer Hochzeit geladen, so unterhält er die Gesellschaft mit Invectiven gegen das weibliche Geschlecht. Habt ihr schon einen weiten Weg gemacht, so muthet er euch zu, mit ihm noch einen Spaziergang zu thun. Habt ihr etwas zu verkaufen, so führt er euch, nachdem der Handel bereits geschlossen ist, einen Käufer herbey, welcher mehr zahlen

wollte. Er tritt auf, um das, was man weiß, und gehört hat, nach aller Weitläufigkeit wieder vorzunehmen. Er ist sehr bereitwillig seine Dienste da anzubiethen, wo man sie nicht verlangt, aber nicht wohl ausschlagen darf. Hat einer seiner Bekannten geopfert, so kommt er dann erst um seinen Theil abzuholen, wenn alles schon vertheilt ist. Wird ein Sclave gepeitscht, so erzählt er in desselben Gegenwart, wie er auch einmahl einen Sclaven habe peitschen lassen, der sich darauf erhenkt hätte. Soll er einen Vergleich zu Stande bringen, so verhetzt er die Parteyen, welche den Streit beendigt wünschen, aufs neue gegen einander. Will er tanzen, so packt er jemanden bey der Hand, der noch nicht berauscht ist.

Wenige von allen Schilderungen des Theophrast sind mit so fester Hand entworfen, und in einzelnen Zügen so rein ausgeprägt wie diese. Der Charakter selbst ist allenthalben einheimisch, und fällt jedem so gleich als eine bekannte, und nicht seltne Erscheinung auf. Gleichwohl ist es äußerst schwer, wo nicht unmöglich, den Begriff, welcher der Schilderung zum Grunde liegt, rein und bestimmt,

ohne paraphrastische Zusätze, in den neuern Sprachen auszudrücken. L'importun, der Ueberlästige, der Zudringliche, der Indiscrete, alle diese Ausdrücke passen nur auf einzelne Aeußerungen des Charakters, ohne das Wesen desselben zu umfassen, und enthalten Nebenideen, welche durchaus nicht dazu gehören. Ich zweifle so gar, ob die Lateinische Sprache ein angemessenes Wort aufweisen könne. Gewiß sind importunus und intempestivus keine solchen, wiewohl das letztere dem Griechischen Akairos genau nachgebildet ist. Herr Schneider hält in seinem trefflichen Lexicon Ineptus für entsprechend. Er beruft sich auf die Erklärung, welche Crassus beym Cicero de Orat. II. 4. davon giebt. Allein von dieser Erklärung passen nur die ersten Worte (qui, tempus quid postulet, non videt) zum Theophrastischen Charakter. Der übrige Theil derselben zeigt, daß der Römer mit diesem Worte noch die Begriffe der Redseligkeit, Prahlerey, Ungeschliffenheit, Abgeschmacktheit, und Affectation verband. Crassus selbst, oder Cicero, der durch jenen spricht, scheint dabey ganz und gar nicht an das ἄκαιρος der Griechen gedacht zu haben. Im Gegentheile behauptet er gerade zu, daß die Griechen kein dem Lateinischen ineptus entsprechendes Wort haben. Ut quaeras omnia, sagt er, quo modo Graeci ineptum adpellent, non reperies.

Allein ob es uns gleich an dem passenden Ausdruck gebricht, so ist es doch nicht schwer den Begriff selbst genau zu bestimmen. Wenn wir mit Vorbeygehung der mangelhaften Erklärung den gemeinschaftlichen Punct aufsuchen, in welchem die einzelnen Züge der Schilderung sich vereinigen, so wird uns bald so viel klar werden, daß dieser weder in der Materie noch in der Form der Handlungen und Reden zu suchen sey. Alles was der Akairos thut, ist an sich entweder tadellos, oder so gar lobenswerth. Bey einem Freunde sucht er Rath; einen andern bittet er für ihn Bürgschaft zu leisten; für einen dritten will er als Zeuge vor Gericht erscheinen. Allein dieses alles thut er zu einer solchen Zeit, und unter solchen Umständen, durch welche die an sich tadellose Handlung für den Freund nicht minder, und vielleicht mehr noch drückend und unangenehm wird, als eine positive und beabsichtigte Kränkung. Er verlangt einen Rath von dem, welcher mit eignen Geschäften vollauf zu thun hat: Er muthet demjenigen zu für ihn Bürgschaft zu leisten, welchen eine geleistete Bürgschaft jetzt eben in Verlust gesetzt hat: Er erscheint als Zeuge vor Gericht, nachdem das Urtheil gesprochen ist. — Sonach möchte die Erklärung dahin zu berichtigen seyn: Daß die Akairia ein Mangel an Rücksicht auf Zeit und Umstände sey, wodurch man im Umgange und Verkehr mit andern Mißfallen errege.

Jede Mißhälligkeit der Reden und Handlungen mit den Umständen und Verhältnissen, in welchen sie gesagt und gethan werden, muß nothwendig das natürliche Gefühl der Ordnung und Schicklichkeit verletzen. Je mehr diese mit jenen contrastieren, desto lächerlicher wird der Handelnde dem unintereſſierten Zuschauer erscheinen, und dem, welcher sich dabey intereſſiert fühlt, mißfallen. Es scheint sich daraus zuweilen ein solcher Mangel an Beurtheilungskraft zu ergeben, welcher nur an einem Kinde Nachsicht findet, und bey Erwachsenen sich als Narrheit qualificiert. Wie ungeschickt muß sich derjenige benehmen, welcher streitende Parteyen vergleichen will, und sie noch mehr gegen einander verhetzt! Natürlicher Weise kann diese Verhetzung durch nichts anders, als durch eine höchst unzeitige Erwähnung und Beleuchtung der Rechtsgründe beyder Parteyen geschehen — gerade das Gegentheil von dem was geschehen sollte. Um die Gegner einander näher zu bringen, muß das was beyde begünstigt, im Dunkeln gehalten, und die schwache Seite ihrer Ansprüche in ein abschreckendes Licht gesetzt werden. Um die Kämpfenden aus einander zu bringen, muß man sie entwaffnen; und der Einfältige kehrt es um. Er soll den Schiedsrichter vorstellen, und macht den Anwalt, ohne den Widerspruch einzusehen, der darin liegt, den Anwalt von beyden Parteyen zu machen.

Allein es giebt auch solche Fälle, zu deren richtiger Beurtheilung ein richtiger Verstand, ohne Ge-

fühl des Schicklichen, nicht ausreicht. Jemanden um Bürgschaft anzugehen, welchen eine kurz vorher geleistete Bürgschaft in Verlust gesetzt hat, ist in der That ein sehr unzeitiges Begehren. Gleichwohl wird die kalte Vernunft es über sich nehmen, den welcher es thut, hinlänglich zu entschuldigen. „Ist „es gerecht nach der Handlung eines Niederträchtigen die gesammte Menschheit zu richten? Soll „der Redliche es entgelten, wenn der Falsche und „Undankbare unser Zutrauen berückte? Dergleichen „Erfahrungen mögen uns Vorsicht lehren; aber „unser Herz sollen sie dem Hülfsbedürftigen nicht „verschließen." So spricht die kalte Vernunft; aber wenn sie ausgesprochen hat, so will die Empfindung auch gehört seyn; und diese sagt uns, daß es im höchsten Grade unschicklich sey, den Gekränkten an einen Verlust zu erinnern, der noch nicht verschmerzt ist, und daß derjenige, welcher kein Mitgefühl zeigt, auch kein Recht habe es von andern zu erwarten.

Aber auch ein feines Gefühl reicht nicht alle Mahl hin, um das was Zeit und Verhältnisse von uns fordern, richtig zu beurtheilen. Es giebt nähmlich eine conventionelle Schicklichkeit der Reden und Handlungen, welche die Willkühr an gewisse gesellschaftliche Beziehungen geknüpft hat, und wovon uns nur der Verkehr des geselligen Lebens belehren kann. Ich erinnere mich irgendwo vom Dichter La Fontäne gelesen zu haben, daß er eine Einladung

an die Tafel Ludwigs des vierzehnten, mit der Entschuldigung von sich abgelehnt hätte, daß gerade auf diesen Tag ein Familienfest fiele, welches er mit seinen Kindern zu feyern pflegte. Der einfache Sohn der Natur glaubte gewiß, nichts unschickliches gethan zu haben. So wenig es ihm entgehen konnte, daß ein König nicht durchaus wie ein Privatmann zu behandeln sey, so wenig ahndete er, daß man mit einer bey jedem rechtlichen Privatmann vollgültigen Entschuldigung bey einem König viel zu kurz fallen könne.

Sehr oft ist die Quelle dieses Fehlers weder im Mangel an Beurtheilung noch an Gefühl, sondern in einer egoistischen Rücksicht auf eigne Vortheile und Bequemlichkeit zu suchen. So mancher, welchem die Mißverhältnisse zwischen Handlungen und Umständen an andern leicht auffallen, würde an ihrer Stelle eben so handeln. Der Egoismus benebelt den Verstand, und übertäubt das sympathetische Gefühl. Man beredet sich wohl gar, den Umständen gemäß zu handeln, indem man dagegen verstößt, wähnt einen begangenen Fehler wieder gut zu machen, und begeht einen zweyten. Im Hintergrunde ist es eben jener egoistische Götze, welcher sein geheimes Spiel treibt, und dessen Einfluß niemandem verborgen ist, als dem welchen er leitet. Der welcher als Zeuge vor Gericht erscheint, nachdem das Urtheil gesprochen ist, und der welcher nach geschlossenem Handel einen Käufer herbeyführt,

wollen sich selbst und andern weis machen, gerade das, und nichts anders, gethan zu haben, als was das Verhältniß der Freundschaft von jedem in seiner Lage forderte. Jener kann sich es selbst nicht verhehlen, daß er die Pflichten der Freundschaft und die Rechte der Humanität verletzt habe, indem er die gesetzte Zeit überwartete. Aber er will doch den Fehler wieder gut machen, so weit es möglich ist. Er eilt keichend und schwitzend herbey, nachdem es zu spät ist, und giebt sich das Ansehen, als ob er gehofft habe, durch Eile die Säumniß wieder einzubringen. Wenn der, welchen er angeführt hat, seine Bestürzung sieht, wenn er seine Entschuldigungen und Abbitten hört, so wird er wohl, denkt er, sich zufrieden geben, oder wenigstens seine Empfindlichkeit mäßigen. Diese egoistische Hoffnung läßt es ihn nicht bemerken, daß seine Gegenwart unter diesen Umständen eine unverschämte Dreistigkeit sey, welche völlig die Miene des Spottes trägt, und zu einer neuen Beleidigung wird.

Der andre weiß es eben so gut, daß es seinem Freunde nichts helfen kann, nach geschlossenem Handel, zu erfahren, daß er seine Waare besser hätte absetzen können. Er weiß so gar, daß jenem diese Entdeckung Mißvergnügen verursachen wird. Aber, denkt er, es wird ihm doch Freude machen, zu sehen, wie thätig sein Freund sich für ihn verwendet. — Ganz recht: nur darf es der Freund nicht selbst seyn, durch den er diese Entdeckung

macht: sonst wird diese Geschäftigkeit so fort verdächtig, und ein noch so geringer Grad von Menschenkenntniß entziffert den Egoismus leicht, welcher die Empfindung des Freundes nicht schont, um seinen Diensteifer geltend zu machen.

Das Lächerliche dieses Fehlers ergiebt sich, wie ich bereits erinnert habe, schon unmittelbar aus dem Contraste der Handlungen und Umstände. Allein noch schneidender zeigt es sich, in dem oft so seltsamen Widerspruche zwischen Handlungen und Absichten. Man will sich entschuldigen; und verwickelt sich tiefer in die Schuld: man will etwas Verbindliches sagen, und sagt eine mühsam ausgesonnene Plumpheit: man will einem Uebel zuvor kommen, und öffnet ihm die Thüre. Derjenige, welcher in Gegenwart des gegeißelten Sclaven sagt, was in einem ähnlichen Falle ihm selbst widerfahren sey, meint es ohne Zweifel recht gut. Er will durch sein eignes Beyspiel den Freund warnen. Nur Schade, daß sein wohlgemeinter Rath nicht bloß dem Freunde dienen kann. Wenn der empfindlich gereitzte, und des Lebens vielleicht ohnehin überdrüssige Sclave Lust hat, sich an seinem Herrn zu rächen, so weiß er nun, wie er am sichersten dazu kommt.

Ein verdienstvoller Deutscher Arzt erhielt einen Ruf zu dem Krankenlager einer Fürstin. Da die von dem Leibarzte vorher eingegangenen Berichte ihm beynahe keine Hoffnung übrig ließen, die Kranke retten zu können, so versah er sich auf den

schlimmsten Fall mit einem schwarzen Kleide. Diese in der That nicht kleine Akairia eines zur Hülfe berufenen Mannes zog bald eine zweyte, und eine dritte nach sich. Während der Cur wird der Hof durch den unvermutheten Tod eines auswärtigen Prinzen in Trauer gesetzt, und der Arzt ist unbedacht genug, im Trauerhabit an dem Bette der Fürstin zu erscheinen. „Wie kommen Sie denn, fragte diese, in der Geschwindigkeit zu dem schwarzen Kleide?" Ich gerieth, sagt er, durch diese Frage in einige Verlegenheit, faßte mich aber sogleich wieder, und sagte: Ich befahl meinem Bedienten, wegen der rauhen Herbstwitterung alle meine Kleider von Tuche einzupacken, und so kam es, daß, ohne meine Absicht, auch das schwarze Kleid mitwanderte. Der wackre Mann glaubte sich damit gut aus der Sache gezogen zu haben; allein die Fürstin scheint nicht ganz dieser Meinung gewesen zu seyn. „Sie schüttelte, heißt es, mit einer bedenklichen Miene den Kopf, und sagte weiter nichts als: So!"

Dieser Mangel an Rücksicht auf Zeit und Umstände ist gewöhnlich ein Fehler solcher Leute, welche in der Abgezogenheit von der Welt leben, oder deren Beschäftigung sie außer allen Verkehr mit der gebildeteren Classe von Menschen setzt. Der zur Vermeidung desselben nothwendige Sinn für das Passende und Schickliche ist einzig die Wirkung der geselligen

Cultur, und eines durch Umgang und Welt entwickelten und verfeinerten Gefühles. Weit gefehlt, daß ein gesunder Verstand und eine richtige Beurtheilungskraft uns dagegen verwahren könnte — selbst Männer von großen Einsichten und philosophischem Geiste sind auf diesem Wege dem Straucheln nicht minder ausgesetzt, als die gemeinsten Menschen, wofern es ihnen an der practischen Urtheilskraft, und dem feinen Tact gebricht, welchen nichts als der Verkehr mit Menschen, und der Umgang mit ausgesuchter Gesellschaft geben kann. Man muß nur nicht glauben, daß jeder Verstoß gegen diese Gattung des Wohlstandes gerade so in die Augen springe, wie diejenigen Züge, welche Theophrast, um die Schilderung aus dem Flachen zu heben, gewählt hat.

Eine natürliche Feinheit des Gefühles läßt uns zwar, im Zustande ruhiger Ueberlegung, das Schickliche, welches aus den Verhältnissen der Personen und Sachen entspringt, oftmahls wahrnehmen: allein ohne Erfahrung und Uebung geht die Beobachtung desselben nicht von Statten. Es kommen tausend Fälle in dem Leben vor, in welchen die Empfindungen sich so lebhaft kreutzen, daß, um sich glücklich aus der Sache zu ziehen, eine Fertigkeit im Beurtheilen, eine geübte Combinationsgabe, und eine schnelle Gewandheit sich in die Lage andrer zu versetzen, erfordert wird, womit die Natur keinen Menschen ausgestattet hat. Der fein fühlende Mann,

welchem Erfahrung und Weltkenntniß abgehen, findet sich in solchen Lagen oft so schlecht berathen, daß er leicht dazu kommt, eine Handlung zu begehen, oder ein Wort zu sagen, dessen Unschicklichkeit ihm auffällt, noch eh' es völlig gesagt ist, und welches gesagt zu haben, er sich noch Jahre lang grämen kann.

Als Sturtz den berühmten Johnson in England besuchte, fragte er unter anderm, welcher Ausgabe des Shakespear er den größten Werth beylegte. Ich erinnerte mich, sagt er, in diesem Augenblicke nicht, daß Johnson selbst eine Ausgabe dieses Dichters besorgt hatte, welche ziemlich weit unter den Erwartungen der Kunstrichter stehen geblieben war. „Ey, sagte Johnson lächelnd, das nennen wir eine von den unglücklichen Fragen." Schwerlich war Sturtz schon damahls der völlig ausgebildete Weltmann: denn diesem wird sein Gedächtniß kaum jemahls ungetreu werden. Er hat alle bekannten Verhältnisse der Person mit welcher er spricht, vor Augen, und mustert sie jedes Mahl nach der Reihe, ehe er spricht.

XIII.

Der unzeitige Diensteifer.

Unzeitigen Diensteifer nenne ich das Bestreben, in seine Reden und Handlungen den Schein des Wohlwollens zu legen. — Ein solcher Mensch tritt hervor, um ein Geschäft zu übernehmen, welchem er nicht gewachsen ist. Eine Sache deren Rechtmäßigkeit von niemandem bezweifelt wird, macht er durch unnöthige Instanzen verdächtig. Er nöthigt seinen Bedienten, mehr Wein einzuschenken als die Gäste im Stande sind zu trinken. Im Felde spricht er den Streitenden Muth ein; übernimmt es das Heer durch Fußsteige zu führen, durch welche er sich nicht hindurchfinden kann; geht zum Feldherrn hin, um zu fragen, wann er die Armee in Schlachtordnung stellen werde, und wasfür Dispositionen er auf Uebermorgen machen wolle. Er kommt zu seinem Vater, um ihm zu sagen, daß die Mutter sich bereits im Schlafzimmer befinde. Hat der Arzt einem Kranken den Wein untersagt, so sagt er: er wolle doch einen Versuch machen, ob ihn der

Wein nicht erquicken werde. Ist jemandem seine Gattinn gestorben, so läßt er auf das Grabmahl nicht nur den Nahmen der Verstorbnen, nebst ihrem Geburtsort, sondern auch die Nahmen des Gatten, des Vaters, und der Mutter setzen, und fügt noch hinzu: Alle waren Menschen von vortrefflichem Charakter. Soll er vor Gericht ein eidliches Zeugniß ablegen, so sagt er zu den Umstehenden: Ich habe schon manchem mit einem Eide gedient.

Die Griechische Ueberschrift dieser Charakterschilderung bedeutet eine übertriebene, und übel angebrachte Geschäftigkeit. Der Erklärer hat in die Definition eine wesentliche Bestimmung hinein gelegt, welche das Griechische Wort nicht kennt. Wenn wir genau bey dem Ausdrucke bleiben, so ist seine Erklärung diese: die Periergia bestehe in einer Gleisnerey der Reden und Handlungen, welche mit Wohlwollen gegen andre verbunden sey. Es ist klar, daß die Merkmahle sich einander aufheben: denn wo Gleisnerey ist, da findet kein Wohlwollen Statt.

Auch mit der Charakterschilderung liegt die Erklärung, wenn sie so gemeint ist, im Streite. Alles

was der Perlergos sagt und thut, das scheint er nicht bloß so zu sagen, und zu thun: er thut es wirklich. Daher tadelt Fischer in seinem Wortregister Casaubon, welcher so übersetzt: Simulatio dictorum factorumque. Er selbst übersetzt: Quum quis dicit, aliquid et facit, ohne zu bedenken, daß dadurch eine Erklärung herauskommt, welche nicht nur fehlerhaft, sondern durchaus ungereimt ist. Denn so würde es heißen: Die übertriebne Geschäftigkeit bestehe darin; daß man aus Wohlwollen gegen andre handle und spreche.

Herr Schneider erinnert ganz richtig, daß der Ausdruck προσποίησις, auf welchem die Schwierigkeit beruhet, nicht auf die zunächst folgenden Worte, sondern auf die entferntern, μετ' εὐνοίας bezogen werden müsse. Wenn gleich die Construction sich gegen diese Verbindung sträubt, so liegt sie doch offenbar in der Absicht des Erklärers. Wir müssen uns seyn lassen, als hätte er so geschrieben: προσποίησίς τις εὐνοίας ἐν λόγοις καὶ πράξεσι, ein Bestreben, in seine Reden und Handlungen den Schein des Wohlwollens zu legen.

Damit ist nun der Sinn der Definition gerettet, aber nicht ihre logische Richtigkeit. Es läßt sich von dem Schmeichler und dem Höfling das Nähmliche sagen. Beyde suchen in ihre Reden und Handlungen den Schein des Wohlwollens zu legen. Casaubon, und nach ihm Herr Nast, haben sich dadurch verleiten lassen, diese Charaktere für drey

verschiedene Arten einer und eben derselben Gattung zu erklären. Unmöglich hätten sie dieses thun können, wenn sie die Schilderungen selbst mit einander verglichen hätten. Sie würden alsdann erst gefunden haben, daß die hier gegebne Erklärung am meisten auf den Schmeichler, und gerade am wenigsten auf denjenigen Charakter passe, für welchen sie gemacht ward.

Die Periergia, das heißt die unzeitige und übertriebne Geschäftigkeit, ist nichts anderes als ein unruhiges Bestreben sich in fremde Angelegenheiten zu mischen, und in Sachen zu handeln, wozu man nicht berufen ist. Wenn diese Geschäftigkeit sich den Schein des Wohlwollens giebt, so heißt sie unzeitiger Diensteifer. Diese letztere Bestimmung hat Theophrast dem Worte durch seine Schilderung gegeben. Die Erklärung versieht es hauptsächlich darin, daß sie diesen Schein des Wohlwollens als wesentliches Merkmahl der Gattung aufstellt, da er das wesentliche Merkmahl der Art ist. Der unzeitige Diensteifer ist ein Bestreben, jedermann seine Dienste unter dem Schein des Wohlwollens aufzudringen, und die Erklärung nennt ihn, ein Bestreben in seine Reden und Handlungen den Schein des Wohlwollens zu legen. Dieser fehlerhaften Erklärung zu Folge müßte dieser Charakter in der That mit dem Schmeichler in Eins zusammen fallen.

Allein die Schilderung selbst hätte, wie gesagt, die Ausleger bald zurechte weisen sollen. Diese zeigt uns einen Menschen, der sich überall hinzudrängt wo er nicht verlangt wird, sich jedes Geschäftes bemächtigt, das ihn nichts angeht, allenthalben handelt, wo er sich ruhig verhalten sollte, und das leisten will, was er nicht kann. Wenn er seiner unzeitigen Geschäftigkeit den Schein der Wohlmeinung und Dienstbegierde zu geben sucht, so geschieht es nicht deßwegen, weil ihm selbst mit dem Wohlwollen andrer gedient ist, noch weil er sie zu irgend einem eigennützigen Zwecke für sich zu gewinnen hofft, sondern weil er gewöhnlich dieses Scheines bedarf, um seine Anmaßungen durchzusetzen. Um sich in die Angelegenheiten eines andern zu mischen, muß er doch wenigstens einen Titel haben, der ihn dazu berechtige. Er maskiert seine Zudringlichkeit mit dem Nahmen des Wohlwollens, um ungehindert handeln zu können. Wenn er es mit Leuten zu thun hat, denen es an Kraft und Muth fehlt, um unbescheidne Anmaßlichkeit von sich abzuweisen, so wird er selbst diese Maske verschmähen. Er behandelt ihre Sache wie seine eigene, und spielt ohne Umstände über sie den Vormund.

Die beyden Grundzüge dieses Charakters sind eine ungemein vortheilhafte Meinung von seinen Einsichten und Fähigkeiten, und eine daher entspringende ungemessene Eitelkeit. Die Geschäftigkeit eines solchen Menschen hält weder Maß noch Ziel, und

kennt keinen ihm angewiesenen Wirkungskreis. Kein Vorfall des Lebens, welchen er nicht beurtheilt; keine Berathschlagung, zu welcher er nicht seine Stimme giebt; keine Verlegenheit, für welche er nicht eine Auskunft weiß; keine Kunst noch Kenntniß des practischen Lebens, in die er hineinzupfuschen sich nicht vermißt. Er macht den Rechtsgelehrten, den Bauverständigen, den Kunstkenner, den Oeconom, den Arzt, und im Nothfall den Dichter. Nach seinen Anmaßungen zu urtheilen, müßte er ein Universalgenie seyn: es versteht sich aber, daß er es nicht ist. Wer mit gründlichen und mannigfaltigen Einsichten die Gabe der Berathenheit verbindet, der wird mehr als genug zu thun haben, wenn er den an ihn ergehenden Aufforderungen sich nicht entziehen will: und nur ein Charlatan ist im Fall andern seine Dienste aufzudringen.

Allein wie geht es zu, daß die Periergie, welche die Hand bey allem, was sie nichts angeht, haben will, und die Sichel an fremde Saaten anschlägt, gewöhnlich ihr eignes Feld brach liegen läßt? Hier einer, welcher seine Mitarbeiter unter eine unerbethene Aufsicht nimmt, und ihre bescheidne, aber gemeinnützige Thätigkeit regelt. Mit welcher Geflissenheit erfüllt er seine eigne Pflicht? Dort ein andrer, welcher das Menschengeschlecht von unten auf erziehen will. Wie steht es mit seiner Kinderzucht? Und ein dritter, welcher durch ökonomische Künste andre reich machen will. Wie kommt es, daß von seinem eignen

Wohlstand nur einige Trümmer noch zu sehen sind? Und überhaupt das ganze Heer von Project- und Planmachern, welche über Gegenstände, die nicht in den Abgründen der Speculation liegen, und worüber seit Jahrtausenden die besten Köpfe nachgedacht haben, ihre Zeitgenossen und die Nachwelt mit ungewöhnlichen Entdeckungen zu beseligen verheißen — wahrlich man muß noch sehr jung, oder mit Geschichte und Weltlauf sehr wenig bekannt seyn, um durch dergleichen Erscheinungen sich täuschen zu lassen.

Ein Mensch von solchem Charakter nimmt selten auf das Bedürfniß der Sache, um die es eigentlich zu thun ist, sondern auf die Befriedigung seiner Eitelkeit Rücksicht. Daher wird er auch da nicht zweckmäßig handeln, wo er es könnte. Nicht immer der kürzeste Weg, sondern nicht selten der weitläufigste, verschlungenste, ist ihm der liebste. Er will seine Kunst und Gewandheit zu bewundern geben, und macht das Einfache verwickelt, das Klare dunkel. Er will in allem andre übertreffen, alles besser als gut machen, und macht es um so viel schlechter. Die epitaphische Kürze, welche dem Charakter der Verstorbnen Gerechtigkeit widerfahren läßt, und ihres Gatten bloße Erwähnung thut, ist für ihn viel zu trocken und Lakonisch. Er setzt ihren Geburtsort, und die Nahmen der Aeltern, nebst ihrem Lobe, hinzu, und zerstört dadurch die

edle Simplicität, welche in der Inschrift so sehr gefällt, und wirkt.

Es ist eine Eigenheit dieses Charakters, nicht nur das Unnöthige, und zu dem Nothwendigen das Ueberflüssige zu thun, sondern oft so gar das Unmögliche zu wollen. Eben so vorschnell als eitel, will er selbst der Zukunft vorgreifen, und schon handeln, wann er noch erst beobachten sollte. Die Eitelkeit des Subalternen mag sich geschmeichelt finden, wenn es ihm gelingt, sich an den Feldherrn anzuschließen, und sich den Schein zu geben, als ob alles durch seine Hände gienge. Allein nach den Dispositionen des folgenden Tages fragen, ehe noch die heutigen vollzogen sind, heißt mit tollkühner Vermessenheit dem Zufall ins Rad greifen, und auf ungewissen Erfolg hin selbst dem Feinde seinen Diensteifer verpfänden.

Uebrigens zeichnet dieser Zug nicht bloß den Vorwitz, sondern auch die ehrliche Einfalt des Periergos, welche gewöhnlich seine treue Begleiterinn ist. Dem Metellus Pius ward in seinem Hispanischen Feldzuge eine ähnliche Frage vorgelegt. „Guter „Freund! sagte der Feldherr, du wirst mich für „entschuldiget halten. Wenn das Hemde, welches „ich auf dem Leibe trage, wüßte, was ich im „Sinn habe Morgen zu thun, ich würde es den „Augenblick ins Feuer werfen."

Daß der unzeitige Diensteifer durch seine theils überflüssigen, theils gefehlten Bemühungen sich

schlechten Dank erholet, und, Statt durch seine Geschicklichkeit zu glänzen, sich selber lächerlich macht, das ist nichts anders als der Lohn, welche seine Zudringlichkeit verdient. Wer heißt ihn sich zum Führer anzubiethen, wenn er den Weg nicht kennt, oder dem Arzt in die Cur hineinzupfuschen, wenn er von der Heilkunde nichts versteht! Schade, daß es nicht immer nur beym Lächerlichen bleibt! Für den, welcher sich durch ihn angeführt sieht, nimmt die Sache sehr oft eine ernsthafte Wendung. Der ungebethene Diensteifer drängt sich hinzu, um die hülfreiche Thätigkeit zu verdrängen: er greift in ein fremdes Werk ein, um dasjenige, was ein andrer gut machte, zu zerstören. Er will ein leichtes Uebelbefinden heben, und verwandelt es in eine gefährliche Krankheit. — Ein irre geführtes Heer findet sich nicht so leicht heraus, wie ein verirrter Wanderer, und in Ansehung der Folgen ist es gleich viel, ob der welcher es in die Schlinge führte, ein Verräther, oder ob er ein Narr sey.

Einen Zug dieser Schilderung haben die Ausleger nicht aus dem wahren Lichte gedeutet; da nähmlich, wo der Periergos im Begriffe ist, einen Eid vor Gericht abzulegen, und zu den Umstehenden sagt: Ich habe schon manchem mit einem Eide gedient. Dieser Zug, meinen sie, würde besser den Ehrlosen charakterisieren, bey welchem (setzt Herr Rast hinzu) er auch wirklich angebracht ist. Allein man vergleiche dasjenige was dort gesagt ist,

mit dem was hier gesagt wird, und man wird zwey ganz verschiedne Züge finden, deren jeder nur an seiner Stelle paßt. Dort nimmt es der Ehrlose auf sich, die Unmöglichkeit vor dem Richter zu erschei= nen, durch einen Eidschwur zu erhärten; das heißt er schwört einen falschen Eid, und schwört ihn aus gewissenlosem Leichtsinn. Hier sagt der Periergos, indem er (zu Gunsten eines dritten versteht sich) einen Eid schwören soll; Ich habe schon man= chem mit einem Eide gedient. Damit ist nicht gesagt, daß er dieß Mahl falsch schwöre, oder es jemahls gethan habe. Der charakterisierende Zug liegt in der unzeitigen Prahlerey, wodurch er seinen Diensteifer geltend machen will. „Nur Gedult! hier „steht der Mann, durch den die Sache bald eine „andre Gestalt gewinnen wird, und der schon man= „chem aus einer Verlegenheit herausgeholfen hat." Dieß, und mehr nicht als dieses sollen jene Worte sagen. Freylich muß eine so leichtfertige Aeußerung, welche, unter solchen Umständen gethan, völlig den Anschein des gewissenlosen Leichtsinns hat, bey jedem, der ihn nicht näher kennt, einen Schatten auf seine Ehrlichkeit werfen. Aber um so viel heller strahlt auch das Licht, welches von daher auf die Narrheit des eiteln Gecken fällt.

XIV.

Der Zerstreute.

Die Zerstreuung besteht in einer gewissen Langsamkeit des Geistes, welche sich in Handlungen und Reden äußert. — Wenn der Zerstreute etwas zusammenrechnet, so fragt er, indem er die Summe ausspricht, den welcher ihm zur Seite sitzt: Wie viel macht das? Soll er an einem bestimmten Tage vor Gericht erscheinen, so vergißt er sich, indem er dahin gehen will, und geht aufs Land. Im Schauspiel schläft er ein, und bleibt noch sitzen, nachdem die übrigen Zuschauer alle schon fort sind. Hat er sich mit Speisen überladen, so daß er Nachts aufstehen, und den Abtritt suchen muß, so thut er es mit so weniger Vorsicht, daß er von des Nachbars Hunde gebissen wird. Er nimmt etwas in die Hand, legt es irgendwo ab; sucht es, und kann es nicht finden. Es kommt jemand, um ihm den Tod eines seiner Freunde anzuzeigen, und ihn zum Leichenbegängnisse zu bitten; so macht er ein trauriges Gesicht, wischt sich die Augen, und sagt: Ich wünsche

dazu von Herzen Glück. Soll er das Geld von einer abzuzahlenden Schuld in Empfang nehmen, so bringt er Zeugen mit sich. Mitten im Winter schilt er den Bedienten aus, daß er ihm keine grünen Gurken gekauft habe. Seine kleinen Söhne nöthigt er, bis zur Ermattung im Ringen und Laufen sich zu üben. Auf dem Lande, wo er etwa den Koch macht, salzt er die Linsen zwey Mahle, so daß sie nicht zu essen sind. Wenn es regnet, so findet er die Witterung lieblich; und eine helle Sternennacht scheint ihm — andre mögen denken, was sie wollen — so dunkel wie Pech. Jemand fragt ihn: „Rathe einmahl, wie viel Leichen man zum Todtenthor hinausgetragen hat!" und er antwortet: Ich denke wohl, so viel als ich dir und mir selber gönnen möchte.

Mehrere Ausleger machen die Bemerkung, daß unter allen Zügen dieser Charakterschilderung kaum ein einziger sey, der nicht zum Charakter dessen, welchen man den Zerstreuten nennt, vollkommen passe: schwerlich dürfte ein Deutscher, welchem die Schilderung vorgelesen würde, auf eine andre Ueberschrift rathen, schwerlich ein der Griechischen

Sprache ganz kundiger Mann nicht gerade dieses Griechische Wort wählen, um den Sinn des Deutschen so gut als möglich auszudrücken, und gleichwohl ist, so viel ich weiß, Herr Nast der einzige, welcher es wagen durfte, dieses Griechische Wort (Ἀναισθησία) durch das Deutsche, Zerstreuung, zu übersetzen. Bey den einen heißt es Dummheit, bey den andern Gedankenlosigkeit, bey den Französischen Uebersetzern stupidité, obgleich wohl keiner von allen diese Wörter für gleichbedeutend mit Zerstreuung halten mochte.

Auch hier ist es ohne Zweifel die Erklärung, welche den Auslegern und Uebersetzern den Gesichtspunct verrückt hat. Unstreitig ist es vielmehr eine Erklärung der Dummheit und Stupidität, als der Zerstreuung. — Wollte Theophrast die Dummheit schildern, so ist nicht nur der Charakter zu einseitig aufgenommen; auch die Wahl des Stoffes verdient in mehr als Einer Rücksicht Tadel. Er ist um seiner Allgemeinheit willen zur Schilderung überhaupt, und durch seine Natur zur moralischen Schilderung nicht geeignet. Den Auslegern ist die letztere Bemerkung nicht völlig entgangen. Mehrere derselben erinnern, daß es nicht ein sittliches, sondern ein intellectuelles Gebrechen sey, welches Theophrast schildere. Aber keiner von ihnen sagt, daß er ein solches Gebrechen nicht hätte schildern sollen. Und doch ist es in der That so. Den Blödsinn, oder die Stupidität zu schildern, ist eben so wenig

vernünftig, als dem Lahmen nachzuhinken, oder den Taubstummen zu verspotten.

Besser also, wir geben die Erklärung Preis, um die Schilderung selbst zu retten. — Allein wie? Fällt nicht etwa die nähmliche Rüge auch auf die Zerstreuung? Ist nicht auch diese mehr die Wirkung unsrer intellectuellen Beschaffenheit, mehr ein Temperamentsfehler als ein sittliches Gebrechen? — Und welches sittliche Gebrechen ist denn ganz unabhängig von unsrer physischen, oder intellectuellen Complexion? Nicht der größere, oder geringere Grad der Schwierigkeit, sondern die absolute Unmöglichkeit anders zu handeln, als man handelt, giebt hier den Ausschlag. Wäre die Zerstreuung eine nothwendige Folge von Schwäche des Verstandes, so fiele sie natürlich aus der Classe sittlicher Fehler weg. Aber der Klügste ist ihr eben so wohl ausgesetzt als der Dümmste; und auch der Dümmste, wenn er zerstreut ist, ist es nicht aus Dummheit. Der Bauer, welcher beym Galenos die Esel zu Markte treibt, und immer den auf welchem er ritt, vermißte, konnte ohne Zweifel die Zahl, so bald er abgestiegen war, sehr leicht finden.

Man hat es Regnard zum Vorwurfe gemacht, daß er den Zerstreuten auf die Bühne brachte; aber man höre, wie ihn Lessing in der Dramaturgie vertheidigt. „Ein Zerstreuter, sagt er, soll kein Gegenstand für die Comödie seyn. Warum nicht? Zerstreut seyn, sagt man, sey eine Krankheit, ein

„Unglück, und kein Laster. Ein Zerstreuter verdiene „eben so wenig ausgelacht zu werden, als einer der „Kopfschmerzen hat. Die Comödie müsse sich nur „mit Fehlern abgeben, die sich verbessern lassen. „Wer aber von Natur zerstreut sey, der lasse sich „durch Spöttereyen eben so wenig bessern, als ein „Hinkender."

„Aber ist es denn wahr, daß die Zerstreuung „ein Gebrechen der Seele ist, dem unsre besten „Bemühungen nicht abhelfen können? Sollte sie „wirklich mehr natürliche Verwahrlosung, als üble „Angewohnheit seyn? Ich kann es nicht glauben. „Sind wir nicht Meister unsrer Aufmerksamkeit? „Haben wir es nicht in unsrer Gewalt, sie anzu„strengen, sie abzuziehen, wie wir wollen? Und „was ist die Zerstreuung anders, als ein unrechter „Gebrauch unsrer Aufmerksamkeit? Der Zerstreute „denkt, und denkt nur das nicht, was er seinen „jetzigen, sinnlichen Eindrücken zu Folge denken „sollte. Seine Seele ist nicht entschlummert, nicht „betäubt, nicht außer Thätigkeit gesetzt; sie ist nur „abwesend, nur anderwärts thätig. Aber so gut „sie dort seyn kann, so gut kann sie auch hier seyn: „es ist ihr natürlicher Beruf, bey den sinnlichen „Veränderungen ihres Körpers gegenwärtig zu seyn: „es kostet Mühe, sich dieses Berufs zu entwöhnen, „und es sollte unmöglich seyn, ihr ihn wieder „geläufig zu machen?"

Die Zerstreuung besteht in einer Abwesenheit des Geistes. Die Gründe derselben können von gedoppelter Art seyn. Entweder ist der Zerstreute mit sich selbst, das heißt mit seinen innern Empfindungen, Vorstellungen, und Gedanken beschäftigt, und läßt das was außer ihm ist, und vorgeht, unbemerkt: oder seine Aufmerksamkeit ist zwischen mehrere äussere Gegenstände getheilt, so daß es ihm unmöglich wird, das Einzelne genau und vollständig zu bemerken. Daher entstehen zwey Arten von Zerstreuung, welche die Franzosen richtig unterscheiden. Den Zerstreuten von der erstern Art nennen sie abstrait, den von der zweyten distrait. Beyde Arten begreift die Deutsche Sprache unter dem Worte Zerstreuung.

Derjenige welchen Theophrast schildert, ist ohne Zweifel der Zerstreute von der erstern Art, welchen man, wie Lessing schon bemerkt hat, besser den Träumer nennen würde. Alle Züge der Schilderung passen auf diesen, und einige derselben passen nur auf ihn allein. Der Zerstreute im engern Sinne, das heißt der mit Sinnen und Achtsamkeit an mehrern Orten zugleich ist, wird im Theater gewiß nicht einschlafen. Schauspieler, Zuschauer, Decoration und Musik werden ihn, eines um das andre beschäftigen, und seinen Geist in einer, zwar leichten und oberflächlichen, aber ununterbrochenen Thätigkeit erhalten. Der in sich selbst versunkene Träumer hingegen fällt aus seinem Sinnenschlummer sehr leicht in den wirklichen. Vor der innern Thätigkeit

seines Geistes welchen die sinnlichen Eindrücke in einen Nebel zurück, worin die Gegenstände dämmern und schwimmen. Er sieht und hört alles, ohne zu unterscheiden. Das Eintönige seines äußern Zustandes spannt allmählig seinen Geist ab, so wie das Lispeln der Blätter, oder das Rauschen eines Baches.

Wenn die in sich selbst arbeitende Thätigkeit des Geistes den höchsten Grad erreicht hat, so kann sie leicht eine gänzliche Vergessenheit unsers äußern Zustandes, und der daher entstehenden Verhältnisse bewirken. Der Marschall von Grammont ward einst durch eine Predigt von Bourdaloue so lebhaft gerührt, daß er bey einer Stelle derselben laut ausrief: Mordieu, il a raison!

Der zerstreute Träumer hat dieses mit dem Träumenden gemein, daß er sich seines äußern Zustandes entweder gar nicht, oder nur undeutlich bewußt ist. Der dessen Achtsamkeit zwischen mehrere äußere Gegenstände getheilt ist, ist sich augenblicklich aller seiner Veränderungen und Eindrücke bewußt: aber die Eindrücke sind so oberflächlich, seine Wahrnehmungen so unstät und flüchtig, daß er alles nur halb sieht und hört, und im Handeln und Sprechen häufig gegen die Verhältnisse verstößt. Indessen sind seine Verstöße weder so bedeutend, noch so anhaltend als die des Träumers. Wenn jener unbesonnen und vergeßlich scheint, und es auch ist, so erscheint dieser als ein stupider Kopf, ohne es

wirklich zu seyn. Beyde rechnen mehrere Zahlen in eine Summe zusammen: der eine vergißt sie indem er sie ausspricht; der andre ist sich seiner Operation unbewußt, und sucht erst noch die schon gefundene Summe. Jener fragt: Wie viel sagt' ich? Dieser: Wie viel macht das?

Auch das hat diese Geisteslage mit dem Zustande des wirklichen Traumes gemein, daß in derselben die Vorstellungen sich nicht nach den Gesetzen der Vernunft, sondern der Einbildungskraft erzeugen, und sich nicht nach einem innern Zusammenhange, sondern nach äußern, ganz zufälligen Beziehungen und Aehnlichkeiten zusammen fügen. Der Träumer läßt sich eine Schuld abzahlen, und weiß daß in dergleichen Fällen ein Empfangschein ausgestellt wird, oder, was bey den Griechen gebräuchlich war, Zeugen herbeygerufen werden. Dieser Umstand schließt sich in seinem Gedächtnisse an die unbestimmte Vorstellung des Zahlens an. Aber weiter geht sein Abstractionsvermögen nicht. Die Absicht jenes Gebrauches ist ein Verstandesbegriff, der sich an keine sinnliche Vorstellung anschließt, und welchen die durch fremdartige Vorstellungen beschäftigte Denkkraft des Träumers nicht aus dem Dunkel der Seele hervorrufen kann. Daher kommt er leicht zu der lächerlichen Verwechslung der Rollen. Er tritt zum Theil an die Stelle des Schuldners, und handelt nicht anders, als wenn zu besorgen stände, daß der Zahlende ihm die Zahlung abläugnen möchte.

Kaum wird irgend ein andres Gebrechen des Geistes in seinen Aeußerungen so lächerlich erscheinen, als die Zerstreuung überhaupt. Da die Aufmerksamkeit dem was man thut und spricht, ganz oder doch zum Theile, entzogen wird, so werden Handlungen und Zwecke, Gesinnungen und Reden meistens auf eine seltsame Weise contrastieren. Aber die lächerlichsten Contraste entstehen durch die Zerstreuung des Träumers. Er beginnt ohne zu vollenden, oder endigt ganz anders als er anfieng, je nachdem es zusehends in seiner Seele dunkelt, oder heitert. Bald stehn seine Handlungen mit sich selbst im Widerspruche, und bald verläugnet er den Inhalt seiner Reden durch Geberde und Miene. Er sucht etwas, und wenn es gefunden ist, verwahrt er es so, daß er selbst es nicht wieder finden kann. Es sieht nicht anders aus, als ob er die Sachen vor sich selbst verstecke. Zum Tode eines Freundes wünscht er von Herzen Glück, und thut es mit allen Zeichen der Betrübniß. Wenn er dazu ein freudiges Gesicht machte, so könnte es ein bloßes Mißverständniß zu seyn scheinen.

La Brüiere hat den Zerstreuten auch, und zwar sehr umständlich geschildert. Ich zweifle nicht, daß manche Leser die Theophrastische Schilderung ungemein nüchtern und kalt, die Schilderung des Franzosen hingegen weit genialischer und anziehender finden werden: aber daß es die besten Leser seyn werden, welche so urtheilen, daran zweifle ich sehr.

Gleich Anfangs ist der Zerstreute in Bereitschaft auszugehen, und steht schon unter der Hausthür, als er auf ein Mahl gewahr wird, daß er die Nachtmütze noch auf dem Kopfe habe. Er untersucht sich ein wenig genauer, und findet, daß er bloß zur Hälfte rasiert sey, daß ihm die Strümpfe um die Fersen schwimmen, daß das Hemd ihm über die Beinkleider herabhängt, und daß er — den Degen an der rechten Seite trägt. Allerdings eine Figur, welche für den, dem ein grotesker Anblick über alles geht, lächerlich genug ausstaffiert ist. Aber dem philosophischen Beobachter genügt der erste Zug: die übrigen alle schenkt er dem dienstfertigen Mahler willig. Denn sie sagen ihm nichts neues, und der letzte sagt ihm etwas, das er weder glauben kann noch wird. Um den Degen an die rechte Seite zu gürten, muß man ihn noch nie getragen haben, oder wenigstens nicht zerstreut seyn. Der Zerstreute trifft bey jeder Bewegung, wozu die Muskeln durch tägliche Uebung gewohnt sind, den rechten Punct zuverläßig sichrer, als ihn die wachste Besonnenheit treffen kann. Daran zweifelt kein Mensch, der da weiß, daß im Zustande dunkler Ideen der Instinct so fort an die Stelle der calculierenden Vernunft tritt. Genug, ich wette alles darauf, daß wer den Degen zu tragen gewohnt ist, ihn so wenig in der Zerstreuung an die rechte Seite gürten, als mit dem linken Arm fechten, oder beym Essen mit dem Löffel den Mund verfehlen wird.

Nun weiter. Der Zerstreute thut einen Gang durch die Stadt. Auf ein Mahl glaubt er sich verirrt, fragt wo er sey, läßt sich weisen, und erfährt daß er sich gerade in seiner Straße befinde. Er geht in sein Haus hinein, und geht so gleich wieder heraus, in der Meinung abermahl irre gegangen zu seyn. — Er kommt vom Palais, und findet einen Wagen, den er für den seinigen hält. Der Kutscher, welcher seinen Herrn zu führen wähnt, fährt drauf los. Der Wagen hält an; der Zerstreute steigt aus, geht durch den Hof, die Treppe hinauf, durch Vorzimmer und Zimmer, ins Cabinet. Allenthalben ist er zu Hause. Er setzt sich, um auszuruhen. Nun kommt der Besitzer des Hauses. Der Zerstreute empfängt ihn mit Höflichkeit, bittet ihn Platz zu nehmen, unterhält ihn lange mit Gesprächen, fängt an seiner müde zu werden — jenem geht es nicht anders. Beyde wissen nicht woran sie sind, bis endlich die anbrechende Nacht sie nöthigt sich gegen einander zu erklären.

Und das sollte nun Schilderung eines Zerstreuten heißen! Nicht doch: Schilderung eines Verrückten ist es. Ich lasse es gelten, daß man in der Zerstreuung einen fremden Wagen für den seinigen, ein fremdes Haus für sein eigenes halte. Ich frage auch nicht allzu genau darnach, ob die lange Unterhaltung mit dem Eigenthümer des Hauses, wobey der Träumer doch nicht durchaus Träumer seyn konnte, sich mit dem Zustand einer ununterbrochenen

Träumerey in Absicht des Hauses so ganz vertrage. Ich lasse es auch noch gelten, daß der Zerstreute durch seine Straße gehen könne, ohne es zu wissen, daß es seine Straße sey; daß er vor seinem Hause vorbeygehen, sich so gar darin befinden könne, ohne sich bewußt zu seyn, daß er zu Hause sey. Aber das kann ich unmöglich gelten lassen, daß es je einen Zerstreuten, oder Träumer gegeben habe, oder noch geben werde, der in seiner Straße gehe, und in einer fremden, ihm völlig unbekannten, zu gehen glaube, sein eignes Haus betrete, und es so gleich wieder verlasse, weil er es nicht für das seinige erkenne.

Und warum denn nicht? Ist es nicht gleich viel, in seinem Hause seyn, und es nicht wissen; in seinem Hause seyn, und es nicht für das seinige erkennen? — So wenig als träumen, und verrückt seyn gleich viel ist. Wer in seinem Hause ist, und es nicht weiß, der weiß entweder durchaus nicht wo er ist, oder wenn er in einem andern Hause zu seyn glaubt, so glaubt er es darum, weil er mit den Gedanken anderswo, und seines äußern Zustandes sich völlig unbewußt ist: das heißt; er träumt. Wer sein Haus sucht, und findet, aber es nicht für das seinige erkennt, der ist mit seinen Gedanken bey dem Hause, und in so fern seines äußern Zustandes sich bewußt: aber er empfindet nicht so, wie ein seines äußern Zustandes sich bewußter Mensch bey gesunden Sinnen empfindet: das heißt; er ist verrückt.

Aber es giebt doch einen belustigenden Contrast, sein Haus für ein fremdes, und ein fremdes für das seinige zu halten. — Belustigend, oder auch nicht, je nachdem man die Sache nimmt. Belustigend nähmlich für den, welcher das Abentheuerliche nur darum belacht, weil es abentheuerlich ist, ohne sich viel darum zu bekümmern, ob es sich auch psychologisch motivieren lasse. Aber wer, wie Lessing sagt, mit dem Verstande lachen will, der kann hier nicht mitlachen.

Wer in der Zerstreuung ein Haus, welches nicht sein eigenes ist, für das seinige halten kann, dem kann ohne Zweifel mit dem zweyten und dritten das Nähmliche widerfahren. So viel sollte man denken, verstände sich von selbst. Aber la Brüiere gefällt sich in dieser Erfindung so wohl, daß er seinen Zerstreuten die nähmliche Comödie, in einem andern Hause, nun auch mit einem Frauenzimmer spielen läßt.

Und dergleichen Wiederholungen hat er noch mehrere. Sein Zerstreuter geht in die Messe, und steckt, Statt des Breviers, einen Pantoffel zu sich. Es würde allerliebst seyn, wenn aus dem Pantoffel ein Paar würde. In der That läuft ihm, da er aus der Kirche kommt, ein Bedienter entgegen, und fragt, ob er nicht etwa den Pantoffel von Monseigneur l'Evêque bey sich habe? Er untersucht die Taschen, und findet den Pantoffel wirklich. Er hatte nähmlich den Augenblick vorher dem Bischof einen

Besuch gemacht, und ihn im Negligé vor dem Kamin sitzend gefunden. In der Meinung seinen Handschuh aufzulesen, nahm er den Pantoffel des Bischofs auf, und steckte ihn in die Tasche.

An Uebertreibungen fehlt es, wie wir zum Theil schon gesehen haben, auch nicht. Der Zerstreute erscheint bey Hofe, und geht unter einem Leuchter weg, an welchem ihm die Perrücke hangen bleibt. Die Hofleute weisen mit lautem Gelächter nach der Perrücke. Der Zerstreute sieht sich darnach um, und überlacht sie alle. Allenthalben sucht er den Kopf, welchem die Perrücke mangelt. — Eine Anmerkung des Herausgebers (Coste) will uns glauben machen, daß dieses Abentheuer sich wirklich mit dem Chevalier de Brancas bey der Königin zugetragen habe. Allein wenn auch gleich die Aussage von hundert Augenzeugen es versicherte, so würde ich es, so wie es nähmlich da steht, dennoch nicht glauben. Daß die Perrücke am Leuchter hangen geblieben sey, so viel glaube ich wohl. Aber das übrige ist ein Zusatz von la Brüiere; oder wenn der Chevalier wirklich den ledigen Kopf zu suchen schien, so that er es als ein Mann, der sich in einen unvorgesehenen Zufall schnell zu fügen wußte, und bewies gerade dadurch eine Geistesgegenwart, welche die kleine Uebereilung einer augenblicklichen Zerstreuung, wenn es nicht vielmehr Unachtsamkeit war, vollkommen gut machte.

Ich lobe mir die Einfalt des Griechen, der bey seiner trocknen Manier, in wenigen hingeworfenen Zügen, uns tiefer in die Natur der Zerstreuung hineinblicken läßt, als der witzige, und geistvolle Franzos durch seine mit sorgsamem Künstlerfleiße ausgemahlte Schilderung. Nicht zwar daß ich es billig fände, den Maßstab seines Kunsttalentes von dieser Schilderung zu nehmen, welche, so sehr er sie auch con amore verfertigt zu haben scheint, vielleicht gerade deßwegen nicht zu seinen besten gehört. Aber seine kürzern Bemerkungen voll scharfer Blicke, und feiner Wahrnehmungen der speciellen Menschenkenntniß haben in meinen Augen einen weit größern Werth als seine vollendeten Gemählde, in welchen er nicht selten die Leser auf Kosten ihres Verstandes lachen macht.

XV.

Der Ungesellige.

Die Ungeselligkeit ist eine Inhumanität im Umgange, welche sich (vornehmlich) in den Reden äussert. — Der Ungesellige ist im Stande, wenn ihr euch bey ihm nach jemandem erkundiget, zu sagen: Ey so laßt mich doch ungeschoren! Wer ihn grüßt, dem wird er den Gruß nicht erwiedern. Hat er etwas zu verkaufen, so sagt er dem Käufer nicht, wie theuer: er fragt ihn: Je nun, was meinst du daß es gelten soll? Wer ihm an einem Familienfeste Ehren halber ein Gericht schickt, dem läßt er sagen: er lasse nicht gerne Geschenktes auf seinen Tisch kommen. Wer ihn im Gedränge stößt, oder drückt, oder ihm auf den Fuß tritt, der findet bey ihm keine Verzeihung. Wird er zu einer Collecte zur Unterstützung eines Freundes eingeladen, so sagt er, er gebe nichts. Hintennach kommt er, und bringt seinen Beytrag mit diesen Worten: So mag denn auch dieses, wie schon anders, seinen Weg gehen! Stößt er

im Gehen mit dem Fuße an, so flucht er auf den Stein. Soll er auf jemanden warten, so wird er nicht lange bleiben. Beym Gastmahle wird er weder singen, noch etwas declamieren, noch tanzen. Er würdigt nicht einmahl die Götter seines Gebethes.

Die eigentliche Aufschrift dieses Charakters würde, wofern wir auf die ursprüngliche Bedeutung des Wortes zurückgehen wollten, der Selbstgefällige heissen. Αὐθάδης, sagt Aristoteles (Magn. moral. 29.) ist nichts anders als αὐτοάδης, das heißt: ein Mensch der sich selbst gefällt. Allein so ein trefliches Mittel die Etymologie ist, um die feinern Schattierungen eines bereits hinlänglich bestimmten Sinnes herauszufinden, so trügend ist sie gewöhnlich, wenn man in der Festsetzung noch nicht bestimmter Begriffe von derselben ausgeht. Alle Sprachen weichen in ihrer allmählig fortschreitenden Ausbildung von der ursprünglichen Bedeutung mancher Wörter mehr und minder, und oft so weit ab, daß es schwer hält, an dem dünnen Faden der psychologischen Ideenentwicklung den Weg zur Quelle wieder zu finden. Eine solche Veränderung scheint das Wort, womit dieser Charakter überschrieben ist, erlitten zu haben. Ich zweifle, daß es von irgend einem der auf uns

gekommenen Schriftsteller in dem reinen Begriffe des selbstgefälligen Dünkels gebraucht werde. In den meisten der mir bekannten Stellen ist die Idee von finstrer Laune und unbiegsamer Härte hervorstechend.

Auch haben die Ausleger, welche jene Worte des Aristoteles meist alle anführen, in der Uebersetzung sich daran nicht gekehrt. Sie übersetzen, je nachdem ihre Sprachkunde, oder die Ansicht der Charakterschilderung sie leitete, bald so, bald anders: die Deutschen, grober Eigensinn; stolze Unhöflichkeit: Casaubon contumacia, sive ferocitas: Herr Schneider arrogantia: La Brüiere la brutalité, wie mich dünkt keiner von allen ganz passend.

Ich würde mich eben nicht verwundern, wenn manche sprachkundige Leser das von mir gewählte Wort bey der ersten Ansicht noch weniger passend finden sollten. Was mich indessen dafür bestimmt hat, ist folgendes. Aristoteles giebt uns in der angeführten Stelle von dem Authades folgende Erklärung: er sey, sagt er, ein Mensch, welcher mit niemandem Umgang oder Verkehr haben möge*). Er setzt ihn ausdrücklich dem Areskos entgegen, von welchem er sagt: er unterhält sich gerne mit jeder-

*) Ὅ τε γὰρ αὐθάδης τοιοῦτός ἐστιν, οἷος μηδενὶ ἐντυχεῖν μηδὲ διαλλαγῆναι, oder nach Vallas wahrscheinlicher Vermuthung, διαλεχθῆναι.

mann, und auf jede nur mögliche Weise*). Diese beyden also, der Authades und der Areskos, welchen ich den Höfling genannt habe, sind zwey fehlerhafte Extreme. Der eine fehlt durch Ungeselligkeit, der andre durch drückende Geselligkeit.

Das Wesen der Ungeselligkeit besteht in einer misanthropischen Stimmung des Geistes, welche alles, was sich ihr annähern will, zurückstößt, und sich hauptsächlich durch Sprödigkeit und störrische Laune äußert. Wenn man den Charakter lieber nach den Aeußerungen, als nach seinem Bestand zeichnen will, so könnte man ihn diesem zu Folge vielleicht den Murrkopf nennen. Die lateinische Sprache hat meines Wissens keinen passendern Ausdruck als morositas. Aristoteles selbst hat den Begriff anderswo von dieser Seite aufgefaßt. „Der Authades, sagt er, bequemt sich im Um„gange nach niemandem, sondern setzt sich über „jedermann weg: der Areskos richtet sich in „allem nach allen, und ist jedermanns gehorsamer „Knecht" **). Der Charakter gestattet beyde Ansichten: aber zur Entwicklung desselben schien mir die erstere, in psychologischer Hinsicht fruchtbarer.

*) Ὁ δὲ ἄρεσκος τοιοῦτος, οἷος πᾶσιν ὁμιλεῖν, καὶ πάντως, καὶ πανταχῇ.

**) Ὁ μὲν γὰρ μηδὲν πρὸς ἕτερον ζῶν, ἀλλὰ καταφρονητικὸς, αὐθάδης· ὁ δὲ πάντα πρὸς ἄλλον, καὶ πάντων ἐλάττων, ἄρεσκος. Eudem. III. 7.

Die Ungeselligkeit ist entweder eine Wirkung des selbstgefälligen Dünkels, oder sie artet darein aus. Darin liegt ohne Zweifel der Grund von der Griechischen Benennung. Wenn der Ungesellige auch nicht damit anfängt, sich selbst über alles, was ihn umgiebt, hinauf und darüber hinwegzusetzen, so wird er doch sicher damit enden. Wer außer den Kreis des geselligen Verkehrs hinaustritt, und sich dem wohlthätigen Einfluß des umgänglichen Lebens entzieht, dem werden die Dissonanzen in Gesinnungen, Empfindungen, Handlungen und Sitten zwischen ihm und der übrigen Welt in kurzem so stark auffallen, daß er in dem Falle seyn wird, sich selbst oder andre verachten zu müssen, und mit wem es einmahl so weit gekommen ist, dem steht die Wahl schon nicht mehr offen. Die sich getroffen fühlende Eigenliebe stämmt sich gegen das Geständniß ihrer eigenen Fehlerhaftigkeit: sie nennt jede Accommodation der guten Lebensart niedrige Heucheley und Falschheit, die Ausbrüche einer finstern Laune edle Freymüthigkeit und Wahrheitsliebe; rechnet sich ihre Mängel zum Verdienst, und beredet sich das, was sie nicht anders kann, von freyen Stücken zu wollen. Je suis grossier, maussade, impoli par principes, sagt irgendwo Jean Jaque Rousseau von sich. Er sagt es freylich in einer besondern Beziehung, und will ohne Zweifel auch so nicht, daß man ihn allzu strenge bey den Worten fasse. Allein wenn man

die Ausdrücke durch passende Synonymen mildert, so liegt in diesem Bekenntniß im Allgemeinen mehr Wahrheit, als er vielleicht selbst glaubte, nur diejenige nicht, an welche er am meisten glaubte. Was er von diesem allem war, das war er gewiß weniger aus Grundsätzen, als aus Verstimmung.

Aus dieser Verstimmung lassen sich alle Symptomen dieser Seelenkrankheit sehr leicht erklären. Der Ungesellige, welcher sich mitten unter den Menschen isoliert sieht, findet in der stillen Selbstachtung keinen hinlänglichen Trost für seine Abgeschiedenheit. Er fühlt das Lächerliche, welches seine Eigenheiten auf ihn werfen, allzu wohl; und der auffallende Contrast, welchen er zwischen sich und andern bemerkt, scheint ihm ein beständiger Vorwurf. Daher die finstre, menschenfeindliche Laune und der mürrische Trotz, womit er sich gegen jede, noch so sanfte, harmlose Berührung gesellschaftlicher Verhältnisse waffnet. Es giebt kein Mittel mit einem solchen Menschen auszukommen. Die einfachste, unverfänglichste Frage weist er von sich ab, oder beantwortet sie mit hämischer Schiefheit. Jede freywillige Annäherung des freundschaftlichen Wohlwollens entgegnet er mit kaltem Stolz oder zurückstoßender Sprödigkeit. Verhältnisse, Umstände und Sitte fordern euch auf, ihm ein Geschenk zu senden, und er läßt euch sagen: er speise nicht gerne von Geschenktem. Ihr behaltet es, um seinen Stolz zu schonen, ein

ander Mahl zurück, so wird er den Mangel an Aufmerksamkeit wo nicht gerade zu rügen, doch gelegentlich euch zu fühlen geben. Die stete Spannung in welcher er sich mit den Menschen findet, nöthigt ihn oft seine eigne Empfindung zu verläugnen, und setzt ihn zuweilen mit sich selbst in Widerspruch. Ein dürftiger Freund wird ihm empfohlen, und er versagt ihm mit kalter Härte die bey sich selbst beschlossene Unterstützung. Der nicht mehr erwartete Beytrag kommt dennoch, aber er kommt von einer Anmerkung begleitet, welche kränkender ist als ein Abschlag.

Wer sich dem Verkehr mit Menschen entzieht, der hält sie insgemein für besser und schlechter als sie sind. Von den Bösen wird er aus Unkunde betrogen, und gegen die Guten faßt er gerade um ihrer Einfachheit willen Verdacht. Daher ist ein unbegränztes Mißtrauen ein hervorstechender Zug in dem Charakter des Ungeselligen. Sein Argwohn ist stets auf der Lauer, und allenthalben wittert er geheime Absichten und versteckte Plane. Ihr seyd im Begriffe mit ihm einen Handel zu schließen, und fragt ihn: wie theuer? so soll sein barsches: Was meint ihr daß es gelten soll? euch zum voraus sagen, daß ihr an dem unrechten Manne seyd, wenn ihr etwa Lust haben solltet, ihn zu prellen. — Soll er auf jemand warten, und die gesetzte Zeit ist vorüber, so schreibt er die Säumniß nicht auf Rechnung eines unvorgesehnen

Zufalls; er denkt es sey Geringschätzung seiner Person, und trollt sich voll Aerger nach Hause. — Sein Mißtrauen gegen die Menschen verstimmt seine Seele sogar gegen die leblose Natur und gegen die Gottheit. Er ist ungehalten auf sie, daß sie die Menschen nicht besser schuf.

Das Lächerliche folgt dem Charakter des Ungeselligen von allen Seiten nach. Sein Mißtrauen, sein unzeitiger Trotz, seine hämischen Verdrehungen, seine Schiefheit, und die häufigen Widersprüche, worein er mit sich selbst geräth — alles reitzet den Spott, und stellt ihn der Verachtung bloß. Aber das Unseligste ist dieses, daß er dem Lächerlichen auch dann nicht entgehen kann, wenn er sich alle Mühe giebt, es sorgfältig zu vermeiden. Er hat sich aus den Fugen der gesellschaftlichen Verbindung gewaltsam herausgehoben, und paßt nun nicht mehr hinein. Er hat sich von dem Verkehr mit Menschen losgesagt, und doch muß er unter und mit ihnen leben. Beziehungen, Umstände, und selbst das Bedürfniß werden ihn, wenn er sich selbst nicht lebendig begraben will, von Zeit zu Zeit unter sie hervorrufen, und ihn sogar zwingen an ihren Zusammenkünften und gesellschaftlichen Freuden Antheil zu nehmen. Da soll er nun eine Rolle spielen, zu welcher er ganz verdorben ist. Seine Gegenwart ist drückend für ihn, und für andre. Soll er mit den Fröhlichen singen und tanzen? Der Unglückliche hat unter zweyen zu wählen.

Entweder er thut es nicht, und zeichnet sich als einen Sonderling aus: oder er thut es, und wird lächerlich.

Man hüte sich übrigens die Person des Ungeselligen einzig nach dem Charakter der Ungeselligkeit zu werthen. Er kann in moralischer sowohl als intellectueller Rücksicht nicht nur ein guter, und achtungswerther, sondern auch ein ausgezeichnet vortreflicher Mensch seyn. Quicumque solitudine delectatur, aut fera, aut Deus est, sagt ein altes Sprüchwort. Wenn ein Gott seyn, hier nichts anders bedeuten soll, als sich weit über Menschen von gewöhnlichem Schlag erheben, so wird dieß bey dem Ungeselligen nicht selten der Fall seyn. Es ist kaum möglich mehr Authades zu seyn, als es der jüngere Cato und Rousseau waren: und was für Männer waren nicht beyde! Der Mensch, welcher beständig durch andre lebt, und zu leben aufhört, so bald er mit sich allein lebt, ist sicher auch der gehaltloseste. Mit sich allein leben kann niemand, als wer entweder ein Thier ist, das heißt kein andres Bedürfniß kennt, als essen, trinken, und schlafen; oder wessen Geist eine schmackhaftere Nahrung bey sich selbst findet, als diejenige ist, welche der Umgang mit alltäglichen Menschen gewährt, und wessen Herz die Wunden nicht verschmerzen kann, welche eine genauere Menschenkenntniß ihm schlägt. Nur der Sokratische Weise hält das Mittel. Er weiß, daß er mit Menschen

leben muß, und verlangt sie nicht besser als sie seyn können; verträgt sich mit allen; sucht allen nützlich zu seyn; benutzt sie selbst zu guten Zwecken, und kehrt von ihnen gern wieder zu sich selbst zurücke.

Die finstre Laune des Ungeselligen quillt kaum jemahls aus einem menschenfeindlichen Herzen. Der echte Menschenfeind meidet die Gesellschaft nicht: er sucht die Menschen auf, um ihnen zu schaden, und schließt sich an sie an, um sie zu berücken. Er ist gewandt und schmiegsam, um euch zu seinen Diensten zu haben, und entschuldigt sich mit den glattesten Worten für jeden kleinen Gegendienst, den ihr von ihm verlanget. Uebersehet dem Ungeselligen sein barsches Wesen, und seinen unfreundlichen Ton; und er wird euch nicht selten mit einer Gutherzigkeit entsprechen, welche um so größern Werth hat, je sorgfältiger er sie vor euch und vor sich selbst zu verbergen weiß.

Ein solcher Murrkopf war Domitius, ein gelehrter Grammatiker, welcher zu Rom unter einem Zunahmen bekannt war, wovon der Brummbär so ziemlich ein Aequivalent seyn mögte. Gellius erzählt uns von demselben in den Attischen Nächten eine Anekdote, wovon er selbst Ohrenzeuge gewesen ist. Phavorinus, ein Weltweiser von Rang und Ansehen, begegnete ihm einst auf der Straße. „Ich bitte dich, sprach er, mein gelehrter „Freund! sage mir doch, ob ich gefehlt habe, da „ich das Griechische Wort δημηγορία durch das

„Lateinische Concio übersetzte. Denn ich traue mir „selber nicht, und möchte wohl wissen, ob einer „von den bewährten Schriftstellern der frühern Zeit „das Wort Concio in der Bedeutung eines öffent„lichen Vortrages gebraucht habe." Bey dieser Frage runzelte Domitius die Stirne, und sagte mit einem unsanften Ton der Stimme: „Ey wohin wird es „denn noch mit uns kommen, wenn sogar Philoso„phen vom ersten Range, sich mit solchem Wörterkram „abgeben! Ich, ein Grammatiker von Profession, „denke schon lange aufs Practische: und ihr Herren „Philosophen seyd, wie Cato sagt, nichts anders „als wurmstichige Wörterbücher. Da sitzt ihr und „haschet nach armseligen Frivolitäten, und sammelt „ausgestorbne und verrostete Wörter, wie man sie „in dem Ausrufe der Leichenweiber hört. Bald „wollte ich, wir wären alle so stumm, wie die „Fische." Eine so übellaunige Apostrophe läßt erwarten, daß er sich um die Auflösung des ihm vorgelegten Problems weiter nicht werde bekümmert haben. Allein weit gefehlt! Der Murrkopf setzte in etwas gemäßigterm Tone hinzu: „Uebrigens will „ich dir ein Buch schicken; darin kannst du finden, „was du suchest." Er hielt Wort, und übersandte das Buch, worin Phavorin die Frage zu seinem Vergnügen entschieden fand.

XVI.

Der Abergläubige.

Der Aberglaube ist nichts anders als eine Furcht vor Göttern und Dämonen. — Wenn der Abergläubige am Eingange des Tempels die Hände wäscht, und sich mit dem Olivenzweig besprengt, so nimmt er ein Blatt daraus und trägt es den ganzen Tag im Munde. Läuft ein Wiesel über den Weg, so bleibt er so lange stehen, bis ein andrer ihm voran gegangen ist, oder bis er drey Steine über den Weg geworfen hat. Kommt in seinem Hause eine Schlange zum Vorschein, so errichtet er auf derselben Stelle eine Capelle. Vor den geweihten Steinen auf den Scheidewegen geht er nicht vorüber, ohne sie aus einem Fläschchen (das er bey sich trägt) mit Oehl zu begießen, und einen Kniefall zu thun. Wenn eine Maus ihm ein Loch in den Kornsack genagt hat, so geht er zum Zeichendeuter, und fragt was er zu thun habe. Sagt ihm nun dieser, er müsse den Sack dem Säckler zu flicken geben, so kehrt er sich daran nicht, sondern geht voll

Aerger fort, und veranstaltet ein Söhnopfer. Mit seinem Hause nimmt er öftere Reinigungen vor. Er hüthet sich sehr auf ein Grab zu treten, sich einem Leichnahme oder einer Wöchnerinn zu nähern. Hat er einen merkwürdigen Traum gehabt, so läuft er zu den Traumdeutern, zu den Wahrsagern, zu den Vogeldeutern hin, um zu fragen, welchen Gott, oder welche Göttinn er wohl durch Gelübde versöhnen müsse. Monathlich besucht er, im Begleite seiner Gattinn, die Orphischen Mysterien. Hat die Gattin nicht Muße, so nimmt er Amme und Kinder mit sich. Er geht auf einen Scheideweg *** und wenn er von dannen zurückkehrt, so wäscht er sich das Haupt. Alsdann läßt er die Söhnweiber kommen. Diese müssen eine Meerzwiebel im Kreise um seinen Körper schwingen, oder einen Hund um ihn herumführen. — Wenn ihm ein Verrückter, oder ein epileptischer Mensch begegnet, so erschüttet er sich, und spuckt drey Mahl in den Busen.

Die Erklärung, welche an der Spitze dieser Charakterschilderung steht, ist nichts anders, als die wörtliche Uebersetzung der Ueberschrift. Denn wenn man das Griechische Wort Deisidämonia

in seine Bestandtheile zerlegt, so heißt es, Furcht vor Göttern und Dämonen. Von welcher Art nun diese Furcht sey; auf was für Kraftäußerungen der Götter und Dämonen sie sich beziehe; zu welchen Handlungen sie den Fürchtenden bestimme; von diesem allem sagt die Erklärung nichts. Sie deutet das Wort, ohne den Begriff ins Klare zu setzen: und noch dazu deutet sie es nicht nur unbestimmt, sondern auch unvollständig. Die Schilderung liefert mehrere Züge, welche in dem etymologischen Sinne des Wortes nicht Raum finden. Sie zeigt uns einen Menschen, der sich mit Erwartungen ungewöhnlicher, wunderthätiger Wirkungen, nicht bloß von Göttern und Geistern, sondern von geheimen, unerklärbaren Kräften ängstigt, und die befürchteten Uebel durch seltsame, und als Mittel eben so unerklärbare Handlungen zu wenden sucht. Kurz, was hier geschildert wird, ist derjenige, den man gewöhnlich den Abergläubigen nennt.

Schwäche des Verstandes, Unwissenheit, und Unkunde der Natur sind ohne Zweifel sehr reichhaltige Quellen des Aberglaubens, aber bey weitem nicht die einzigen. Der Keim dazu findet sich in jeder Seele, und wird beynahe durch jede Leidenschaft entwickelt. Habsucht, Ehrgeitz, Haß und Liebe, jede drückende Noth, jedes dringende Bedürfniß, alle lebhaften Bestrebungen und Wünsche, Verabscheuungen und Furchten ängstigen das Herz mit selbstgeschafnen Phantomen, und stimmen uns

da, wo die natürlichen Hülfsquellen versiegen, zum Glauben an übernatürliche Mittel. Wie leicht wird da der Verstand um seine Rechte verkürzt! Trotz seinen Protestationen, lassen uns die Stärke der Empfindung, und eine lebhafte Einbildungskraft das Unbegreifliche glauben, und das Unmögliche hoffen. Was für beschämende Geständnisse könnte nicht jeder von uns in dieser Rücksicht ablegen! Hobbes fürchtete sich, wie man sagt, im Dunkeln vor Gespenstern, über welche sein Verstand lachte. Rousseau warf einen Apfel nach dem Stamme eines Baumes, um durch das Treffen oder Fehlen, das Gelingen oder Mißlingen irgend einer bevorstehenden Entwicklung zu bestimmen. Lichtenberg legt Abends ein Blatt, worauf folgende Worte stehen, „Frage an einen Geist: Was ist „das Nordlicht?" auf den obern Boden des Hauses, und sieht am Morgen nach, ob es dem Geiste gefallen habe, die Frage zu beantworten. Sicher spottete der Verstand dieser Männer ihrer eignen Schwachheit: aber gleichwohl konnte er sie aus ihrem Hinterhalte nicht wegspotten.

In so weit ist der Aberglaube allerdings eine merkwürdige Erscheinung, welche einen nicht unwichtigen Beytrag zur Geschichte der Seelenkunde liefert. Er biethet dem psychologischen Forscher reichen Stoff zu wichtigen Bemerkungen über den Einfluß der Einbildungskraft, der Empfindungen und Leidenschaften auf den Verstand dar, wodurch

manche scheinbare Widersprüche des menschlichen Geistes sich lösen, manche seiner Parodoxien sich aufhellen lassen. Ob nun dieser Stoff für den moralischen Porträtmahler eben so ergiebig sey? dieß ist eine Frage, welche wenigstens die vor uns liegende Schilderung nicht zum Vortheile beantwortet.

Diese Schilderung soll uns den Abergläubigen von sehr vielen, und verschiedenen Seiten zeigen, und sie zeigt ihn immer nur von einer einzigen: sie soll ihn in abwechselnde Situationen setzen, und er ruht immer auf dem gleichen Flecke: sie soll ihn handeln lassen, und was er thut, das ist nichts anders als ein bloßes Ceremoniell, welches ihm mit allen Formalitäten zugemessen ist. Bald erscheint ihm ein Wiesel, bald eine Schlange, und bald eine Maus. Und wie wirken diese Erscheinungen auf ihn? Macht jede derselben einen besondern Eindruck, oder modifizieren sie auch nur eine und eben dieselbe Empfindung anders? Nein: sie erregen alle eine Furcht, die er nicht zu begründen weiß, vor einem Uebel, das er nicht kennt. Kurz es treten drey ominose Thiere auf, wovon zwey völlig entbehrlich sind: denn der Abergläubige zeigt sich bey dem zweyten und dritten nicht anders als bey dem ersten.

Und was für Situationen sind es, in welchen er erscheint? Es ist wahr, wir sehen ihn wachend und träumend; im Tempel, zu Hause, und auf

der Straße; in der Nähe von Gräbern, Leichnahmen, Wöchnerinnen, und epileptischen Menschen. Ort und Gegenstände wechseln, aber sein Verhältniß bleibt immer dasselbe. Was liegt daran, ob er vor dem Tempel die Hände, oder auf dem Scheidewege sich den Kopf wasche; ob es wirkliche Vorstellungen oder Visionen seyen, die ihn schrecken; ob er von der Berührung einer Wöchnerinn Verunreinigung, oder von dem Anblick eines epileptischen Menschen Ansteckung befürchte? Die Veränderung der Gegenstände macht an sich noch keine Situation. Diese wird erst dann, wenn die Gegenstände uns wesentlich verschieden affizieren.

Aber er handelt doch in jedem vorkommenden Falle anders. Beym Anblick eines Wiesels wirft er drey Steine über den Weg: auf der Stelle, auf welcher ihm eine Schlange erscheint, errichtet er eine Capelle; und wenn die Mäuse ihm den Kornsack benagen, so fragt er den Zeichendeuter, was zu thun sey? Sehr wohl: aber alle diese Handlungen haben auf den Aberglauben nur eine allgemeine Beziehung; keine derselben wird durch die Vorstellungen und Empfindungen des Handelnden hinlänglich motiviert; und keine wirft auf seinen Seelenzustand ein besonderes Licht. Man könnte die meisten derselben versetzen, ohne daß es uns befremdete. Wir begreifen so wenig, warum er drey Steine nach dem Wiesel, und nicht nach der

Schlange wirft, als warum er dieser eine Capelle baut, und nicht jenem.

Freylich giebt es auf alle diese Zweifel eine gemessene Antwort. Die Disciplin der Expiationen schrieb gerade diese Handlungen für diese Fälle vor. — Wenn es der Geschichtschreiber des Aberglaubens ist, welcher dieses sagt, so kann und soll mir seine Antwort genügen: aber zur Rechtfertigung des psychologischen Sittenmahlers ist damit so viel als nichts gesagt. Von diesem erwarte ich, nicht eine trockne Specifikation der verschiedenen Arten des Aberglaubens, nebst dem bey jeder derselben gebräuchlichen Ceremoniel, sondern eine pragmatische Geschichte dieser Seelenkrankheit mit den sie begleitenden Symptomen. Jenes ist so wenig Schilderung des Aberglaubens, als die bloße Erwähnung vom Rituale der öffentlichen Gottesverehrung Schilderung der Religiosität ist.

Wie fehlerhaft eine solche Behandlungsart sey, davon können wir uns durch einen anschaulichen Beweis überzeugen. Man setze den Fall, daß mehrere Verfasser zugleich diesen Gegenstand nach diesem Muster bearbeiten, und was wird zum Vorschein kommen? Alle, so viel ihrer sind, werden in der Hauptsache eine und eben dieselbe Schilderung liefern, die einen vielleicht mehr, die andern weniger vollständig. Sie werden in den meisten Zügen sich treffen; und wo sie von einander abweichen, da wird es weniger Wahl als Zufall

seyn. Sie mögen wählen, wie sie wollen: die Darstellung kann dadurch so wenig verlieren, als gewinnen. Sie mögen die Schilderung fortsetzen, oder abbrechen; das Bild bekommt darum keine Rundung. Eigentlich ist es auch nicht einmahl eine Schilderung: es ist, wie gesagt, nichts anders als ein bloßes Register abergläubiger Vorurtheile, und dahin einschlagender Ceremonien, ohne künstliche Zusammenstellung, ohne gemeinschaftliche Tendenz, und ohne ein psychologisches Resultat.

Kurz, wenn eine Schilderung werden und gelingen sollte, so mußte der Gegenstand nicht objectiv, wie hier, sondern durchaus subjectiv behandelt werden: das heißt: Statt die alltäglichen Gegenstände des Aberglaubens nach der Reihe aufzuführen, mußte man die Natur des Aberglaubens, seinen Einfluß auf Verstand und Einbildungskraft, sammt den verderblichen Folgen desselben, durch treffende, aus der Geschichte, oder aus dem Leben gewählte Züge ins Licht setzen. Ein paar Fingerzeige werden hinreichen, um die Sache zu erläutern.

„Der Aberglaube findet in den gewöhnlichsten „Naturerscheinungen eine versteckte Andeutung wich„tiger Eräugnisse." Der Kaiserinn Elisabet von Rußland fliegt, da sie eben im Begriff ist, einen Allianztraktat zu unterzeichnen, eine Wespe auf die Feder; und sie wagt es nicht, die angefangene Unterzeichnung zu vollenden.

„Der Aberglaube benebelt den Verstand so sehr,
„daß er eine Verknüpfung physischer, oder mora-
„lischer Ursachen und Wirkungen für möglich hält,
„welche Vernunft und Empfindung empört." —
Ein berühmter, geistvoller Mann sagt in seiner Jugend den Aeltern eine Lüge. Ein Jahr nachher bricht sein Bruder ein Bein; und der berühmte Mann hält den Beinbruch des Bruders für die Strafe seiner eignen Lüge.

„Der Aberglaube täuscht sich selber, indem er
„die Wirkungen des Zufalls, oder einer gespann-
„ten Phantasie für Erfüllung seiner Ahndungen
„nimmt." — König Franz der erste wird von einem langwierigen Fieber abgezehrt. Die Französischen Aerzte verschwenden ihre Kunst vergebens. Der König hat sichs in den Kopf gesetzt, daß nur ein Jüdischer Arzt ihn heilen werde. Ein solcher wird in Spanien gesucht, und nicht gefunden. Man sendet an dessen Statt einen Christlichen. In der ersten Unterredung mit dem König wird er entdeckt, und entlassen. Endlich kommt ein Jüdischer Arzt von Constantinopel, und der König wird geheilt. Sehr wahrscheinlich würde ihn der Christliche, wenn er unentdeckt geblieben wäre, auch geheilt haben.

„Der Aberglaube hofft auf übernatürliche Mit-
„tel, läßt die natürlichen unbenutzt, und macht
„dadurch oft aus einem kleinen Uebel ein großes."
In einem katholischen Städtchen der — entsteht

eine Feuersbrunst. Die protestantischen Nachbarn eilen mit Feuerspritzen herbey. Aber die Einwohner legen nicht nur selbst keine Hand an, sondern vereiteln auch den guten Willen der Nachbarn. Sie tragen mit lautem Jammergeschrey ihren Schutzheiligen durch die Gassen. Aber dieser erhört sie nicht eher, als nachdem ein ganzes Viertel der Stadt in der Asche liegt.

„Der Aberglaube wohnt nicht selten mit seinem „geschwornen Feinde dem Unglauben unter Einem „Dache." — Der Marquis d'Argens hielt an keiner Tafel aus, an welcher dreyzehn Personen saßen: er litt Todesangst, wenn jemand auf dem Tische Salz verschüttete. Einst hatte er den ganzen Tag bis um Mitternacht mit besonderm Interesse an seiner Histoire de l'esprit humain gearbeitet. Kaum hat er sich zu Tische gesetzt, als er sich erinnert, daß es der erste Freytag des Monaths sey, und so gleich steht er wieder auf, und wirft alles, was er an diesem Tage geschrieben hat, ins Feuer. — Eben dieser Marquis d'Argens logiert mit Maupertuis, auf einer kleinen Reise, in Einem Zimmer. Maupertuis verrichtet beym Schlafengehen, vor dem Bette kniend, sein stilles Abendgebeth. D'Argens bemerkt dieß kaum, als er ihm zuruft: Maupertuis que faites-vous? Mon ami, nous sommes seuls.

Auf diesem Wege hätte die Schilderung, wie ich glaube, zugleich lehrreich, und interessant werden

können. Sie würde uns den Aberglauben von mehrern Seiten gezeigt, und das Ungereimte, Lächerliche und Verderbliche dieses Irrthums aufgedeckt haben. Von diesem allem geschieht nun nichts. Die Schilderung hat weder Kraft, noch Leben, noch Ausdruck: und das geringe Interesse, welches sie für uns etwa noch haben mag, fällt ganz auf Rechnung der Zeit. Die erwähnten Arten des Aberglaubens mögen durch ihr fremdartiges Aussehen uns einige Unterhaltung gewähren: für Leser aus dem Zeitalter Theophrasts war es nicht so.

Zwar glaube ich, daß diese die Schilderung schwerlich werden gelesen haben. Die Bemerkung, daß ich eine richtige Beurtheilungskraft darin durchgehends vermisse, ist zugleich eine Erklärung, daß ich dieses Stück den unechten Geburten beyzähle, deren meines Bedünkens mehrere sich in die zweyte Hälfte dieser Sammlung eingeschlichen haben. Verschiedne äußere Gründe scheinen mir diese Vermuthung zu bestätigen: ich begnüge mich hier eines einzigen zu erwähnen, welchen ich beynahe für entscheidend halte.

Das Wort Deisidämonia wird in den ältern Griechischen Schriftstellern überhaupt nicht oft gelesen, und kommt, so viel ich weiß, bey keinem derselben in dieser Bedeutung vor. In allen mir bekannten Stellen bedeutet es schlechtweg Religiosität, ohne den nachtheiligen Nebenbegriff abergläubiger Vorurtheile und Furchten. Polybios ist, wenn

ich nicht irre, unter den Profanscribenten der erste, bey welchem es in diesem Sinne gefunden wird. Späterhin ward es von Plutarch hin und wieder eben so gebraucht, und von Christlichen Schriftstellern erhielt es vollends diese Bestimmung ausschließend. Die Belege hierzu gebe ich in den Anmerkungen. Wäre es nun Theophrast, welcher diese Neuerung bereits, und zwar auf eine so auffallende Weise gemacht hätte, so ließe sichs kaum begreifen, daß von da an, beynahe zwey volle Jahrhunderte hindurch sich davon keine Spur mehr sollte erhalten haben.

XVII.

Der Mißvergnügte.

Das Mißvergnügen äußert sich durch ein stetes Klagen über das, was ein günstiges Geschick uns zuwendet. — Wenn ein Freund dem Mißvergnügten von einer Mahlzeit seinen Antheil nach Hause sendet, so ist dieser im Stande zu dem Ueberbringer zu sagen: Du hast mir die Suppe und den Schluck Wein nicht gönnen mögen, sonst hättest du mich auch zu Tische geladen. Küßt ihn seine Mätresse, so sagt er: „Das sollte mich wundern, wenn dirs von Herzen gienge." Auf den Zeus ist er ungehalten, nicht weil er keinen Regen, sondern daß er ihn nicht früher sandte. Findet er auf offner Straße einen Geldbeutel, so heißt es: „Nein, so glücklich bin ich denn doch nimmer, um auch ein Mahl einen Schatz zu finden." Hat er, nach langem Markten, einen Sclaven wohlfeilen Kaufes bekommen, so sagt er: „Schwerlich würde ich ihn um diesen Preis erhalten haben, wenn er was taugte." Dem, welcher ihm die Bothschaft bringt, daß er einen Sohn bekommen habe, giebt er zur Antwort: „Setze

noch hinzu: Und damit bist du um die Hälfte ärmer geworden, so hast du's getroffen." Hat er vor Gericht einen Prozeß einhällig gewonnen, so wirft er dem, welcher ihm die Schutzrede verfertigte, vor: er habe noch eine Menge Rechtsgründe unbenutzt gelassen. Haben seine Freunde zu seiner Unterstützung eine Collekte gesammelt, und jemand sagt ihm: Freue dich, mein Lieber! so ist die Antwort: Hat sich was zu freuen. Muß ich denn nicht jedem sein Geld wieder zurückgeben, und noch oben drein ihm, wie für eine Wohlthat, Dank wissen?

Diese Schilderung, so kurz sie ist, gehört meines Erachtens zu den gelungensten. Alle Theile derselben stehen mit der Erklärung in dem besten Einverständnisse. Die Züge sind glücklich erfunden, und der Ton von Anfang bis zum Ende richtig gehalten. Der Charakter selbst ist mit feiner Wahl nach einer Abstufung bestimmt, welche aus der, fast möchte ich sagen abgenutzten, Allgemeinheit der meisten übrigen hervortritt. Freylich hat die Deutsche Sprache für diese Abstufung kein mir bekanntes Wort. Die Erklärung muß der Ueberschrift ohne anders zu Hülfe kommen.

Indessen glaube ich doch ein Wort gewählt zu haben, welches von dem Geiste des Charakters weniger abweicht, als die Ueberschrift andrer Uebersetzer, bey welchen er der Unzufriedne heißt. Zwar werden beyde Wörter in dem alltäglichen Sprachgebrauche häufig mit einander verwechselt. Gleichwohl läßt sich der Unterschied mit logischer Schärfe bestimmen. Die Unzufriedenheit äußert sich durch unruhige Wünsche und Bestrebungen seinen Glückszustand zu erweitern; das Mißvergnügen durch stete Klagen über sein Schicksal. Dem Unzufriednen genügt das Gute das er hat, niemals: dem Mißvergnügten behagt es nicht. Beyde sind unglücklich: der eine durch Mißkennung des Guten, der andre durch eingebildeten Mangel. Wenn jener die Befriedigung schrankenloser Begierden wünscht, so jagt dieser umsonst nach einer Ruhe, welche seine üble Laune von ihm verscheucht — eine Laune durch die er im Guten nur das Böse sieht, und aus allem nur Gift saugt. Die französischen Uebersetzer haben diesen Hauptzug in dem Charakter des Mißvergnügten nicht übersehen. Der Ausdruck l'esprit chagrin ist nicht ohne Einsicht gewählt.

Diese grämliche Laune, welche in mehrern Zügen der Schilderung hervorsticht, giebt uns einen nicht undeutlichen Wink, wie wir diejenigen Stellen zu deuten haben, in welchen der Mißvergnügte bloß die Sprache der Ungenügsamkeit zu führen scheint. Wenn er, zum Beyspiel, einen Geldbeutel findet,

und dabey die Bemerkung macht, daß er nie so glücklich sey, auch einmahl einen Schatz zu finden, so könnte dieses der Unzufriedne wohl auch sagen: aber bey jedem modifiziert sich die Empfindung nach dem Geiste des Charakters, und nach diesem wird ein Leser von Einsicht den Geist der Rede deuten. Der eine spricht so, weil ihm der Fund nicht genügt: der andre, weil sein verwöhnter Sinn an jedem noch so glücklichen Eräugnisse eine nachtheilige Seite zu entdecken glaubt. Gesetzt, beyde fänden nun wirklich den Schatz; so wird er dem Unzufriednen immer nicht groß genug seyn, und der Mißvergnügte wird stets neue Gründe zum Klagen finden. Ich bin, so wird es heißen, unglücklicher als zuvor. Entweder muß ich das Geld hüthen, und kann es nicht genießen; oder der größere Aufwand wird meinen Reichthum verrathen. Und was wird die Folge davon seyn? Neue Ausgaben und Bedürfnisse; neue Sorgen und Mühe. Ich werde von dem Dürftigen verfolgt, von Bedienten und Taglöhnern betrogen, und von jedermann geprellt. Besser wäre es, ich hätte das Geld nicht gefunden; und doch kann ich es nicht wohl entbehren.

Casaubon irrt sehr, indem er diesen Charakter für eine dem Charakter des Habsüchtigen untergeordnete Art hält; und nicht weniger irrt er, indem er glaubt, daß man ihn hauptsächlich in der Classe unglücklicher und dürftiger Menschen zu suchen habe. Im Gegentheil ist er weit öfter die Folge einer durch

übermäßigen Genuß aller Güter und Bequemlichkeiten des Lebens verstimmten Seele. Ohne Gefühl des Mangels findet keine Befriedigung Statt, und wer nie entbehrt hat, der kann nie genießen. Die Uebersättigung des Guten gebiert Ekel und Ueberdruß. Man ist mit seinem Schicksal mißvergnügt, und sucht den Grund da, wo er am wenigsten zu finden ist. Es giebt Leute, von welchen man mit Wahrheit sagen kann: Sie sind unglücklich, weil ihnen allzu wohl ist. Wer bey dem gefundnen Beutel von dem Schatze sprechen kann, den er nie findet, der könnte wohl auch den Beutel entbehren. Der arme Taglöhner steckt ihn freudig ein, und ist für Ein Mahl zufrieden.

Freylich ist diese Art mißvergnügter Menschen nicht die einzige. Auch solche giebt es, welche, ohne durch ein allzu günstiges Los verwöhnt zu seyn, durch eine zum Trübsinn sich hinneigende Stimmung der Seele keines reinen Genusses des Guten fähig sind. Diese Menschen sehen alles, wie durch einen düstern Flor. Ihre an schwarzen Bildern fruchtbare, zu ihrem eignen Unglück thätige Phantasie kleidet alle Gegenstände in die ihr eigenthümliche Farbe. Ihre stets gespannte Empfindsamkeit wird von kränkenden, und schmerzhaften Gefühlen weit lebhafter als von angenehmen affiziert. Daher gelingt ihnen bey jedem Eräugniß von gemischter Art die Scheidung des Guten von dem Bösen nie; und wo eine gesunde Seele nichts als Gutes sieht, da

sind sie sinnreich, durch Mißtrauen, Argwohn und selbstgeschafne Furchten und Besorgnisse sich zu quälen.

Noch andre giebt es, deren Mißvergnügen mehr von erkünstelter Art ist — Menschen, welche ihrer eignen Empfindung zum Trotze sich selbst und andre bereden wollen, daß sie unglücklich seyen. Eine seltsame Art von Eitelkeit liegt dieser Täuschung zum Grunde. Sie rechnen sichs zur Ehre von dem Schicksal zum Ziele ausersehen zu seyn, dem seine Schläge gelten. Ein Dulder, oder eine Dulderinn zu seyn, wie sie sich so gerne nennen lassen, das ist ihr höchster Stolz. Laßt sie dem Glück im Schooße sitzen; sie finden immer etwas zu klagen, und am mißvergnügtesten sind sie, wenn es ihnen an allem Vorwand zum Klagen fehlt. Ein kleiner Unfall, ein leichtes Uebelbefinden, eine scheinbare Kränkung kommt ihnen willkommner als ein glänzender Glücksfall, ein vollkommen gutes Vernehmen mit jedermann, und eine eisenfeste Gesundheit. Versuchet es ja nicht sie in ihrem Wahne zu stören, wenn ihr nicht übel anlaufen, bedauert sie von Herzen, und findet sie noch unglücklicher, als sie selbst sich zu schätzen wagen, wenn ihr euch in ihrer Gunst recht fest setzen wollet. Ich habe eine Dame gekannt, welche sich mit ihrer besten Freundinn überwarf, weil diese es versucht hatte, sie wegen ihrer für sehr bedenklich gehalte-

nen Gesundheitsheitsumstände durch tröstliche Beyspiele zu beruhigen.

Alle diese Classen mißvergnügter Menschen sind mehr oder minder belachenswerth, und sie sind es in dem Grade, in welchem das worüber sie klagen wünschenswerth ist. Es verräth einen blöden Kopf und ein schiefes Herz, wenn man bey der Würdigung des Guten die Schranken desselben in Anschlag bringt, oder um eines kleinen Nachtheils willen, welcher daran geknüpft ist, es als ein Uebel taxiert. Eine wohlgeschaffne Seele spannt ihre Forderungen nie über das Mögliche hinauf. Was ein günstiges Geschick ihr zuwendet, das nimmt sie freudig, so wie es ist, ohne zu bedenken, was es seyn könnte, und hält jedes Ereignis von gemischter Art, wobey das Gute überschlägt, für ein Glück.

So lange übrigens der Mißvergnügte seine Unzufriedenheit in sich selbst verschließt, so lange hat er, so wie jeder, der an der Seele krank ist, Anspruch auf Schonung, und so gar auf unser Bedauern. Allein so bald er sie in Klagen ergießt, und von uns Mitleiden fordert, wo jeder andre theilnehmende Freude erwartet, so ist die Grenze bereits überschritten, über welche hinaus die Duldsamkeit ihm nicht folgen kann. Daß er des Guten nicht froh werden mag, daß es ihn wie ein Uebel affiziert, ist für ihn ein Unglück: aber Thorheit ist es, von mir zu verlangen, daß ich sein Gefühl

mit ihm theile, und sein Urtheil zu dem meinigen mache. „Ich bedaure Sie, mein Freund! daß „Sie eine unverhoffte Erbschaft von zehn tausend „Thalern, und nicht von einer Million bezogen „haben. — Sie sind unglücklich, daß Sie ein „Amt erhalten haben, welches Ihnen zwar Rang „und Einkünfte giebt, aber zugleich Ihnen einige „kostbare Stunden Ihrer theuern Muße raubt." So soll ich sprechen, ohne mir bewußt zu seyn, daß ich Ironie spreche. In der That eine seltsame Zumuthung!

Wenn dieß lächerlich ist, so ist es die Inconsequenz des Mißvergnügten, und die Widersprüche zwischen seinen Reden und Handlungen nicht weniger. Er der vom Guten wie von einem Uebel spricht, und sich von seinem Glücke gedrückt fühlt, — er hat es ja meistens in der Hand sich selbst Rath zu schaffen, und die Bürde vom Halse zu werfen. Er trägt sie, und klagt, und trägt sie immerfort. Die Waare, die er, nach langem Markten, wohlfeilen Kaufes bekommt, ist ihm verdächtig. Sagt es ihm doch, daß ihr erböthig seyt, an seine Stelle zu treten, und sehet zu, ob er euch verstehen wird. — Ihr bringt ihm die freudige Bothschaft von der Geburt eines Sohnes, und er antwortet euch: „Setze noch hinzu: Und „nun bist du um die Hälfte ärmer!" Gesetzt ihr führet fort: „Beruhige dich, mein „Lieber! du weißt noch nicht alles. Dein Sohn

„ist sogleich nach der Entbindung gestorben.“ Wie meint ihr wohl, daß er euch die Tröstung danken würde? — Das Schicksal kann einen solchen Menschen unmöglich zufrieden stellen. Er ist mißvergnügt über das Gute, und ist es noch mehr über das Böse.

XVIII.

Der Mißtrauische.

Mißtrauisch heißt der, welcher von jedermann hintergangen zu werden befürchtet. — Wenn der Mißtrauische einen Bedienten auf den Speisemarkt geschickt hat, so sendet er ihm einen andern nach, welcher den Auftrag hat, sich zu erkundigen, wie theuer jener eingekauft habe. Das Geld, welches er bey sich trägt, zählt er alle hundert Schritte. Bevor er sich schlafen legt, fragt er seine Frau; ob sie die Geldkiste verschlossen? ob sie den Becherschrank versiegelt? ob sie im Vorzimmer den Riegel vorgeschoben habe? und wenn sie gleich zu allem Ja sagt; so steht er nichts desto weniger aus dem Bette auf, zündet ein Licht an, und läuft, ohne Kleider und barfuß, herum, um selbst allenthalben nachzusehen; und auch dann noch kann er kaum ein Aug schließen. — Hat er Geld einzuziehen, so nimmt er die Zeugen mit sich, damit der Schuldner es ihm nicht ableugnen könne. Sein Kleid giebt er nicht dem besten Walker, sondern dem, welcher ihm die sicherste

Bürgschaft stellt. Will man Becher von ihm entlehnen, so wird er sie selten geben. Seinen Bedienten läßt er nicht hintennach, sondern voraus gehen, damit er ihm nicht etwa unter Weges entlaufe. Wer etwas bey ihm einkauft, und es auf Rechnung zu schreiben bittet, dem sagt er: „Laß es nur liegen! Ich habe nicht Zeit hin und her zu schicken."

Der Mißtrauische, dessen Charakter hier geschildert wird, ist dem Argwöhnischen so nahe verwandt, und die Aehnlichkeit zwischen beyden so groß, daß man nicht selten einen für den andern nimmt. Daß Theophrast den Unterschied dieser Begriffe zu gut kannte, als daß ihre Aehnlichkeit ihn zu einer Verwechslung derselben verleiten konnte, dieß wird aus der Ansicht der ganzen Schilderung klar. Ungeachtet er sonst hin und wieder von der Art in die Gattung, oder in coordinierte Arten hinüber schweift, und ungeachtet auch diese kurze Schilderung von ähnlichen Fehlgriffen nicht rein ist, so hat er sich doch nirgends inner die Grenzen des Argwöhnischen verirrt. War dieses ein bloßes Geschick, oder die Folge von Ueberlegung? und war es Zufall oder Einsicht, was ihn bey der Wahl des Gegenstandes bestimmte? Wollte er den Mißtrauischen, und nicht

den Argwöhnischen, und warum nicht beyde schildern, so wie er uns nicht nur den Knicker, sondern auch den Knauser schildert? — Wer diese Fragen beym ersten Anblick ein wenig seltsam findet, dem dürften sie es, nach näherer Prüfung der Begriffe, vielleicht weniger scheinen.

Der Argwöhnische und der Mißtrauische haben dieß beyde mit einander gemein, daß sie gegen andre leicht Verdacht schöpfen, und geneigt sind, ihnen, ohne hinlängliche Ursache, Böses zuzutrauen. Die Gründe dieses Fehlers, so verschiedentlich sich auch ihre Wirkungen modifizieren, beruhen gleichwohl insgesammt auf zwey Hauptquellen. Entweder ist es Schwäche des Verstandes, oder Verdorbenheit des Herzens, was uns zu unzeitigem Argwohn verleitet. Man beurtheilt die Menschen nach dem Schein, und lernt durch Erfahrung die Bösen kennen. Man öffnet jedem das Herz, und findet sich in seiner Erwartung auf eine kränkende Weise betrogen. Man tritt mit andern, ohne die nöthige Vorsicht, in Verkehr, und wird nicht selten hintergangen und berückt. Ein scharfer Verstand benutzt dergleichen Erfahrungen zur Berichtigung und Ergänzung seiner Menschenkunde: aber die Verstandesschwäche wird durch sie von dem einen Aeußersten auf das andre geführt. So wie sie vorher, vom Scheine geblendet, überall Gutes hoffte, so fürchtet sie nun, durch einseitige Erfahrung geschreckt, überall Böses. So wie sie gegen jedermann ein unbegrün-

detes Zutrauen faßte, eben so unbegründet schöpft sie nun gegen jedermann Verdacht.

Der Argwohn des Lasterhaften entwickelt sich ganz einfach, und hält mit seiner sittlichen Verschlimmerung gleichen Schritt. Je mehr das Laster ihm zur Fertigkeit wird, desto geneigter ist er von andern Böses zu denken, und je weiter er sich von dem Guten verirrt, desto mehr schwindet sein Glauben an menschliche Tugend. Er hält andre für schlecht, weil er es selbst ist, traut ihnen kein Gutes zu, dessen er unfähig, und jedes Böse, wozu er selbst aufgelegt ist. Gelingt es ihm nicht eine Handlung an sich zu verdächtigen, so sucht er die Quelle derselben zu vergiften. Selbstaufopferung hält er für fein berechneten Eigennutz, Edelmuth für verkappte Eitelkeit, Bescheidenheit für Heucheley, mit Einem Wort jede Tugend für maskiertes Laster.

Wenn der Argwohn nicht nur ohne Grund andre des Bösen fähig hält, sondern es von ihnen fürchtet, so wird er zum Mißtrauen. Diese Furcht wird gewöhnlich von dem Gefühl eigner Schwäche erzeugt; denn Schwäche macht furchtsam, und Furcht mißtrauisch. In so weit ist das Mißtrauen ein beschränkter Argwohn von der bessern Art. Man kann in hohem Grade mißtrauisch seyn, ohne überhaupt schlecht von den Menschen zu denken, und ohne dessen selbst fähig zu seyn, was man von andern fürchtet. Aber ein unbedingter Argwohn, welcher, ohne Grund, das Böse auch da vermuthet, wo er

es nicht zu fürchten hat, und nicht fürchtet, ist immer ein Zeichen sittlicher Verdorbenheit, und spricht dem Herzen, in welchem er Raum findet, das Urtheil. Ein solcher Argwohn ist kein lächerlicher, er ist ein häßlicher Fehler, welcher Verachtung und Abscheu verdient, und folglich zur moralischen Schilderung nicht taugt.

Aber ungleich besser eignet sich zu dieser das Mißtrauen. Das zu diesem Zwecke unentbehrliche Lächerliche liegt gerade in dieser unbegründeten Furcht, welche dem Mißtrauen eigen ist. Laßt uns sehen, wie Theophrast es in den wenigen Zügen dieser kurzen Schilderung entwickelt.

Die gegenseitige Sicherheit der Menschen beruhet auf einem überwiegenden, durch die Erfahrung bewährten, Calcul des Wahrscheinlichen, daß ich von keinem, den ich nicht mit Grund für meinen Feind halten kann, feindselige Behandlung, von keinem, der in dem Ruf eines ehrlichen Mannes steht, eine Unredlichkeit zu befahren habe. Freylich ist nicht jeder das, was er scheint, und in so weit wird Vorsicht nicht nur von der Vernunft empfohlen, sondern auch durch die gesellschaftlichen Verabredungen begünstigt. Wenn ich anvertrautes Geld durch die Gegenwart von Zeugen, oder durch einen Empfangschein versichere, so findet sich die feinfühlendste Ehrliebe dadurch nicht beleidigt. Aber wenn ich das anvertraute Geld im Begleite eben dieser Zeugen abhole, so ist dieß keine Vorsicht, sondern eine eben-

so unzeitige, als lächerliche Aeußerung des Mißtrauens. Es liegt in dieser Handlung eine stillschweigende Erklärung, welche in Worten ausgedrückt ungefähr so lauten würde. „Ich zweifle zwar „nicht, mein wertheſter Freund! daß Sie ſich ſehr „wohl erinnern werden, die bewußte Summe Geldes von mir in Empfang genommen zu haben. „Da indeſſen den Menſchen nicht immer zu trauen „iſt, ſo habe ich auf allen Fall dieſe Ehrenmänner „mit mir genommen, um Ihnen, Falls Sie ehrlos genug ſeyn ſollten, ſich nicht mehr erinnern zu „wollen, das Gedächtniß ein wenig aufzufriſchen.“ Und was wird nun durch dieſe voreilige Maßnahme gewonnen? Wenn der Schuldner Willens war die Schuld abzuläugnen, ſo war es noch immer frühe genug ihm die Zeugen unter Augen zu ſtellen: und wenn er es nicht wollte, ſo hat der Einfältige einen ehrlichen Mann als präſumtiven Schurken behandelt, und dadurch ſich ſelbſt bey dem, welchen die Sache angeht, verächtlich, und jedem Unintereſſierten lächerlich gemacht.

Und was wird durch das Mißtrauen überhaupt gewonnen? Es kommen tauſend Fälle in dem Leben vor, in welchen jede Maßnahme der Vorſicht zu kurz kommt, und wo wir durchaus genöthigt ſind, uns an dem Glauben an menſchliche Treu und Ehrlichkeit zu halten. Und gerade in ſolchen Fällen äußert ſich die unruhige Thätigkeit des Mißtrauiſchen am meiſten. Je ſtärker er es fühlt, daß er

von andern abhange, desto ängstlicher ist sein ohnmächtiges Bestreben diese Kette zu brechen. Um das Unmögliche zu bewirken, verfällt er auf die seltsamsten Mittel, und vertieft sich von einer Lächerlichkeit in die andre. Er sendet einen Bedienten auf den Speisemarkt, und aus Furcht um ein paar Kreutzer geprellt zu werden, sendet er jenem auf dem Fuße den zweyten nach, um ihn zu belauern. Vortrefflich! Entweder ist dem letztern besser zu trauen als dem erstern: und warum überträgt er denn nicht gleich Anfangs jenem das Geschäft? oder es ist einem wie dem andern zu trauen: und so ist die gebrauchte Vorsicht überflüssig. Oder es ist weder diesem noch jenem zu trauen: und so werden die beyden Schelmen sich leicht verstehen, und beyde sich für das Mißtrauen, und für die Mühe bezahlt machen.

Gewöhnlich ist dieß letztere der Lohn des Mißtrauens, und eben dieß ist es auch, was der Lächerlichkeit dieser Untugend die Krone aufsetzt. Nichts reitzt nähmlich so sehr zur Untreue als Mißtrauen. So wie ein edles Zutrauen nicht selten die schwankende Tugend befestigt, eben so weckt oft ein unverdienter Argwohn schlummernde Begierden, und befruchtet Keime des Bösen, welche von selbst sich nie würden entwickelt haben. Dieß gilt vorzüglich von der großen Mehrzahl von Menschen, welche den Werth eines guten Nahmens nicht nach der innern Ehre, sondern nach dem Urtheile der Menschen

schätzt. Mancher hört auf ehrlich zu seyn, so bald man ihn nicht mehr dafür hält. Die Begierde sich für unverschuldetes Mißtrauen zu rächen, und eine geheime Schadenfreude wirkt dabey ohne Zweifel nicht wenig. Wenn Theophrast den Mißtrauischen mit seinem Bedienten die Rolle wechseln läßt; wenn der Herr sich bequemt dem Diener, aus Besorgniß daß er ihm entlaufen möchte, nachzutreten, so sehe ich darin nicht bloß einen an sich sehr komischen Zug. Ich denke mir zugleich die Betrachtungen, welche der letztere über diese unverdiente Ehre ins geheim bey sich anstellt, und erwarte unfehlbar, daß sie zur gelegnen Zeit, und am rechten Orte die gehörige Wirkung auf seine Fersen thun werden.

Ich darf es übrigens nicht unbemerkt lassen, daß Theophrast den Charakter des Mißtrauischen aus einem zu beschränkten Gesichtspunct aufgenommen hat. In allen Zügen der Schilderung, vom ersten bis zum letzten, äußert sich eine Besorgniß in ökonomischer Rücksicht verkürzt zu werden. Nun aber hat das Mißtrauen, wie jedermann weiß, einen weit umfassendern Kreis. Da es indessen an jenem Stoffe seine Nahrung am reichlichsten findet, so konnte Theophrast allenfalls sich darauf beschränken, so wie er es auch in der Schilderung des Unverschämten gethan hat. Allein daß er sich dadurch ein paar Mahle verleiten ließ, außer den Charakter hinauszutreten, und Statt des Mißtrauischen uns den Geitzhals zu zeigen, das läßt sich durchaus nicht

entschuldigen. Und in der That, aus dem Bette aufzustehen, und allenthalben noch ein Mahl selbst nachzusehen, ob Schränke und Kisten beschlossen, und die Thüre verriegelt sey, dieß ist nicht der Argwohn des Mißtrauischen, der berückt, sondern die Angst des Geitzigen, der von Dieben bestohlen zu werden fürchtet.

Und was soll jener Zug bedeuten, da der Mißtrauische das Geld, welches er in der Tasche trägt, alle Augenblicke nachzählt? „Er bezeichnet, sagt „Herr Nast, den höchsten Grad des Mißtrauens, „nähmlich den, wenn man sich selbst nicht traut." Unmöglich kann Herr Nast dieß buchstäblich gemeint haben. Denn daß irgend ein Mensch, bey gesunden Sinnen und unverrücktem Verstande, besorgen könne, von sich selbst berückt oder bestohlen zu werden, dieß ist ungereimt, weil es ungedenkbar ist. Wenn wir den eigentlichen Gedanken aus dem künstlich gewandten Ausdruck hervorsuchen, so wird es wohl kein andrer seyn als dieser. Der Einfältige pflegt sein Geld, aus Freude über den Besitz desselben, oder aus Furcht etwas davon eingebüßt zu haben, so oft zu zählen, daß dieses Zählen ihm zuletzt zur mechanischen Fertigkeit wird. Allerdings ein vielsagender, bedeutungsvoller Zug: aber ein Zug, welcher unstreitig mehr den Geitzhals als den Mißtrauischen charakterisiert.

XIX.

Der Unreinliche.

Die Unreinlichkeit besteht in einer Vernachlässigung des Körpers, wodurch man andern Unlust verursachet. — Der Unreinliche trägt kein Bedenken, mit der Krätze oder der Schwindflechte, so wie mit unbeschnittenen Nägeln, sich allenthalben zu zeigen. Dieß sey, sagt er, nur eine Familienkrankheit: der Vater habe sie auch gehabt, so wie der Großvater. Eben so wenig macht er sich daraus, mit Wunden und Schäden an Schienbeinen und Fingern herumzugehen, die er so lange vernachlässiget, bis sie zuletzt unheilbar werden. Unter den Achseln läßt er die Haare wachsen, daß er bis weit hinunter wie ein borstiges Thier aussieht, die Zähne schwarz und angefressen werden, so daß man ohne Ekel ihm nicht zu nahe kommen kann, u. s. w. Er schnäutzt die Nase während er ißt: zugleich fängt er an zu sprechen, und sprudelt von den gekäuten Speisen aus dem Munde. Nach dem Trinken macht er einem aufstoßenden Winde Luft. Im Bade salbt er

sich mit ranzigem Oele. Auf dem Markt erscheint er in einem Kleide voll Flecken.

Wenn seine Mutter vom Vogeldeuter kommt, um zu opfern, so hüthet er sich nicht vor ominosen Reden. Während des Gebethes und der Libation schleudert er den Ueberrest des Weines aus der Schale, und lacht dazu, als wenn er einen rechten Spaß gemacht hätte.

Wenn Musik gemacht wird, so klatscht er ganz allein mit den Händen; oder er trällert darein; oder er schimpft auf die Flötenspielerinn, wenn sie ihm zu lange spielt.

Er will über den Tisch wegspucken, und trifft den Mundschenk.

Ich bin nicht Willens meine Leser mit der nähern Beleuchtung dieses Charakters lange aufzuhalten. Vermuthlich sind sie schon der Ausstellung an sich satt; und wer es nicht wäre, für den gedenke ich eben nicht zu schreiben.

Allein Statt den Charakter zu entwickeln, der zwar am wenigsten einer Entwicklung bedarf,

möchte ich lieber eine Frage aufwerfen, nähmlich diese: Wie kam Theophrast dazu, uns den Unreinlichen schildern zu wollen? Ich nannte ihn den Unreinlichen, weniger in Hinsicht auf die Erklärung, als um das Gefühl meiner Leser zu schonen. Wenn ich das passendere Wort wählen wollte, so mußte ich ihn geradehin den Unflath nennen. In der That ist alles, wodurch Schmutz und Unflätherey auf ein feines Gefühl widrig und unangenehm wirken, hier in wenigen Zügen gehäuft. Der Leser betrachtet die Schilderung mit Widerwillen, und Ekel und Abscheu sind die einzigen Empfindungen, welche das Gemüth erfüllen. Ein solcher Gegenstand taugt weder zur ästhetischen Schilderung, noch zur moralischen.

Ich weiß es sehr wohl, daß über diesen Punct die Alten weit weniger schwierig waren als wir. Man findet bey ihnen, und nahmentlich hin und wieder auch in diesen Schilderungen, manches von dieser Art, das einem Schriftsteller heut zu Tage ohne schwere Rüge nicht hingehen würde. Aber alles hat seine Schranken; und wenn die zunehmende — Verfeinerung oder Verzärtelung das Gebieth des conventionellen Wohlstandes um vieles erweitert hat, so giebt es hingegen ekelhafte Dinge, welche zu allen Zeiten, und bey allen cultivierten Völkern als solche anerkannt werden. Longin, welcher den Hesiodos dafür tadelt, daß er der personificierten Traurigkeit eine fließende Nase giebt, würde die

Schilderung des Unreinlichen ohne Zweifel nicht gelobt haben.

Auch in solchen Stellen, deren Inhalt ein Uebersetzer von seinem Gefühle lieber andeuten, oder umschreiben, als übertragen möchte, wird das Ekelhafte von den alten Schriftstellern meistens nur als Mittel zu einem außer der Natur desselben liegenden Zwecke gebraucht. Wenn Neoptolem beym Sophokles in der Grotte des Philoktetes die Lappen voll Blut und Eiter findet; wenn Homer und Virgil den Menschenfresser Polyphem die unverdauten Stücke der beyden Gefährten des Odysseus wieder ausspeyen lassen; wenn Demosthenes den Richtern erzählt, wie die Söhne Konons im Lager die vollen Nachttöpfe über seine Bedienten ausgoßen; wenn endlich Cicero in einer seiner Reden dem Antonius es vorwirft, wie er vor dem versammelten Volke auf der Rednerbühne die nach Wein riechenden Ueberbleibsel des gestrigen Gastmahles von sich brach; so fällt die Tendenz von diesem allem so gleich auf. Die unverschuldeten Leiden des unglücklichen Philoktetes werden dem Zuhörer anschaulich gemacht, und erregen sein äußerstes Mitleiden: Polyphem erscheint als ein gräßlicher Unhold, und erregt Entsetzen: Die Büberey der Söhne Konons empört das sittliche Gefühl, und der seiner Würde so sehr vergessende magister equitum, fällt von seiner Höhe in den Abgrund des niedrigen Pöbels.

So kann unstreitig das Ekelhafte zur Erregung

oder Verstärkung irgend einer beabsichtigten Empfindung kräftig mitwirken, und läßt sich, als Mittel, und mit Mäßigung gebraucht, nicht nur entschuldigen, sondern so gar rechtfertigen. Aber der Gebrauch des Ekelhaften an sich, und vollends eine Schilderung der Ekelhaftigkeit selbst — ich wüßte nicht, worin diese ihre Entschuldigung fände. Gewiß nicht in der, wie man vielleicht denken möchte, sehr sittlichen Absicht, dem Leser dadurch diesen Fehler zu verleiden. Das hieße, mit andern Worten, nichts anders, als das Uebel hervorbringen, um es zu heilen, und eben des Fehlers sich selbst schuldig machen, welchen man andern verleiden will.

Es liegt in der Natur des Ekels, daß er durch jede Erwähnung ekelhafter Gegenstände, Reden, oder Handlungen, eben so wohl als durch die Sache selbst unfehlbar erregt wird. Die Absicht ändert daran nichts. Eine Unfläthereyen, die man selbst thut, oder als gethan erzählt, eine garstige Rede, die man sagt, oder die man andern nachspricht, wird, wenn sie gleich von Mißbilligung begleitet ist, in dem Gemüthe des Hörenden dennoch die gleiche Empfindung von Unlust bewirken. Freylich findet sich zwischen dem einen und andern ein beträchtlicher Unterschied. Aber dieser Unterschied fällt ganz auf Rechnung der Sittlichkeit. In moralischer Rücksicht ist nur das eine tadelnswürdig; in ästhetischer sind es beyde.

Jedoch wenn nur zuletzt durch die Schilderung des Ekelhaften die moralische Absicht erreicht würde,

so ließe sichs immer noch fragen; ob nicht das niedrigere Gesetz des ästhetischen Wohlstandes dem höhern der Moralität weichen müsse? Allein sie wird es nicht. Dieß folgt nothwendig aus dem gesagten. Der Sittenmahler fange es an wie er will, so kann er den Ekelhaften unmöglich anders schildern, als indem er seine Rolle selbst übernimmt. In die Schilderung kann er nichts legen, was nicht schon in der Sache liegt. Denn kahle Mißbilligung, und frostige Exclamationen sind nicht Schilderung. Diese stellt uns die Sache so getreu, als möglich, dar. Wie diese auf mich wirkt, so jene. Und wozu denn soll uns die Schilderung? Wem Unfläthereyen in der Wirklichkeit ekelhaft ist, der bedarf der Schilderung nicht; und wem sie es nicht ist, dem wird sie es durch keine Schilderung werden.

Man würde gewaltig irren, wenn man glaubte, diese Bemerkung auf die moralische Schilderung überhaupt anwenden zu können. Nicht alle sittlichen Fehler enthüllen uns, so wie dieser, ganz und mit einem Mahle das was sie sind, und enthalten. Alle zeigen sich zwar mehr oder minder von einer Seite, welche Mißfallen erregt. Aber dieses Mißfallen ist nicht immer stark genug, um der fehlerhaften Neigung das Gegengewicht zu halten. Nur dann wird die Schale sinken, wenn zu dem Tadelnswerthen noch das Lächerliche hinzukommt.

Dieses Lächerliche ist es eben, welches, wie ich in der Einleitung gezeigt habe, die Gegenstände zur

moralischen Schilderung auszeichnet. Da es in den Fehlern nicht immer genug vorherrscht, so ist es dem Scharfblick des Sittenmahlers aufbewahrt, dasselbe darin auszuspähen, und seiner Kunst, es in gut erfundenen Situationen durch treffende Züge in ein helles Licht zu setzen. Soll aber dieß geschehen, so muß es nothwendig vorhanden seyn, und aus der Natur des Fehlers hervorgehn. Und gerade dieses zur moralischen Schilderung so unentbehrliche Lächerliche findet sich bey dem Ekelhaften am allerwenigsten, und amalgamiert sich mit keinem sittlichen Gebrechen minder als mit diesem.

Der Verfasser der vorliegenden Schilderung scheint diesen Mangel gefühlt zu haben: denn ich sehe, daß er das Mögliche versucht hat, um ihr einen Anstrich des Lächerlichen zu geben. Jene beyden Züge, daß der Unreinliche die Krätze als eine Familienkrankheit zu entschuldigen sucht, und daß er über den Tisch wegspuckend den Mundschenk trifft, sind in der That lächerlich. Aber in beyden Zügen liegt das Lächerliche schon außer dem Ekelhaften. Jene Entschuldigung ist um ihrer ausnehmenden Einfalt willen belustigend, und der Unfall des Mundschenken nur in so fern belachenswerth, als bloße Unachtsamkeit, nicht Unfläthereyn, daran Schuld ist.

Und diese beyden Züge abgerechnet, ist das übrige von einer ungewöhnlichen Trockenheit. Kein Pinselstrich der gefälligen Kunst! Kein Wechsel von Licht und Schatten: Keine Stelle, auf welcher das Aug

mit Wohlgefallen verweilet! Wie könnte es auch anders seyn, da das Gemählde selbst nichts anders ist, noch seyn kann, als sclavische Nachbildung der häßlichen Natur; je schneidender, desto besser; je greller, desto wahrer. Einen solchen Gegenstand mahlt der Sudler so gut als der Künstler; und darum sollte ihn billig der Künstler dem Sudler überlassen.

Brauche ich wohl, nach diesem, es ausdrücklich zu sagen, daß ich Theophrast unmöglich für den Verfasser dieser Schilderung halten kann? Ich werde es wenigstens so lange nicht können, als ich die gemachten Bemerkungen für richtig halte.

XX.

Der Abgeschmackte.

Die Abgeschmacktheit ist ein Betragen, wodurch man andern (zwar ohne sie in wesentlichen Nachtheil zu setzen) unerträglich wird. — Der Abgeschmackte ist im Stande, euch, wenn ihr einen Augenblick vorher eingeschlafen seyt, aufzuwecken, um mit euch zu schwatzen. Wenn man auf dem Punct ist, abzusegeln, so kommt er, und bittet die Reisegesellschaft noch ein wenig zu verweilen, bis er ein gewisses Bedürfniß befriedigt habe. Er nimmt der Amme das Kind vom Arm; kaut ihm die Speisen vor; lallt selbst, wie ein Kind, und schnalzt mit der Zunge. Bey Tische erzählt er: Er habe Niesewurz getrunken: Das habe von oben und von unten eine Galle von ihm getrieben, welche schwärzer ausgesehen habe, als die auf der Tafel stehende Sauce. In Gegenwart seiner Hausgenossen fragt er seine Mutter: An wasfür einem Tage bist du mit mir niedergekommen? — In seiner Cisterne, sagt er, habe er trefflich kühles Wasser: sein

Garten trage ihm zarten Kohl in Menge: sein Haus gleiche einem Gasthofe. Den Gästen stellt er seinen Parasiten vor: Das sey ein ganzer Kerl, sagt er: und wenn der Wein aufgetragen ist, so ruft er ihm zu: Nun mache der Gesellschaft auch ein wenig Spaß!

Casaubon findet zwischen diesem Charakter und dem zu nächst vorhergehenden eine so auffallende Aehnlichkeit, daß er den Unterschied einzig im Grade, und nicht in der Art setzt. Mehrere Ausleger wiederholen diese Bemerkung, und Herr Nast glaubt überdieß noch eine genaue Verwandtschaft mit dem Charakter des Schamlosen, noch mehr aber mit demjenigen zu entdecken, welcher gegen Zeit und Umstände verstößt. Ich würde mich eben nicht wundern, wenn ein dritter käme, welcher die Vergleichung auf den Prahler, und ein vierter, der sie auf den Plaudrer ausdehnen zu können glaubte. Alle dürften Recht haben, oder auch keiner, je nachdem die Aehnlichkeit in dem Charakter, oder in einzelnen Zügen gesucht würde.

Wenn man auf einzelne Züge Rücksicht nimmt, so haben alle Recht. Der Abgeschmackte hat Aehnlichkeit mit dem Unreinlichen, oder Ekelhaften: Denn was er bey Tische von den Wirkungen der

Arzney sagt, das ist in der That ekelhaft. Er hat Aehnlichkeit mit dem, welcher gegen Zeit und Umstände verstößt: Denn den, welcher sich schlafen gelegt hat, aufzuwecken, um mit ihm zu schwatzen, das ist in der That so unzeitig, als es nur immer etwas seyn kann. In dem, was er von seiner Cisterne, von seinem Garten, und Hause rühmt, scheint er Aehnlichkeit mit dem Prahler zu haben: und in diesen, so wie in andern gehaltlosen, und vom Zaun gebrochenen Reden glaubt man den Plaudrer zu hören. Nur den Punct, in welchem er sich mit dem Schamlosen berühren soll, kann ich nicht ausfinden.

Aber als Charakter betrachtet, liegt die Schilderung, ungeachtet dieser Aehnlichkeit in einzelnen Zügen, außerhalb der Vergleichung, und findet unter den übrigen allen kein Seitenstück. Denn der Charakter besteht in der Mischung des Ganzen, und in dieser verliert sich die Aehnlichkeit des Einzelnen. So wenig ein Porträt, in welchem jemand den Mund, ein andrer die Nase, ein dritter die Stirne, und ein vierter die Falte irgend eines ihm bekannten Menschen findet, nothwendig auch physiognomische Aehnlichkeit mit irgend einem von allen haben muß, eben so wenig steht ein Charakter, welcher mit vier andern in einzelnen Zügen zusammentrift, um deßwillen auch mit irgend einem von allen in charakteristischer Verwandtschaft.

Ungeachtet also die Uebereinstimmung des Abgeschmackten mit allen den vorhin genannten Charaktern in einzelnen Zügen nicht zu verkennen ist, so verdient gleichwohl Theophrast keinesweges den Vorwurf einer willkührlichen, und bloß spitzfündigen Absonderung in einander fließender Gesichtspuncte, welchen man ihm gemacht hat. Er hat den Abgeschmackten nicht als einen Charakter aufgestellt, welcher mit den übrigen auf Einer Linie zu stehen käme. Der Abgeschmackte bildet, für sich und unabhängig von andern, eine ganz besondre Gattung. Er ist nicht etwas dem Prahler, dem Ekelhaften, dem Plaudrer, und dem gegen Zeit und Umstände verstoßenden ähnliches: er ist der Prahler, und der Ekelhafte, und der Plaudrer, und der Akairos selbst; und gleichwohl ist er, als Charakter, von diesen allen verschieden. Denn daß er nicht bloß das eine oder das andre, sondern alles zugleich ist, darin besteht seine charakteristische Verschiedenheit.

Aber ein Charakter, der aus vieren zusammengesetzt ist? — Und warum denn nicht? Es kommt einzig darauf an, ob die Vereinigung dieser Begriffe in einem einzigen sich rechtfertigen lasse, und ob die Bestandtheile des zusammengesetzten Charakters sammt ihren Aeußerungen von Einem Principium hergeleitet werden können.

Wenn wir den Sprachgebrauch hierüber um Rath fragen, so geben uns weder die Erklärungen

der Lexicographen, noch die Zeugnisse andrer Griechischer Schriftsteller befriedigende Auskunft. Jene enthalten synonymische Ausdrücke von eben so schwankender, unbestimmter Allgemeinheit, als die Griechische Ueberschrift selbst. In diesen wird gewöhnlich der Begriff nur von einzelnen Seiten berührt, und den Umfang desselben durch eine vollständige Induction zu erschöpfen, möchte wohl schwerlich angehen. Dafür aber liefert uns die Lateinische Sprache einen Beweis an dem Worte Ineptus, dessen Bedeutung Cicero in dem Zweyten Buche vom Redner aufs genaueste bestimmt. „Der Sprachgebrauch, so heißt es daselbst, legt „in dieses Wort einen sehr umfassenden Sinn. „Wer keine Rücksicht auf Zeit und Umstände nimmt; „oder allzu viel schwatzt; oder prahlt; oder im „Umgange an der billigen Achtung und Aufmerksamkeit gegen andre es ermangeln läßt; oder in „irgend einem Stücke das Ebenmaß nicht beobachtet; oder das gehörige Ziel überschreitet; den „nennen wir abgeschmackt (ineptus)." *)

*) Quem nos *ineptum* vocamus, is mihi videtur ab hoc nomen habere ductum, quod *non* sit *aptus*: idque sermonis nostri consuetudine perlate patet. Nam qui, aut tempus quid postulet, non videt, aut plura loquitur, aut se ostentat, aut eorum quibuscum est, vel dignitatis vel commodi rationem non habet, aut denique in aliquo genere aut inconcinnus aut multus est, is *ineptus* dicitur. *De Orat.* II. 4.

Ist es nicht zum Verwundern, wie genau diese Erklärung mit der Theophrastischen Schilderung zusammentrifft? Daß Cicero wenigstens eben den Begriff erkläre, welchen jene zur Anschauung erheben soll, das ist wohl, wie ich denke, keinem Zweifel unterworfen.

Und gleichwohl ist es Cicero selbst, welcher in der angeführten Stelle diesen Zweifel zu erregen scheint. „Dieser Fehler, sagt er, ist bey den fein„gebildeten Griechen zu Hause. Sie haben keinen „Sinn dafür, und eben deswegen auch keinen „Nahmen. Man suche so lange man will: ein „Griechischer Ausdruck für ineptus findet sich „nirgends."

Mehrere Sprachgelehrte haben mit mehr Muth als Glück sich der kühnen Aufforderung gestellt. Seltsam genug, daß keinen von allen die Vergleichung der angeführten Erklärung des Cicero, mit der Theophrastischen Schilderung, darauf leitete, dem Lateinischen Ineptus das Griechische Ἄνους gegenüber zu stellen. Zwar auch damit wäre die Sache dem Ziele um keinen Schritt näher gerückt. Wenn Cicero behauptet, daß die Griechen keinen dem Lateinischen Ineptus entsprechenden Ausdruck haben; so meint er ein Wort, welches, gleich diesem, das Wesen des Begriffes unmittelbar, das heißt durch seine etymologische Kraft ausdrückt; und ein solches Wort ist Ἄνους nicht. Es bezeichnet den geschilderten Fehler nicht nach seinem Wesen, sons

dern nach dem Eindruck, den er auf andre macht: Denn wörtlich bedeutet es einen widrigen, unangenehmen Menschen.

In Rücksicht auf den Gebrauch, zu welchem ich jene Stelle des Cicero anführte, ist dieser Unterschied von keinem Gewichte. Es war die Frage: ob die Vereinigung der einzelnen Begriffe, welche die Theophrastische Schilderung umfaßt, durch den Sprachgebrauch sich rechtfertigen lasse? Wenn nun, was mir keinem Zweifel unterworfen scheint, die Erklärung, welche Cicero von dem Worte Ineptus giebt, mit jener Schilderung in allen Theilen übereinstimmt, so ist auch die Vereinigung jener Begriffe vermittelst des Sprachgebrauches durch die Analogie erwiesen.

Indessen ist damit noch nicht alles gethan. Wenn der Sprachgebrauch richtig ist, so muß er sich logisch begründen lassen. Mit andern Worten: der Bestand des zusammengesetzten Begriffes wird nur in so fern außer Zweifel gesetzt seyn, als sichs zeigen läßt, daß die Theile desselben sich zusammenfügen, und von einem gemeinschaftlichen Prinzipium abfließen, aus welchem alle Aeußerungen des Charakters sich hinlänglich erklären lassen. Ein solches gemeinschaftliches Prinzipium liegt in der Etymologie des Lateinischen Wortes Ineptus. Quem nos ineptum vocamus, sagt Cicero, is mihi videtur ab hoc nomen habere ductum, quod *non* sit *aptus*. Also derjenige, dessen Betragen den Um-

ständen und Verhältnissen, in welchen er sich befindet, nicht angemessen ist. Diese Unangemessenheit des Betragens ist der allgemeine Begriff, auf welchen alle Theile der Erklärung, und alle Züge der Schilderung sich leicht zurückführen lassen.

Die Abgeschmacktheit beschränkt sich auf Handlungen, welche außer den Grenzen der strengen Pflicht liegen, und für welche man den Fehlenden nicht wohl in Anspruch nehmen kann. Sie besteht in einer auffallenden Verletzung des Schicklichen, welches aus den natürlichen, oder conventionellen Verhältnissen entspringt. Ein unerfahrner Jüngling, welcher den gesetzten Ernst und die geprüfte Klugheit des Greises, und ein Alter, welcher die Lebhaftigkeit, und den flatterhaften Unbestand der leichtsinnigen Jugend affectiert, sind beyde abgeschmackt. Ihr Betragen stimmt durchaus nicht zu ihrem natürlichen Charakter, und beleidigt durch seine Mißhälligkeit das Gefühl des Schicklichen und Passenden, welches in allem Uebereinstimmung und Einklang sucht.

Je größer die Mißhälligkeit des Charakters und der Handlungen, und je schneidender der Contrast zwischen beyden ist, desto größer ist die Abgeschmacktheit. In manchen Fällen erregt der Uebelstand so gar eine dem Ekel ähnliche Empfindung. Es ist ekelhaft, den Mann bey einem erst noch vegetierenden Kinde, und wenn es auch sein eignes wäre, die Stelle der Mutter oder der Amme ver-

treten zu sehen, wenn er es nicht aus Noth, sondern aus Liebhaberey thut. Wer wird den weibischen Gecken nicht verachten, wenn er das kleine Wesen speiset, und pflegt, mit ihm, wie mit einer Puppe tändelt, mit der Zunge schnalzt, und sich höchlich freut, wenn er ihm ein convulsivisches Lächeln abgewinnen kann? Dem Weibe steht dieß alles gut. Die Natur hat es mit so engen, heiligen Banden an das hülflose Geschöpf, seit seinem ersten Beginnen, gefesselt, daß es jeder Entwicklung seiner physischen Kräfte, jeder Aeußerung animalischer Triebe sich mit Recht als seines Werkes freut. Die Tändeleyen, welche dem Manne gut stehen, gehen erst mit der Entwicklung der intellectuellen Kräfte an.

Diese Art von Abgeschmacktheit ist ohne Zweifel die widrigste. Mehr lächerlich als widrig ist eine Handlung, welche bloß unschicklich ist, das heißt, zu den Umständen, Verhältnissen und Zwecken nicht paßt, ohne mit dem persönlichen Charakter des Handelnden in auffallendem Contrast zu stehen. Das kühle Wasser seiner Cisterne, und den zarten Kohl seines Gartens zu loben, mit seiner ofnen Tafel zu prahlen, und überhaupt von dem, was man hat und ist, andre zu unterhalten, ist unschicklich für jeden Stand und jedes Alter. Die gute Lebensart will, daß im Umgange das besondre Ich eines jeden sich in dem allgemeinen Interesse verliere, und daß keine Saite angeschlagen werde,

die nicht allen angenehm klingt. Der Abgeschmackte, welcher das Lob der guten Lebensart der Befriedigung seiner kleinen Eitelkeit aufopfert, verliert bey diesem übel berechneten Tausche weit mehr als er gewinnt, und wird eben dadurch lächerlich.

Wenn die Abgeschmacktheit, welche durch eine ungeschickte Wahl der Mittel neben dem Ziele vorbeysteuert, lächerlich wird, so wird es die noch mehr, welche an der entgegengesetzten Klippe scheitert. Einen muntern Kopf, sey es ein Freund, oder ein Parasit, geradehin aufzufordern, daß er durch seinen Witz die Gesellschaft belustige, ist an sich abgeschmackt, weil es unschicklich ist. Die gute Laune läßt sich nicht gebiethen, und auch der beste Witz kann seine Einfälle nicht vom Zaune brechen. Er will durch die Umstände geweckt seyn, und die Gelegenheit sich zu zeigen muß ihm der Gang der Unterhaltung ungesucht herbeyführen. Allein darin liegt nur der kleinere Theil der Abgeschmacktheit. Der größere liegt darin, daß eine solche Aufforderung, zumahl wenn der Aufgeforderte sich in einer gewissen Abhängigkeit fühlt, auch die beste Laune mißstimmen wird. Wer davon nichts empfindet, mit dessen Einfällen möchte einer gut gewählten Gesellschaft wohl nicht zum besten gedient seyn.

Die Abgeschmacktheit ist übrigens ein Fehler, welcher im Umgange und im gesellschaftlichen Verkehr immer unangenehm, und nicht selten in hohem Grade lästig wird. Er muß dieß um so mehr seyn,

da er, wie die Erklärung ganz richtig bemerkt, bloß anstößig ist, ohne jemanden in wesentlichen Nachtheil zu setzen. Bey ungerechten Anmaßungen findet Verweigerung, bey Beleidigung Genugthuung Statt. Aber Abgeschmacktheiten dürfen kaum anders als mit Feinheit gerügt werden: und auch dieß ist verlorne Mühe. Denn die Wahrnehmung des Schicklichen ist mehr eine Sache des Gefühls als des Verstandes; und wem es an jenem fehlt, der wird durch keine Rüge gebessert. Mit solchen Menschen giebt es schwerlich eine andre Auskunft, als sie zu meiden, oder sich mit Geduld zu waffnen. Einer Reisegesellschaft, welche im Begriff ist, abzufahren, mag wohl ein wenig sonderbar zu Muthe seyn, wenn sie von einem ihrer Gefährten vernimmt, daß er die Befriedigung jenes edeln Bedürfnisses für sie aufgespart habe. Allein was ist zu thun? Man lacht des albernen Menschen, und heißt ihn sein Geschäft so bald möglich beseitigen.

XXI.

Der kleinlich Eitele.

Die kleinliche Eitelkeit besteht in dem Bestreben, durch unbedeutende Dinge Aufsehen zu machen. — Wenn der kleinlich Eitele zu einem Gastmahle geladen ist, so trachtet er seinen Platz zunächst an dem, welcher das Gastmahl giebt, zu nehmen. Er reist mit seinem Sohn nach Delphoi, um ihm die Haare abschneiden zu lassen. Der Bediente, welcher ihm auf dem Fuße folgt, muß, wo möglich, ein Mohr seyn. Ist er jemandem eine Mna *) schuldig, so zahlt er sie in ganz neu geprägten Stücken. Hat er einen Ochsen geopfert, so läßt er die Stirnhaut, mit langen Kränzen behangen, über dem Eingang des Hauses annageln, damit jeder der hineingeht, sehe, daß er einen Ochsen geopfert habe. Hat er mit den Reitern, an einem feyerlichen Zuge, paradiert, so läßt er das Pferd und die Rüstung durch den Bedienten nach Hause bringen, und spatziert noch auf

*) Der Werth einer Mna wird, nach unserm Gelde, auf 22 Rthlr. 12 Gr. geschätzt.

dem Markte herum, um sich im Reitkleide zu zeigen. Wenn ihm sein Hündchen drauf geht, so errichtet er demselben ein Grabmahl, nebst einer kleinen Denksäule, mit folgender Inschrift: Hier liegt der schöne Melitäer. Dem Asklepios weiht er einen ehernen Ring, welchen er unabläßig mit frischen Kränzen behängt, und täglich salbt. Bey den Prytanen bewirbt er sich um den Auftrag, dem Volke Nachricht von dem Opfer zu erstatten. Alsdann tritt er bekränzt, und in einem schneeweißen Kleide auf, und sagt: Euch sey kund, ihr Bürger von Athen! daß wir Prytanen der Mutter der Götter ein gesundes, Glück weißagendes Opfer gebracht haben. Mithin mögt ihr euch zu derselben des besten versehen. Hierauf geht er nach Hause, und sagt seiner Frau; daß er sich mit ungemeinem Beyfall seines Auftrages entledigt habe.

Das Griechische Wort Mikrophilotimia, womit dieser Charakter überschrieben ist, kommt meines Wissens bey keinem andern Schriftsteller vor, und scheint absichtlich von Theophrast gebildet zu seyn, um den Begriff, welcher dieser Schilderung

zum Grunde liegt, so rein und ausschließend als möglich, zu bezeichnen. Das einfachere Philotimia wird häufig gelesen. Der Begriff den es umfaßt, gehört unter die Nationaltugenden der Griechen. Es bedeutet eine edle Ehrbegierde, die sich durch alles was schön und wahrhaft rühmlich ist, auszuzeichnen sucht. Sokrates erwähnt im ersten Alkibiades des Platon unter den Tugenden der Lakedämonier auch der Philotimia, und in Xenophons Denkwürdigkeiten, d. S. (III. 3.) legt er sie den Athenern vorzugsweise vor den übrigen Völkern Griechenlands bey.

Die Mikrophilotimia ist eine Abart von dieser Tugend — ein Ehrgeitz, der in kleinen und unbedeutenden Dingen seine Befriedigung sucht. — Ich habe mir, nach dem Beyspiel der Französischen Uebersetzer, erlaubt, dieses Merkmahl in die Erklärung aufzunehmen, weil dadurch das Wesen des Begriffes mit weit mehr Klarheit ausgedrückt wird, als durch den wörtlichen Sinn der Griechischen Erklärung. Nach dieser ist die kleinliche Eitelkeit, ein unedles Streben nach Aufsehn und Ehre. Theophrast nennt dieses Streben unedel, in wie fern es von einer gemeinen Seele zeugt, die sich aus ihrer niedrigen Sphäre zu edlern Empfindungen und Wünschen nicht erheben kann. Folglich sagt er nach dem Geiste der Erklärung eben das, was ich ihn sagen lasse.

Eben das Griechische Wort, welches ich durch

unedel übersetzt habe, hat auch sehr oft die Bedeutung des niedrigen Geitzes, oder der Kargheit. Casaubon, welcher es hier in dieser Bedeutung nimmt, ward dadurch auf eine irrige Ansicht des Charakters geleitet. „Es giebt, sagt er, zwey Arten der kleinlich Eiteln. Die einen sind es aus „Noth, weil es ihnen am Vermögen fehlt, sich „emporzuschwingen, und wirkliches Aufsehn zu machen. Andre plagt die Kargheit nicht minder als „die Eitelkeit. Sie möchten wohl gerne sich so sehr „als möglich auszeichnen: aber sie scheuen den Aufwand." Es ist offenbar, daß diese Bestimmung das Wesen des Begriffes völlig verschiebt. Sie stellt uns, Statt des kleinlich Eiteln, den Knauser auf, welchen uns Theophrast in der zunächst folgenden Schilderung vorführt.

Wie sehr Casaubon sich in seiner Ansicht getäuscht habe, das erhellet aus mehrern Zügen der Schilderung zur Genüge. Sicher ist der Theophrastische Mikrophilotimos weder karg, noch dürftig. Aus der Classe der letztern ward, wie man weiß, die Athenische Reiterey nicht gezogen; und wer hieß ihn, wenn er das erstere war, die Reise nach Delphoi machen, da er die Haare seines Sohnes in dem nächsten besten Tempel niederlegen konnte, oder einen Ochsen opfern, da es an einem Lamm genug war? Auch zeugt der Lackey, welchen er sich hält, so wenig von Dürftigkeit, als die Wahl desselben von Kargheit.

Eitel nennen wir denjenigen, welcher wahre oder eingebildete Vorzüge geflissentlich zur Schau trägt. Man kann auf alle Arten von Vorzügen stolz seyn, aber man ist gewöhnlich nur auf diejenigen eitel, welche mehr Glanz als innern Gehalt haben, und Sinnen und Einbildungskraft lebhaft rühren. Nicht nur dem Pöbel und Menschen von gemeinem Schlag, gilt ein Ordensband mehr als Verdienste, ein wohlgebauter Körper mehr als ein gebildeter Geist, und das Kleid mehr als der Mann. Es giebt Gelehrte, und selbst Philosophen, welche mit ihren vornehmen Verbindungen, ihren ausgesuchten Möbeln, ihrer feinen Lebensart, und dem guten Ton, den sie nicht haben, mehr Eitelkeit treiben als mit allem ihrem Wissen.

Der kleinlich Eitele ist derjenige, welcher durch solche Dinge zu glänzen sucht, die nach einer richtigen Schätzung keinen, oder einen äußerst geringen Werth haben. Die Eitelkeit an sich ist immer ein lächerliches Gebrechen, weil sie, aus Besorgniß ihre vermeinten Vorzüge möchten im Dunkeln bleiben, sie selber ins Licht stellt; aber noch lächerlicher ist die kleinliche Eitelkeit, welche Vorzüge spiegelt, die dieses Nahmens kaum werth sind. Der eitle Gelehrte, und der eitle Dichter sind um so viel erträglicher als der Vornehme, der seine Geburt, und der Reiche, der seinen Reichthum gegen beyde geltend macht, um wie viel Kenntnisse und Talente mehr innern Werth haben, als Geld und Adel. Es ist so gar

oft minder lächerlich, sich mit Vorzügen zu brüsten, die man nicht hat, als mit solchen, die keine sind. Der Fürst, welcher schlechte Verse macht, und sie für gute loben läßt; der Reiche, welcher Gelehrte nicht nur schätzt, sondern selber für einen gelten möchte, haben, Trotz ihrer Schwachheit, doch immer eine achtungswerthe Seite. Wenn ihre Selbstschätzung nicht richtig ist, so ist es doch ihr Urtheil von den Sachen.

Das Lächerliche der Eitelkeit steigt in eben dem Grade, in welchem der Werth der Gegenstände sinkt, von denen sie ihre Nahrung zieht. Es läßt sich begreifen, wie mancher dazu komme, auf sein Geld eitel zu seyn. Wenn es uns gleich keinen Werth giebt, so ist es doch Mittel zum Genießen und Wirken. Aber wasfür ein erbärmlicher Wicht muß der nicht seyn, der sich etwas damit meint, das was er zu zahlen hat, mit lauter neu geprägten Stücken zu zahlen! Vielleicht glaubt mancher diesen Zug nicht glücklich gewählt, und dennoch bin ich überzeugt, daß, wenn Einer, gerade dieser irgend einem Athenischen Gecken abgelauscht sey. — Es giebt Leute, die sich's um keinen Preis abkaufen ließen, den Hut so zu tragen, oder die Beine so zu stellen, wie sie es thun, und andre, welche nicht einen Lappen an der Bedeckung ihres Rumpfes ändern ließen, wenn sie auch dafür den Kopf eines Newtons oder Franklins darauf setzen könnten.

O möcht' ich, ruft in den Wolken des Aristophanes die Mutter des kleinen Pheidippides, indem sie ihn auf den Arm nimmt, und küßt:

O möcht' ich, wenn du groß bist, dich
Im fliegenden Reithabit, auf deinem Wagen, wie
Megakles, durch die Straßen jagen sehn!

Der klügere Vater hingegen ruft:

o möcht' ich dich dereinst
Im kurzen Schafpelz, wie dein Vater, unsre Ziegen
Zur Weide treiben sehn!

Unserm Mikrophilotimos genügt es nicht, im feyerlichen Zuge mit den Reitern zu paradieren. Er läßt, nachdem er abgestiegen ist, das Pferd nach Hause führen, und giebt sich noch auf dem Markte im bunten Reitrock den Jungen, und dem Pöbel zu begaffen. — Dergleichen Reiter, sagt Coray, welche gestiefelt und gespornt, den ganzen Tag durch die Gassen laufen, sieht man bald in allen Städten, und unter ihnen nicht wenige, welche nie ein Pferd, in eignem Stalle, gesehen haben.

Sehr oft liegt bey der kleinlichen Eitelkeit eine sonderbare Täuschung im Hinterhalte versteckt. Man will nicht so sehr das spiegeln, was man zeigt, als vielmehr etwas errathen lassen, wovon man nichts zeigen kann, und was man sich selbst nicht deutlich zu sagen wagt. Nicht bloß das weiße Kleid und der Kranz, womit der Mikrophilotimos vor dem Volk erscheint, sind das was ihn über sich selbst erhebt,

sondern weit mehr der über alle Maßen wichtige Auftrag, den er zu erfüllen hat. Wohl mag er seiner lieben Hausfrau von seinem Glück erzählen. Denn wenn die Sachen im Staate nun gut gehen, so hat er dazu sein Bestes gethan. — Wie manchen Spuck von dieser Art hat wohl die dreyfarbige Binde so mancher ehrlichen Haut, die weder lesen noch schreiben konnte, gemacht!

Daß die Vorzüge, welche der kleinlich Eitele auskramt, die Prüfung nicht aushalten, dieß ist noch nicht das Schlimmste. Er könnte ohne alles Verdienst seyn, ohne deßwegen lächerlich zu werden. Man fordert von keinem, was er nicht hat: aber wer das zeigen will, was er nicht hat, der zieht sein unseliges Ich aus der Dunkelheit hervor, und setzt es einer strengen Musterung aus. Weh ihm, wenn er die Probe nicht besteht! Er wird von da an eine öffentliche Person, und als solche lächerlich zu seyn, ist kein kleines Mißgeschick. Der Narr, welcher immer in Begleitung eines Mohren erscheint, würde sich unter Tausenden seines gleichen verlieren, wenn er sich nicht selbst auf die Schaubühne stellte. Erst jetzt erkundigt man sich nach dem was er ist, und sagt sich lachend, daß er nichts zu zeigen hat, als einen Mohren.

Die Eitelkeit mag sich noch so sehr verstecken wollen, immer wird sie sich verrathen, und um so viel lächerlicher erscheint sie, wenn sie aus dem Schlupfwinkel, worein sie sich flüchtet, hervorge-

zogen wird. „Wie kommt es, sagt La Brüiere, „daß Alzipp mich heute so freundlich grüßt, mir „zulächelt, und um mich nicht zu verfehlen, sich „beynahe zum Kutschenschlag hinauswirft! Ich bin „nicht reich, und gehe zu Fuße; in der Regel müßte „er mich gar nicht sehen. Sollte es etwa seyn, um „von mir gesehen zu werden — jetzt da er einem „Großen zur Seite im Wagen sitzt?"

Es giebt auch eine verkappte Eitelkeit, welche ihre Vorzüge nicht zu kennen, oder das, was die Augen des großen Haufens blendet, scheinen will zu verachten; und auch diese entlarvt sich selber nur allzu leicht. Die fromme Demuth, welche bey jedem ihr ertheilten Lobe sich umwendet, als wenn sie den bösen Geist auf der Ferse hätte, würde nicht wenig betroffen seyn, wenn man sie beym Worte nähme. Der Gelehrte, welcher das Publikum bittet, ihn mit überlästigen Besuchen zu verschonen, wird von den Klugen wohl besser verstanden, als er sich selbst versteht. — Seht mir einmahl die Gecken! sagte Diogenes, da er zu Olympia einen Trupp üppig gekleideter Stutzer von Rhodos erblickte. Und seht hier kommen ein paar Gecken von einer andern Gilde! setzte er hinzu, indem er sich gegen einige Lakonier wandte, welche durch ihren schmutzigen und zerrissenen Anzug der versammelten Hellas zu trotzen schienen.

Uebrigens giebt es ein sicheres und schnelles Mittel, den der mit dieser Krankheit behaftet ist, zu

heilen, aber wenige verstehen den Gebrauch. Die kleinliche Eitelkeit zieht ihre Nahrung einzig von der Schwachheit kleinlicher Seelen: denn auch diese Waare wird nirgends ausgebothen, als da, wo sie Abnehmer findet. Sähe der Eitele, Statt eine Menge theils bewundernder, theils neidischer Augen auf sich zu ziehen, sich von gleichgültigen Zuschauern umgeben, so würde er allmählig von selbst genesen. Aber die niederschlagende Arzney für dieses Uebel ist gutlauniger, und mit ein bißchen Urbanität versetzter Spott.

Ein merkwürdiges Beyspiel einer solchen Cur hat uns Lukian in seinem Nigrin aufbewahrt. Es war so ein vergoldetes Männchen nach Athen gekommen, welches durch seine prächtigen Kleider und den prunkenden Hofstaat daselbst großes Aufsehn zu machen hoffte. Aber die Athener wollten dieß nicht verstehen. Er kam in die Gymnasien und Bäder, und überstellte mit einem Heer von Bedienten alle Zugänge. Niemand nahm dieß übel: nur sagte etwa einer ganz sachte, und gleichsam wie für sich: Fürchtet er etwa einen Ueberfall? Es herrscht ja im ganzen Badhause tiefer Friede: wozu denn eine solche Leibwache? Jener merkte sich die Lehre, und kam ein ander Mahl ohne Gefolge. Eben so verstanden es die urbanen Athener, seine bunten Kleider, seine vielen und kostbaren Ringe u. s. w. ihm unvermerkt auszuziehen. Ah, wie es scheint, so ist der

Frühling im Anzug, sagte der eine. Ein andrer: Woher wohl dieser prächtige Pfau? Ein dritter: Vermuthlich Vorrath aus der Garderobe der Frau Mutter! Durch diese Art öffentlicher Erziehung, heißt es, ward er in kurzem zu sich selbst gebracht, und reiste um ein Merkliches klüger ab, als er gekommen war.

XXII.

Der Knauser.

Die Knauserey ist ein gänzlicher Mangel des Ehrgefühls bey gewissen Arten des Aufwandes. — Wenn der Knauser am Feste der Dionysien den Preis gewonnen hat, so weiht er dem Dionysos einen hölzernen Kranz, worauf er seinen Nahmen eingraben läßt. Wird von dem Volke ein freywilliger Beytrag verlangt, so bleibt er in der Versammlung schweigend sitzen, oder er schleicht sich daraus fort. Wenn er seine Tochter verheirathet, so wird er alles Opferfleisch, welches nicht auf den Altar kommt, verkaufen, und die zur Hochzeit gedungenen Aufwärter sich selbst beköstigen lassen. Hat er als Trierarch ein Kriegsschiff ausgerüstet, so läßt er das Bettlager des Steuermanns vom Verdeck herunterholen, um sein eignes zu schonen. Das Fleisch und den Kohl, welchen er auf dem Speisemarkt eingekauft hat, trägt er selbst unter dem Mantel nach Hause. Er läßt sichs gefallen inne zu bleiben, so lange sein einziges Kleid

in der Wasche ist. Erblickt er von weitem einen Freund, welcher für jemanden eine Collecte sammelt, so biegt er ihm aus, und geht durch einen Umweg nach Hause. Seiner Gattin hält er keine Aufwärterinnen: er miethet ihr welche, so oft sie in dem Fall ist auszugehen. Morgens, wenn er aufsteht, kehrt er das Haus und putzt die Polster. So oft er sitzen will, so überschlägt er untenher seinen abgetragenen Mantel, um die Außenseite zu schonen.

Auch hier ist der Sinn der Ueberschrift in den Uebersetzungen gewöhnlich verfehlt. In denjenigen, welche ich bey der Hand habe, lautet sie so: De l'avarice: vom Geitze: von der Kargheit. Daß das Griechische Wort Aneleutheria insgemein in dieser Bedeutung gebraucht werde, das läßt sich freylich nicht läugnen: aber daß Theophrast demselben hier eine speciellere Bestimmung gegeben habe, das ergiebt sich aus den meisten Zügen der Schilderung zu völliger Gewißheit.

Casaubon hat hierüber einen Wink gegeben, welchen die Ausleger nicht verstanden haben. Man muß sich billig verwundern, daß Er, welchem nicht leicht eine Stelle irgend einer andern Schrift, die

zur Beleuchtung seines Autors dienen konnte, entgieng, sich hier nicht gewisser Stellen in mehr als einer Schrift des Aristoteles erinnerte, aus welchen deutlich erhellet, daß der Aneleutheros des Theophrast gerade derjenige sey, welchen Aristoteles Mikroprepes, das heißt, nicht den Geitzigen, sondern den Knauser nennt. Er unterscheidet nähmlich zwey Arten des Aufwandes. Die eine betrift die gewöhnlichen Ausgaben, welche jeder für sich im täglichen Leben macht: die andere die außerordentlichen und seltenen, welche Ehren halber mit großem Aufwand, und also nur von Reichen gemacht werden. Die nähere Bestimmung, welche er von der letztern giebt, trift mit der Theophrastischen Schilderung aufs genauste zusammen.

Es sind nähmlich entweder religiose, das heißt Opfer, Weihegeschenke, Spiele, und andre kostbare Zurüstungen des öffentlichen Cultus: oder politische, das heißt freywillige Geldbeyträge zur Erleichterung wichtiger Staatsausgaben, Ausrüstung von Kriegsschiffen auf eigne Kosten u.s.w. oder endlich wichtige Privatausgaben, welche nur ein Mahl oder selten, für uns oder für andre, gemacht werden, wie z. B. hochzeitliche Gastmahle, die Bewirthung und Beschenkung der Gastfreunde, und andre dergleichen Arten des freygebigen Aufwandes. Wer nun in diesem allem das Wohlanständige und Schickliche beobachtet, das

heißt zwischen Verschwendung und Kargheit das Mittel hält, den nennt Aristoteles Megaloprepes; denjenigen hingegen, welcher sich denselben entzieht, oder sich so wohlfeil als möglich aus der Sache zu ziehen sucht, Mikroprepes *). Für den erstern hat die Deutsche Sprache, so viel mir bekannt ist, kein passenderes Wort als großmüthig; den zweyten nennt sie Knauser.

Ich habe bereits zu der zehnten Schilderung erinnert, daß der Knicker, welcher dort geschildert wird, hier an dem Knauser sein Seitenstück finde. Beyde stehen, wie ich daselbst sagte, als zwey coordinierte Arten, unter der Gattung des Kargen. Die Kargheit besteht in einer übel angebrachten, und zu weit getriebnen Sparsamkeit. Die Knickerey ist Sparsucht im Kleinen. Sie sucht die gewöhnlichen Ausgaben zu beschränken, und bricht sich selbst und andern, so weit es angeht, immer etwas, so wenig es auch seyn mag, ab. Die Knauserey ist, wie wir gesehen haben, Sparsucht in denjenigen Arten des Aufwandes, welche Ehren halber und im Großen gemacht werden.

Dergleichen Arten des Aufwandes kommen ausschließend dem Reichen zu. Der Unbegüterte, sagt Aristoteles, kann sie nicht machen; und wenn er sie machen will, so ist er ein Thor. Eine Freygebigkeit, welche ihre Kräfte über Vermögen anstrengt, und

*) De morib. IV. 5. — Magn. moral. I. 27. — Eudem. III. 6.

auf Kosten des Nöthigen das Unnöthige thun will, ist nicht Großmuth; nur diejenige ist es, welche von dem Ueberflusse schöpft, und das, was sie allenfalls entbehren kann, zu gemeinnützlichen Zwecken, und öffentlichen oder besondern Wohlthaten, oder auch zum Vergnügen andrer mit milder Hand ausspendet. Dieß ist in der That der schönste Genuß, welchen der Reichthum seinem Besitzer gewähren kann. Eine solche Verwendung des Ueberflusses ist für den Geber ehrenvoll, weil sie freywillig, und ohne Rücksicht auf eignen Vortheil gemacht wird; und sie ist großmüthig, weil sie von einer Denkensart zeugt, welche sich über die Denkensart gewöhnlicher Menschen, und nahmentlich der meisten Reichen, welche das Geld über alles schätzen, erhebt. Aber um beydes zu seyn, muß sie das, was sie thut, nicht bloß zur Hälfte thun: so bald sie dem freygebigen Aufwand einen Häller abbricht, so wird sie zur Knauserey.

Dieses moralische Gebrechen ist, wie man sieht, eben das im Großen, was die Knickerey im Kleinen ist; und das Lächerliche, welches daran haftet, entspringt zum Theile aus einer und eben derselben Quelle. Was der Knicker an den gewöhnlichen Ausgaben, und der Knauser an dem freygebigen Aufwande abbricht, das ist für diesen, wie für jenen, eine unbedeutende Kleinigkeit, wodurch sie für sich nichts gewinnen, und hingegen in der Achtung verlieren, und durch beydes werden sie lächerlich.

Allein eine neue und ergiebige Quelle des Lächerlichen liegt in demjenigen, was den Knauser von dem Knicker wesentlich unterscheidet. Dieser spart an Ausgaben, wodurch er sich weder Ehre noch Dank erholen will, und wenn er durch das Ersparte sich für die Nachrede einer zu weit getriebenen Genauigkeit entschädigt glaubt, so hat er es auf seine Rechnung. Er verlangt weiter nichts, und hat auch weiter nichts zu verlieren. Die Sparsucht des Knausers könnte nicht übler angebracht seyn. Sie bricht einem freygebigen Aufwand ab, wodurch er sich Ehre machen, und seine Ansprüche auf Großmuth begründen will. Wenn sich nun zu gleicher Zeit die Liebe zum Geld regt, wenn die niedrigste aller Leidenschaften mit einem edeln Triebe in Conflict kommt, und ihn nöthigt, einen unrühmlichen Vergleich zu schließen, wie lächerlich muß er nicht da erscheinen! Diese unnatürliche Paarung von Freygebigkeit und Kargheit; dieser Kampf widerwärtiger Neigungen, der Ehrsucht und der Habsucht, und diese übel berechnete Klugheit, welche das Große freywillig opfert, und an dem Kleinen sich erholen will, welche Contraste biethet sie nicht dar, und welch eine kleine Seele zeigt sie uns nicht unter der erborgten Hülle der Großmuth! In der That, kein lächerlicheres, so wie kein verächtlicheres Wesen als ein reicher Filz, welcher sich anstrengt, großmüthig zu seyn, und es nicht über sich vermag.

Was seinen lächerlichen Unfall noch erhöhet, ist dieses, daß er die Früchte seiner sauern Anstrengung in dem Augenblicke zerstört, in welchem sie zur Ernte reif sind. Er gleicht einem ungeschickten Steuermann, der mit einem reichbeladnen Schiffe gerade vor dem Hafen scheitert. Den Preis in den öffentlichen Spielen zu gewinnen, schien dem Athener, auch wenn er ein Filz war, einer Anstrengung allerdings werth. Als Choregos besorgt er die Auswahl, den Unterricht, und die Bekleidung des Chores, die Decoration des Theaters, und alle Zurüstungen zur Aufführung des Schauspiels. Gewaltige Summen gehn darauf, um den Nebenbuhlern den Rang abzugewinnen. Alles ist gethan, und ein Sieg erkämpft, der ihn in den Besitz der glänzendsten Ehre setzt. Nur eine Kleinigkeit ist noch zu besorgen; ein eherner Dreyfuß in den Tempel des Dionysos, zum Denkmahl des Sieges für ihn selbst, für seine Zunft und den Dichter. Der Preis ist schon gewonnen, denkt er, und giebt einen hölzernen Kranz mit seinem Nahmen, welcher der Hellas verkündet, daß in diesem Jahre ein Knauser in den Spielen sich selbst verläugnet, und in dem Weihegeschenk sich wieder gefunden habe.

Indessen ist es nicht die Kargheit allein, welche die Knauserey erzeugt: diese ist oft auch eine Geburt der eiteln Prachtliebe, welche ein Ziel verfolgt, das ihre Kräfte nicht erschwingen mögen. Wenn der Bemittelte dem Reichen, der Reiche dem Fürsten es

gleich thun will, so haben sie keine andre Wahl, als entweder sich zu Grunde zu richten, oder einen unzeitigen Aufwand durch unzeitige Sparsamkeit zu beschränken. Der Bürger, welcher sich kleidet wie ein Prinz, wird sich mit einer desto kleinern Garderobe begnügen, wie ein gewisser Decian, welcher immer in einem Tyrischen Purpur, aber immer in dem einzigen auftrat, oder wie der Theophrastische Knauser, der, so lange sein Kleid in der Wasche ist, das Haus hüthet. Aber so bald er sich zeigt, wird jeder, der ihn sieht, das denken, was Cicero zu jenem Decian sagte: „Ey wer nur so wie du die Kunst verstände, mit einem einzigen Kleide so lange Staat zu machen!"

Wenn die Knauserey den Reichen verächtlich und lächerlich macht, so macht sie den minder begüterten noch überdieß verhaßt. Sie entsteht von Anstrengungen, denen er nicht gewachsen ist, und zeugt von Ansprüchen, die er nicht begründen kann. Diese sind immer anstößig, zumahl wenn man sich dadurch gedrückt fühlt. Wenn der Privatmann seines gleichen bewirthet; wenn Tafelzeug, und Geräthe, und die ganze Zurüstung ein fürstliches Mahl erwarten läßt, und es nur an der Hauptsache fehlt; wenn die leckerhaftesten Gerichte und die ausgesuchtesten Weine so kärglich aufgetischt sind, als ob sie nur zum Kosten vorhanden wären, so daß der Bescheidene kaum essen darf, und auch der Dreiste hungrig vom Tische aufsteht — was anders ist dieß, als

eine symbolische Vorstellung, die in Worten ausgedrückt also lautet! „Ihr denkt ich habe euch aus lautrer Freundschaft geladen? Weit gefehlt. Ich habe euch nur eine Probe geben wollen, wie unser einer Tafel zu halten weiß. Nicht wahr? ein solcher Tisch, und eure bürgerlichen Mahlzeiten sind doch ganz verschiedene Dinge." Selten wird wohl einer der Gäste von Menschenkenntniß so sehr entblößt seyn, um diese Sprache nicht zu verstehen, und im Herzen sie nicht so zu beantworten, wie sich's gebührt.

Am häßlichsten erscheint die Knauserey, wenn sie die Achtung verletzt, worauf jeder rechtliche Mann Anspruch hat, oder das Ehrgefühl beleidigt, welches bey keinem, der sich selbst achten kann, je vermißt wird. Ein solches Beyspiel stellt uns der jüngere Plinius an einem Römischen Knauser auf. Dieser behielt die besten Gerichte für sich selbst und für wenige Gäste. Den übrigen setzte er gemeinere Speisen in geringen Portionen vor. Den Wein, der in kleine Flaschen gefaßt war, theilte er in drey Gattungen ab. Die beste bestimmte er eben so für sich und die vornehmern Gäste; eine andre für die vom zweyten Range; eine dritte endlich für die Freygelaßnen. Dieß veranlaßte zwischen Plinius und seinem Tischnachbar ein kleines Gespräch, welches ich meinen Lesern um so viel lieber wörtlich mittheile, da es nicht nur zeigt, was ein Mann von

Verstand und Gefühl von einem solchen Benehmen hält, sondern auch, wie er sich selber benimmt.

„Wie gefällt dir, so fragte der Nachbar, diese Anordnung? — Eben nicht sehr wohl, erwiederte Plinius. — Und wie pflegst du es denn mit deinen Gästen zu halten? — Ich setze allen die gleichen Speisen vor. Denn ich lade sie zur Tafel, und nicht zu einer beschimpfenden Auszeichnung. Mit wem ich Tisch und Polster theile, mit dem theile ich auch das übrige. — Auch mit den Freygelaßnen? — Auch mit den Freygelaßnen. Denn in diesem Falle betrachte ich sie als Tischgenossen, nicht als Freygelaßne. — Ja, aber das kostet. — Nichts weniger. — Ey wie ist das möglich? — So ist es möglich: Meine Freygelaßnen trinken nicht mit mir; ich trinke mit meinen Freygelaßnen. —"

In der That, so ist es. Auch bey einem geringen Vermögen, und einem mäßigen Aufwande können wir immer noch Ehre erholen: nur müssen wir die Ehre nicht da suchen, wo sie für uns zu hoch liegt.

XXIII.

Der Prahler.

Die Prahlerey besteht in einer Auskramung von Vorzügen und Verdiensten, welche man nicht hat. — Der Prahler sagt den Fremden, welche er auf der Börse findet, umständlich, welche Summen er auf dem Meere habe; und eben so ausführlich zeigt er ihnen, wie ergiebig dieser Zweig der Handelschaft sey, und wie viel er damit schon gewonnen habe. Hat jemand das Unglück ihm als Reisegefährte in die Hände zu fallen, so unterhält er ihn von dem Feldzuge, den er mit Alexandern gemacht, und den vielen mit Brillanten besetzten Bechern, die er erbeutet habe, und behauptet, daß die Asiatischen Künstler vor den Europäischen den Vorzug haben. Er habe, sagt er ferner, ein Schreiben von Antipater erhalten, worin er ihn schon zum dritten Mahle einlade, zu ihm nach Makedonien zu kommen. Eben derselbe habe ihm auch zollfreye Ausfuhr des Bauholzes erlaubt: allein um Chicanen zu vermeiden, habe er davon keinen Gebrauch machen wollen. In der letzten Theurung

habe er mehr als fünf Talente zur Unterstützung dürftiger Mitbürger verwendet. Sind es Fremde, mit denen er es zu thun hat, so giebt er ihnen die einzelnen Posten an, und belegt sie, um der Sache einen Anstrich von Wahrscheinlichkeit zu geben, mit so vielen Nahmen: alsdann zieht er die Summe, und es kommen zehn Talente zum Vorschein. So viel, sagt er, habe ich verwendet, um Mitbürgern ihre Noth zu erleichtern; und weder die Kriegsschiffe, die ich ausgerüstet, noch der übrige Aufwand, den ich zum Besten des Staates gemacht habe, kommt in diese Summe. Auf dem Pferdemarkt sucht er diejenigen auf, welche die besten Pferde haben, und stellt sich an, als ob er Lust habe welche zu kaufen. Von den Teppichhändlern läßt er sich eine Decke für zwey Talente geben, und schilt hernach den Bedienten aus, daß er sich unterstehe, ihm nachzufolgen, ohne Gold zu sich zu stecken. Ungeachtet er zur Miethe wohnt, so sagt er denen, welche das nicht wissen, er habe dieses Haus von seinem Vater geerbt, wolle es aber verkaufen, weil es zur Aufnahme seiner Gastfreunde zu klein sey.

Die Prahlerey, welche hier geschildert wird, ist mit mehrern sittlichen Fehlern verwandt, von welchen allen die Ruhmsucht, oder eine ungemäßigte Begierde rühmliches Aufsehen zu machen, die gemeinsame Stammmutter ist. Diese kann sich so wohl durch Handlungen als durch Reden äußern. In dem erstern Falle heißt sie Eitelkeit, in dem andern Ruhmredigkeit. Die Eitelkeit, welche wirkliche Güter und Vorzüge zur Schau legt, behauptet ihren Nahmen schlechtweg. Sind es solche, die nach richtiger Schätzung entweder keinen, oder doch nur sehr geringen Werth haben, so wird sie zur kleinlichen Eitelkeit. Eben so die Ruhmredigkeit. Sie führt als Art, in engerer Bedeutung, noch diesen Nahmen, wofern sie die Vorzüge oder Verdienste, deren sie sich rühmt, auch in der That besitzt. Kommen sie ihr entweder gar nicht, oder doch wenigstens nicht in dem angemaßten Grade zu, so heißt sie Prahlerey.

Ohne mich auf andre untergeordnete Arten einzulassen, in welchen die benahmte Hauptgattung sich anders und anders modifiziert, begnüge ich mich zu bemerken, daß Theophrast auch hier dem allgemeinen Grundgesetze der sittlichen Charakterschilderung getreu, von den beyden angeführten Arten diejenige gewählt hat, bey welcher sich das Lächerliche entweder allein, oder doch in vorzügli-

chem Grade findet. Die Ruhmredigkeit in engerm Sinne, ist so wie alles, wodurch der Egoismus sich rein ausspricht, ein höchst widriger, und so gar hassenswerther Fehler; aber lächerlich wird sie erst dann, wenn sie in Prahlerey ausartet: oder um richtiger zu sprechen, lächerlich ist die Prahlerey; die Ruhmredigkeit ist es nicht, oder wenn sie es auch ist, so überschlägt das Widrige so sehr, daß das Lächerliche kaum mehr gefühlt wird. Maupertius und La Metrie ließen sich beyde in Kupfer stechen; der erstre, wie er mit der auf der Erdkugel liegenden Hand dem Nordpol eine Vertiefung eindrückt; der zweyte als ein andrer Demokrit, wie er meinte, mit einem zum grinsenden Gelächter verzognen Gesichte. Hätte nicht Maupertuis, sondern ein andrer, jene Zeichnung veranstaltet, so würde jeder Vernünftige sie, als glücklich symbolisierte Vorstellung jener merkwürdigen Entdeckung, mit Wohlgefallen betrachten. Nun betrachtet er sie mit Kopfschütteln, welches kaum ein unmerkliches Lächeln begleitet: den Lacher hingegen, welcher der menschlichen Thorheiten, und somit des menschlichen Elendes, nicht wie ein Vernünftiger, sondern wie ein Narr lacht, findet jedermann höchst lächerlich.

Und woher nun dieß? Bey dem Ruhmredigen halten Vorzüge und Verdienste den Lobsprüchen die Wage; bey dem Prahler stehen jene mit diesem in schreyendem Mißverhältnisse. An dem erstern ver-

missen wir ungern eine Tugend, welche die übrigen krönen soll. Der Mangel derselben macht ihn weniger achtungswerth, aber nicht lächerlich. Der letztre wird es durch eignes, wie durch fremdes Lob. Denn ein Lob, welchem keine Verdienste zusagen, ist Satyre, und aus eignem Munde gesprochen ist es die bitterste. „Ich habe, sagte Cicero, „die abscheulichste Verschwörung gegen das Vaterland in ihrem Beginnen erstickt, habe durch meine „Thätigkeit, Wachsamkeit und Vorsicht die Bürger „von einem entsetzlichen Blutbad, die Stadt von „der Einäscherung, das Vaterland vom Untergang, „ohne Schwertstreich, gerettet.“ Hätte er dieß nur nach vollendeter That sagt, so würde auch der strengste Richter kaum etwas daran zu tadeln finden. Aber er sagte es zu oft; und diese Ruhmredigkeit machte ihn bey Zeitgenossen verhaßt, und wirft noch bey der Nachwelt einen Schatten auf seine Größe, aber nicht einen Schatten des Lächerlichen. Wie lächerlich erscheint hingegen nicht der Prahler Thersites, welcher die Achaier feige Mämmen schilt, auf den Feldherrn schimpft, mit seinen Thaten prahlt, und die Schläge weinend einsteckt, womit ihn Odysseus für seine Schimpfreden und seine Prahlereyen züchtigt!

Allein was kümmert den Prahler das Lächerliche, welches in der Sache liegt, wofern er nur vor demjenigen gedeckt bleibt, welches von dem Urtheile der Menschen auf ihn fallen könnte! Um jenes zu scheuen,

muß man sich vor sich selbst schämen, und wer dieses kann, der wird gewiß nicht prahlen. — Und wie? Der Einfältige kann hoffen, die Welt durch eitle Anmaßungen von Vorzügen und Verdiensten zu blenden, wovon er nichts zeigen kann. Gerade dieser thörigte Wahn, daß er eine so theure Waare als fest gegründete Achtung ist, so wohlfeilen Kaufes zu gewinnen hofft, wird für ihn eine neue Quelle des Lächerlichen. Wie kann er fordern, oder erwarten, daß man seine Worte für Thaten nehme? Er prahlt mit kostbaren Gefässen, die er in einem Feldzuge erbeutet haben soll. Er lasse sie doch sehen! Ein großer Fürst hat ihn schon zum dritten Mahle zu sich eingeladen. Warum geht er nicht? Man hat ihm zollfreye Ausfuhr gestattet. Warum gebraucht er sie nicht? Freylich wird es ihm an Ausreden nie fehlen: aber seine Ausreden tragen, so wie seine Prahlereyen, alle den Stempel der Lüge. Wird es ihm der Pferdehändler glauben, daß keines seiner schönsten Pferde ihm schön genug sey? oder der Teppichhändler, daß es nur an dem Bedienten liege, wenn er den kostbaren Teppich, den er gewählt hat, nicht kauft?

Es ist in der Art des Prahlers, so wie des Lügners überhaupt, daß er selbst da, wo seine Worte Glauben finden könnten, den Verdacht weckt, und dem forschenden Argwohn auf die Spur hilft. Unser Alazon behauptet, in einer Theurung mehr als fünf Talente darauf verwendet zu haben, um

dürftigen Mitbürgern ihre Noth zu erleichtern. Ein solches Wort könnte bey gegebnem Anlasse, und im Zuge einer traulichen Mittheilung, wohl auch einem Manne entfallen, der mit seiner Wohlthätigkeit sonst eben nicht Prunk zu machen pflegte. Aber jenem ist dieß nicht genug. Damit ja niemand dieses für Prahlerey halte, so giebt er die einzelnen Posten an, und nennt die Personen. Und damit abermahl niemand glaube, er habe zu viel gesagt, so zieht er die Summe, und Statt fünf Talenten finden sich zehen. So kann nur die edle Wohlthätigkeit sich verrechnen, oder die Prahlerey: jene, weil sie über ihre Wohlthaten keine andre Rechnung, als die einer vernünftigen Beschränkung, hält: diese, weil erprahlte Wohlthaten sich berechnen lassen, wie man will. Der Alazon darf nicht zweifeln, daß bey diesem Detal der Glaube an seine Wohlthätigkeit gerade so viel gewinnen werde, als der Glaube an Fallstafs Heldenmuth durch die umständliche Beschreibung seines Kampfes mit den Räubern, deren er Anfangs zwey, bald hernach vier zusammengehauen, und endlich alle ihre sieben Klingen zugleich mit dem Schilde aufgefaßt zu haben versichert.

Allein sollte es denn der Prahlerey niemahls gelingen, ein sehr geringes Verdienst als ein übergroßes geltend zu machen, und durch gewisse Taschenspielerkünste die Augen neugieriger Zuschauer zu verblenden? — In der That hat schon mancher

mit einer gelösten Zunge, und einer beträchtlichen Dosis von Unverschämtheit Wunder gewirkt; und der Prahler findet immer ein zur Täuschung williges Publikum, und zwar ein ungemein zahlreiches. Der große Haufe, bey welchem jeder Wunderthäter zum voraus gewonnenes Spiel hat: eine nicht unbeträchtliche Menge von Leuten, die sich zu vornehm dünken, in die Wissenschaften sich hineinzutauchen, aber durch eine leichte Tinctur wissenschaftlicher Bildung sich geeigenschaftet glauben, als Kenner das wissenschaftliche Verdienst zu würdigen, und gleichwohl nicht scharf genug sehen, um dem Taschenspiel in die Karten zu schauen; endlich eine zahlreiche Schaar lobedurstiger Jünglinge, welche zu dem Aufsehen, das sie zu machen wünschen, unter der Fahne irgend eines litterarischen Abentheurers am bequemsten zu gelangen hoffen; alle diese Classen zusammengenommen haben schon manchem mit erstaunlicher Schnelligkeit sein Glück gemacht. An dieses Publikum schließe sich der Prahler an, und stimme es durch die Künste einer ausgelernten Charlatanerie zu außerordentlichen Erwartungen: er spreche mit Geringschätzung von fremdem Verdienste, und ja nicht zu bescheiden von eignem: er umgebe seine Mittheilungen mit einem behaglichen Helldunkel, welches einige lichte Gedanken durchblitzen, und tiefe, nur dem Adepten verständliche, Weisheit ahnden läßt; und so rücke er mit einer vorgeblichen Entdeckung hervor, welche nichts

geringeres als eine gänzliche Reform der Wissenschaften, oder die Kunst schnell reich zu werden, oder das Alter jung zu machen, oder durch gewisse Hausmittelchen das Menschengeschlecht von Grund aus zu verbessern, oder eine völlige Annullirung alles menschlichen Elendes verheißt: und die Menschen müßten nicht bleiben, was sie von je her waren, oder er wird in Kurzem seinen Ruhm durch alle Länder erschallen hören.

So viel lehrt allerdings die Erfahrung: aber auch sie lehrt uns, daß ein solcher Ruhm so schnell, als er gewonnen ward, wieder verschwindet. Ein einziger vorzüglicher Kopf, welcher den Wundermann in seiner Blöße hinstellt, und mit einer scharfen Lauge des Lächerlichen beitzt, kann dem Spiel ein unerwartetes Ende machen. Da wird die Scene sich plötzlich verändern: manche seiner erklärtesten Bewunderer werden mit einem Mahle die Klugen spielen, und der Sache schon seit langem auf den Grund gesehen haben wollen: die eifrigsten Partheygänger werden sich zerstreuen, und ihren Helden die Verachtung mit einigen unheilbaren Schwindelköpfen theilen lassen: und wenn auch von diesem allem nichts geschähe, so wird dennoch die Zeit den Zauber der Verblendung unfehlbar lösen, und die Geschichte wird, auf der Karte scientifischer Entdeckungsreisen, auch dieses Phänomen unter den Klippen und Sandbänken bezeichnen, welche durch den schmählichen Unters

gang vermessener Abentheurer berüchtigt sind. Mit einem Worte; das einzige Mittel sich bleibenden Ruhm zu erwerben, ist, wie Sokrates zu sagen pflegte, dieses: wenn man sich bestrebt, das wirklich zu werden, wofür man gerne gehalten seyn möchte.

XXIV.

Der Hochmüthige.

Hochmüthig ist der, welcher jedermann, außer sich selbst, verachtet. — Wenn jemand den Hochmüthigen in einer dringenden Angelegenheit zu sprechen wünscht, so läßt er ihm sagen: Nach Tische, auf dem Spaziergange werde er zu sprechen seyn. Er ist im Stande an Wohlthaten zu erinnern, die er erwiesen hat. Ueber die Straße geht er mit gesenktem Blick, ohne sich daran zu kehren, wer ihm begegne, weil er niemandem das erste Wort gönnen mag. Seinen Taglöhnern befiehlt er, mit Tagesanbruch sich einzustellen. Fällt es ihm etwa ein, seinen Freunden ein Gastmahl zu geben, so erscheint er nicht an der Tafel, und läßt seine Stelle durch einen seiner Untergebnen vertreten. Wenn er einen Besuch machen will, so sendet er jemand voraus, um ihn anzukündigen. Während er speist, oder sich salben läßt, gestattet er niemandem Zutritt. Steht er mit jemandem in Abrechnung, so befiehlt er seinem Bedienten, die Sache hurtig abzuthun, und die Summe

einzutragen. In seinen Briefen heißt es niemahls: Ich werde es für eine Gefälligkeit halten; sondern: Ich verlange daß — Ueberbringer hat in Empfang zu nehmen — Ich erwarte ohne anders, und zwar ohne Verzug.

„Der Charakter des Hochmüthigen, sagt „Casaubon, ist so wohl mit dem Prahler, als mit „dem Authades (siehe XV.) sehr nahe verwandt. „Der Hochmüthige hat eine allzu günstige Meinung „von sich selbst: der Prahler rühmt sich solcher Vor„züge, die er nicht besitzt. Der Hochmuth vereinigt „zwey sittliche Fehler: eine unbegründete Meinung „von eigner Vortrefflichkeit, und die Verachtung „andrer. Jenes ist im eigentlichen Sinn die Au„thadeia; dieses der Hochmuth. Schwerlich „wird Eines ohne das Andre zu finden seyn."

Ein scharfsichtiger Leser wird wohl über die seltsame Verwirrung der Begriffe, welche in dieser Stelle herrscht, sich verwundern; aber ein billiger Leser wird eben deßwegen, weil dieß einem solchen Mann begegnen konnte, um so viel geneigter seyn, Nachsicht für fremde Uebereilungen zu haben, um sie desto eher für eigne zu finden.

Fürs Erste: Wenn verwandte Begriffe diejenigen sind, welche als Arten unter einer gemeinschaftlichen

Gattung stehen, so suche ich vergebens die Gattung, welche so wohl den Hochmüthigen, als den Prahler in sich begreift. Zweytens: wenn der Hochmuth aus zwey sittlichen Fehlern besteht, deren der eine die Authadeia, der andre der Hochmuth ist, so ist er mit jener so verwandt, wie es jeder mit der Hälfte von sich selbst ist; und von sich selbst ist er so wohl ein Theil als das Ganze.

Allein laßt uns billig seyn, und, ohne von dem Einzelnen strenge Rechenschaft zu fordern, jene Behauptung an sich durch Vergleichung der Begriffe ein wenig näher beleuchten.

Die Prahlerey hat mit den beyden genannten Fehlern nichts gemein, als die weite Beziehung der Selbstsucht, welche den meisten sittlichen Gebrechen zum Grunde liegt. Die Fehler selbst, welche aus dieser Quelle fließen, sind so verschieden, als es die Genüsse sind, worin die Selbstsucht ihre Befriedigung sucht, und die Mittel, wodurch sie diese zu erzielen hofft. Der Hochmüthige sucht jene in dem wirklichen oder erträumten Besitz von Vorzügen oder Verdiensten, wodurch er sich berechtiget glaubt, andre, in Vergleichung mit sich selbst, zu verachten: der Prahler will diese nur in der Meinung andrer besitzen; dieß ist das einzige Ziel seines Bestrebens. Er sucht nicht die Realität, sondern den Schatten, und um diesen wird er jene, ohne sich zu bedenken, hingeben. Gebt dem Prahler Reichthümer, Einsichten, Kenntnisse und Fertigkeiten in jeder schönen und

nützlichen Kunst oder Wissenschaft; aber niemand kenne an ihm diese Güter und Vorzüge, als er selbst: das ist es nicht, wornach er sich sehnt. Nehmt ihm dagegen dieses alles, und gebt ihm dafür einzig die Macht, wie durch einen Zauber, die Welt zu bethören, daß sie für Vorzüge und Güter, die er nicht hat, ihn bewundre und beneide, so werdet ihr ihm das geben, was er für das höchste aller Güter hält.

Wenn dieser Unterschied auffallend ist, so ist es der folgende nicht weniger. Die allgemeine Verachtung andrer, welche den wesentlichsten Zug des Hochmuthes ausmacht, findet bey der Prahlerey durchaus nicht Statt. Wen wir verachten, dessen Urtheil ist uns zum wenigsten gleichgültig, und oft so gar sein Lob uns mehr zuwider als sein Tadel. Der Stolze bekümmert sich wenig um beyde: der Hochmüthige verschmäht das eine, und verachtet den andern: der Prahler legt auf beyde das größte Gewicht. Sein ganzes Bestreben, und alle Kunstgriffe der Charlatanerie, die er spielen läßt, haben keinen andern Zweck als den, das Urtheil der Menschen zu seinen Gunsten zu bestechen, und ein Lob zu gewinnen, welches jeder Edle verschmäht, von einer Classe von Menschen, deren Lob nicht ehrt.

Die Verachtung womit der Hochmüthige die Zuneigung und den Beyfall andrer zurückstößt, hat, wie schon bemerkt ist, ihren Grund in dem wahren, oder erträumten Bewußtseyn des Besitzes von Vorzügen, die ihn weit über sie erheben: der Eifer

hingegen, womit der Prahler um eben diesen Beyfall buhlt, im Bewußtseyn des Mangels eben der Vorzüge, durch die er glänzen möchte. Niemand würde ihn für reich, oder gelehrt, oder freygebig, oder tapfer halten, wenn er sich nicht selbst dafür ausgäbe. Er selbst weiß es, daß er von diesem allem nichts ist; und doch will er es scheinen: dieß macht ihn zum Prahler. Der Hochmüthige weiß, oder glaubt wenigstens zu wissen, daß er die Vorzüge besitze, auf welche er stolz ist; und dieß macht ihn hochmüthig. Also sind es zwey gerade entgegengesetzte Principien, welche die Thätigkeit dieser beyden Charaktere in Bewegung setzen.

Laßt uns das Gesagte mit Einem Blick überschauen. Der Hochmüthige sucht seinen Genuß in Vorzügen, durch welche er ein Recht zu haben glaubt, andre zu verachten: der Prahler in der Meinung andrer, welche ihm Vorzüge beylegt, die er nicht hat. Der Hochmüthige verschmäht das Lob andrer, weil er sie verachtet: der Prahler setzt auf dieses den größten Werth. Der Hochmüthige ist von den Vorzügen, durch welche er sich über andre erhaben glaubt, fest überzeugt: der Prahler ist sich des Mangels an Vorzügen, so sehr er sich auch darüber täuschen möchte, dennoch bewußt. Bey diesen so auffallenden Abweichungen scheint mir die vorgegebene Verwandtschaft dieser beyden Charaktere ungefähr das zu seyn, was der Parallelismus von zwey Wegen, deren der eine nach Süden, der andre nach Norden führt.

Von dem Authades brauche ich nichts zu sagen. Die geglaubte Verwandtschaft desselben mit dem Hochmüthigen gründet sich einzig und allein auf die etymologische Deutung des Wortes, nach welcher es einen Menschen bezeichnet, der von sich selbst eingenommen ist. Ich habe das Unstatthafte dieser Erklärung an seinem Orte, so wohl aus dem Sprachgebrauche, als durch die Entwicklung des Charakters gezeigt, worauf ich meine Leser verweise.

Allein wenn der Hochmüthige mit dem Authades, das heißt mit dem Ungeselligen, nicht verwandt ist, so ist er es mit dem Stolzen, und diesen hat Casaubon offenbar gemeint. Der Hochmuth äußert sich, wie die Erklärung richtig sagt, dadurch daß man andre verachtet. Der Grund dieser Verachtung liegt in einer Vergleichung andrer mit sich selbst, wobey der Hochmüthige Vorzüge an sich zu entdecken glaubt, welche ihn weit über andre erheben. Man kann Vorzüge zu besitzen glauben, und sie wirklich besitzen, ohne daß man sich zu einer für andre nachtheiligen Vergleichung, und der daher entstehenden Verachtung gereitzt fühlt. Das Bewußtseyn eigner Vollkommenheit wirkt bey einer gemäßigten Selbstliebe nichts andres, als reines Vergnügen und Zufriedenheit: durch Selbstsucht artet es in Stolz, und durch den noch ausschließendern Egoismus in Hochmuth aus. Folglich ist der Hochmuth mit dem Stolz sehr nahe verwandt.

Von diesen zwey Fehlern ist der Hochmuth bey

weitem der unerträglichere; oder, um ihn bey seinem eigentlichen Nahmen zu nennen, er ist vielmehr ein Laster, als eine Schwachheit. Der Stolz ist anmaßend, und vorgreifend. Seine Ansprüche vertreten der Achtung, welche Vernunft und Billigkeit dem Verdienste gerne zollen, den Weg, und was die Bescheidenheit als eine freywillige Gabe annimmt, darauf sieht der Stolz, als auf eine Schuld, die man ihm nach Gebühr entrichtet, mit kalter Gleichgültigkeit herab. Eben der Dünkel, womit er von sich selbst eingenommen ist, macht ihn auch für fremde Vorzüge gefühllos. Von allem was ihn umgiebt, sieht er nichts als sich selbst. Daher findet keine der sanftern Tugenden, welche den Menschen liebenswürdig, und den gesellschaftlichen Verkehr zu einem Tauschhandel angenehmer Gefühle machen, neben ihm Statt. Kurz er ist zurückstoßend und lästig, ohne darum eben hassenswerth zu seyn.

Der Hochmuth ist beydes. Er vereinigt mit allem, was der Stolz unangenehmes und drückendes hat, noch Gesinnungen, welche das Gefühl empören. Der Hochmüthige wirft einen Blick des innigen Wohlgefallens auf sich selbst, und einen Blick der Verachtung auf andre. Damit sind alle Bande gegenseitiger Zuneigung, welche den Menschen mit seines gleichen zusammenhält, gelöst. Denn Zuneigung findet so wenig bey dem Verachtenden, als bey dem Verachteten Statt; und jede Mißhandlung ist für den Menschen, der sich noch einigen Werthes

bewußt ist, erträglicher als Verachtung. Und was wird denn das Verhältniß des Hochmüthigen mit Menschen seyn? Die besten werden ihm Verachtung mit Verachtung bezahlen, die meisten ihn hassen, und verabscheuen, und jedermann ihn meiden, diejenigen ausgenommen, welche der Menschen nicht entbehren, und, weil sie der Verachtung werth sind, unter ihnen nicht wählen können. Wenn das wahr ist, was Rousseau von dem Baron G. sagt: er habe seinem Bedienten das zum Einkaufen nöthige Geld immer, wie einem Hunde, vorgeworfen, so wird der Baron seine Dienerschaft oft haben ändern, oder mit einer solchen sich begnügen müssen, womit keinem rechtlichen Mann gedient seyn würde.

Der Stolz findet nicht selten neben wirklichen Vorzügen und Verdiensten Statt: der Hochmuth ist gewöhnlich eine unselige Mitgift der Reichthümer, und wahren, oder eingebildeten Adels. Der Vornehme, oder sich vornehm dünkende sieht auf jeden, der es nicht ist, herab, als stände er selbst auf einer höheren Stufe der Schöpfung. Der Reiche verachtet andre, weil er glaubt, daß jedermann seiner, und er niemandes bedürfe. „Der Wahn, sagt Aristoteles (Rhet. II. 16.) daß, wer Reichthum besitzt, alles andre auch besitze, macht ihn insolent und hochmüthig."

Bey diesem allem hat der Hochmuth auch seine lächerliche Seite. Wer mit und unter Menschen leben will, und sie ungestraft verachten zu können

glaubt, der ist sicher ein Narr. Er nimmt gegen die gesammte Menschheit eine feindliche Stellung, und vermißt dabey seine Kräfte auf eine ungeheure Weise. Dadurch wird er sich unfehlbar in Verlegenheiten setzen, an die er nicht gedachte, und sich selbst Demüthigungen bereiten, auf die er sich nicht gefaßt hält. Im Wohlstande wird er in der Gesellschaft isoliert stehen, gleich einem der, wenn ich so sprechen darf, beständige Quarantäne hält, und das Unglück wird die Menschen um ihn her zum Spott, oder zu einer Hülfe versammeln, die für ihn noch demüthigender ist, als Spott. Kurz unter allen Thoren, die in ihrer Rechnung sich täuschen, ist der Hochmüthige wohl der größte.

Man sieht bald, daß das Lächerliche, welches an diesem Charakter haftet, nicht so sehr unmittelbar aus den Handlungen und Aeußerungen desselben, welche meistens empörend sind, als vielmehr aus den diese Aeußerungen begleitenden Folgen hervorgeht. Der Verfasser der vorliegenden Schilderung, er mag heißen wie er will, scheint dieses nicht genug bedacht zu haben; oder wenn ihm auch die Bemerkung an sich nicht entgieng, so hat er wohl ein wenig zu viel auf den Scharfsinn seiner Leser gerechnet. Die meisten Handlungen des Hochmüthigen sind mehr Züge des Häßlichen, als des Lächerlichen, und wo etwas von dem letztern sich zeigt, da ist es mehr angedeutet, als herausgehoben. Wenn zum Beyspiel, der Hochmüthige seinen Be-

kannten (denn Freunde kann er nicht haben) ein Gastmahl giebt, und selbst an der Tafel nicht erscheint, so ist dieß eine Beschimpfung, welche das Lächerliche des Hochmuthes kaum durchdämmern läßt. Um dieses recht zu fühlen, muß man sich hinzudenken, daß von den geladnen Gästen, welche mit der Art des Gastgebes schon bekannt sind, niemand erscheine, als etwa ein paar arme Schlucker, nebst dem Lustigmacher (γελωτοποιὸς). Und eben so, wenn der Hochmüthige im gebietherischen Tone schreibt: Ich verlange daß — Ich erwarte ohne Verzug ꝛc. Man denke sich hinzu, daß er zuweilen umsonst verlangen, und sich bequemen wird, zu warten, bis es andern gelegen ist, so erscheint der Hochmüthige uns lächerlich; aber dieses Lächerliche geht, wie gesagt, nicht aus der Natur des Hochmuthes hervor: es entspringt aus einem zufälligen Verhältniß, wobey vorausgesetzt wird, daß die Befehle des Hochmüthigen an einen Mann gelangen, der sie verlachen kann.

XXV.

Der Feigherzige.

Die Feigherzigkeit ist eine gewisse Muthlosigkeit, die aus Furcht entspringt. — Wenn der Feigherzige auf der See ein Vorgebirg erblickt, so behauptet er, es sey ein Caper. Fängt das Meer an, sich ein wenig zu kräuseln, so wird er sich erkundigen, ob etwa ein Ungeweihter auf dem Schiffe sey. Wenn der Steuermann ein wenig seitwärts steuert, so fragt er ihn, ob er auch bey der geraden Richtung bleibe? Dem, welcher ihm zur Seite sitzt, sagt er; er habe einen gewissen Traum gehabt, welcher ihm viel zu schaffen mache, was er wohl von der Bedeutung desselben halte? Bald zieht er sein Unterkleid aus, und übergiebt es seinem Bedienten, und bald bittet er, daß man ihn doch ans Land setze. — Wenn er zu Felde ist, so ruft er die Soldaten, welche ins Treffen eilen, zu sich herbey, heißt sie ein wenig verweilen, und sich allererstens umsehen: denn, sagt er, es halte schwer, die Feinde von den Ihrigen zu unterscheiden. Aber

wenn er nun das Feldgeschrey hört, und hier und dort einen fallen sieht, so sagt er zu seinen Cameraden, er habe in der Eile vergessen sein Schwert mitzunehmen; läuft dann nach seinem Gezelte, schickt den Bedienten, mit dem Auftrage sich umzusehen, wo die Feinde seyen, daraus fort, versteckt sein Schwert unter das Kopfpolster, und macht sich daselbst noch lange zu schaffen. Erblickt er dann unter dem Zelt hervor einen Verwundeten, den seine Freunde aus dem Treffen wegtragen, so läuft er hinzu, spricht ihm Muth ein, pflegt ihn, wäscht ihm die Wunde aus, verscheucht die Fliegen, und thut alles lieber, als daß er ins Treffen gienge. Hört er den Trompeter aufs neue zum Angriff blasen, so ruft er unter seinem Gezelte: Daß dich der Geyer mit deiner Trompete! Willst du dem armen Menschen keinen Schlaf gönnen, daß du an einem fort bläsest. Dann geht er, mit dem Blute des Verwundeten besudelt, denen, welche aus der Schlacht zurückkommen, entgegen, erzählt ihnen, wie er, nicht ohne eigne Lebensgefahr, einen der Ihrigen gerettet habe, führt zu dem Verwundeten seine Demoten und Phyleten hin-

ein, um ihren Cameraden zu besuchen, und sagt jedem derselben nach besonders, wie er ihn mit eigenen Armen ins Gezelt getragen habe.

„Einst fuhren wir, so schreibt A. Gellius XIX. 1. „auf dem Jonischen Meere bey einem heftigen „Sturme, von Cassiopa nach Brundusium. Beynahe „die ganze Nacht hindurch hatte der Wind das „Schiff von der Seite bestürmt, und es mit Wasser „angefüllt. Der Tag brach an, und mit ihm ver„doppelte sich die Wuth der Orkane. Pechschwarzes „Dunkel bedeckte den Himmel, und über dem Schiffe „hiengen fürchterlich gestaltete Wolkenmassen, die „man Typhone nennt, welche es in den Abgrund „zu versenken drohten. Das Geschrey und die angst„volle Geschäftigkeit des Schiffsvolkes läßt sich nicht „beschreiben. — Unter uns befand sich ein Weltweiser „aus der Stoischen Schule, ein Mann von großem „Ansehen, mit welchem ich zu Athen Bekanntschaft „gemacht hatte. Ihn faßte ich nun in dieser gefahr„vollen Lage, da Meer und Himmel sich gegen uns „empörten, ins Auge, weil ich seinen Gemüthszu„stand beobachten, und sehen wollte, ob er als „Weltweiser, und als Stoiker die Fassung halten „würde. Was ich nun bemerkte, war Folgendes. „Bläße des Antlitzes und Bestürzung verriethen „ganz deutlich die Angst seines Herzens, wiewohl „er diese durch keine Klage laut werden ließ."

Der Stoiker, welcher kein Uebel kennen durfte, als das sittliche, gab durch seine anhaltende Furcht allerdings eine bloße Seite. Ein windiger Grieche von der Gesellschaft benutzte diese zu einer eben nicht humanen Neckerey, und erhielt dafür eine Abfertigung, welche mehr bitter und witzig als gründlich war. — Laßt uns an die Stelle des Stoikers einen würdigen Mann setzen, dessen Philosophie sich nicht so hoch verstiegen hat; und kein Vernünftiger wird an seinem Benehmen in einer solchen Lage etwas zu tadeln finden. Die Furcht ist bey der Annäherung eines wahren, und großen Uebels eine ganz natürliche, und menschliche Empfindung; und wenn derjenige unsre Bewunderung verdient, welcher, wie Gellius, den Tod vor Augen sieht, und seiner noch mächtig genug ist, um mit etwas anderm, als seinem Selbst, sich zu beschäftigen, so ist ein andrer, der in sich gekehrt, nicht ohne Bangigkeit, aber ohne Zagen, sein Schicksal erwartet, gewiß weder verächtlich, noch lächerlich.

Aber die Furcht muß ihre Grenzen haben. Wenn sie die Seele ganz außer Fassung bringt, und sich in jammerndem Wehklagen, und Winseln äußert, so wird sie zur Zagheit: und wenn sie Gefahren fürchtet, welche keine, oder doch sehr geringe sind, oder Pflicht und Ehre der Selbstrettung unmännlich zum Opfer bringt, so wird sie zur Feigheit. Die Natur hat den Mann in der Regel mit Muth und physischer Kraft ausgestattet. Wem es an dem

erstern fehlt, dessen Mannheit selbst wird durch den Contrast der Unmännlichkeit um so viel anstößiger, je mehr er von der letztern hat. Ein Mann, den ein kleiner Junge mit einem Stocke vor sich hin jagt, giebt einen höchst possierlichen Anblick.

Eine Seele, deren sich die Feigherzigkeit bemeistert hat, ist ihrer Sinne so wenig, als ihres Willens mächtig. Die äußern Gegenstände erscheinen ihr nicht länger in ihrer natürlichen Gestalt, sondern so, wie sie in den Formen einer aufgestörten Phantasie sich umgießen. Es ist nicht Eigensinn, sondern wirkliche Täuschung, wenn der furchtsame Abergläubige in der Dunkelheit eben dieselben Gegenstände anders zu sehen und zu hören behauptet, als der Beherzte. Beyder Sinnesorganen empfangen dieselben Eindrücke: aber wenn diese zum Gehirn des erstern gelangen, so sind es schon nicht mehr dieselben. Die Einbildungskraft ist ins Mittel getreten, und hat das Bild, wie die Strahlenbrechung gewisser Gläser, verschoben. Der Feigherzige kann im Grunde nichts dafür, daß er da, wo andre ein Vorgebirge sehen, einen Caper sieht. Allein weil Feigherzigkeit eine lächerliche Schwachheit ist, so trägt er auch ihre nothwendigen Folgen. Es ist erlaubt, eines Menschen zu lachen, der, aus unmännlicher Furcht, mit gesunden, und unverletzten Sinnen empfindet wie ein Verrückter, und Visionen hat, ohne im Fieber zu seyn.

Auch die Handlungen, welche natürliche Folgen

dieser Empfindungen sind, fallen ihm hinwieder zur Last. Es ist eine vernünftige Vorsicht der Selbsterhaltung, im Falle des Scheiterns sich das Schwimmen durch Entkleidung zu erleichtern. Aber da es nicht vernünftig ist, bey jeder kleinen Abweichung des Schiffes, nicht nur auf die Nähe von Klippen, sondern auf einen unvermeidlichen Schiffbruch zu schließen, so darf der ein wenig zu frühe entkleidete Feigherzige es nicht übel nehmen, wenn die noch immer ganz bekleidete Gesellschaft, über seine etwas voreilige Vorsicht, sich einige Scherze erlaubt.

Das Lächerliche der Feigherzigkeit, welche den Mann immer übel kleidet, wird durch den Contrast des persönlichen, oder bürgerlichen Charakters noch um vieles gehoben. Man begreift leicht, wie ein Mensch, den seine Lebensart in einer Abgezogenheit hält, welche die Entwicklung seiner physischen Kräfte hindert, und ihn mit der Welt, und allem, was in ihr vorgeht, befremdet, auch bey einer kleinen Gefahr die Fassung verlieren kann. Für ihn ist die kleinere Gefahr die größere. Er ist ein Hülfloser, welcher bey heiterm Himmel ins Wasser fällt, und, weil er nicht schwimmen kann, eben keines Sturmes bedarf, um zu ertrinken. Aber wessen Kräften der Muth nicht zusagt; wer mit den Gefahren, und Rettungsmitteln bekannt, Statt sich zu fassen, verzagt, und Statt zu handeln, verzweifelt, dessen Feigherzigkeit findet keine Nachsicht. Jener Stoiker

konnte, als bloßer Gelehrter, und als Mensch, nicht als Stoiker, einem trostlosen Jammern sich mit weit weniger Uebelstand überlassen, als der Schiffahrer oder der Steuermann.

Die lächerlichste Rolle spielt indessen der feigherzige Soldat, derjenige füraus, welcher nicht gezwungen, sondern aus eigner Wahl, die Waffen trägt. Sein Beruf verpflichtet ihn, nicht nur der Gefahr nicht auszuweichen, sondern ihr kühn entgegen zu gehen, und jedem unerwarteten, schreckhaften Eräugnisse die Spitze zu biethen; und mit diesem Berufe steht sein Muth in umgekehrtem Verhältnisse, sein Thun mit seinem Charakter in dem grellsten Widerspruche. Er soll ins Treffen gehn, und entzieht sich unter jedem Vorwand dem Treffen. Er empfängt die Waffen, um damit den Feind zu schlagen, und trägt sie dem Feind als eine Beute zu. Er rückt vorwärts, um den Weg mit zehnfacher Schnelligkeit wieder zurück zu messen. Kurz er ist der Esel, der in eine Löwenhaut gekleidet, beym Anblick des Löwen sich ins Gebüsch verkriecht.

Daß aber dieser Esel, so bald er nichts als zahme Thiere vor sich sieht, nicht ermangeln werde, seine Stimme hören zu lassen, daran ist nicht zu zweifeln. Wenn der Feigherzige in der Schilderung den Verwundeten, welcher ihm so gelegen aus dem Treffen anlangte, mit eigner Lebensgefahr gerettet zu haben, vorgiebt, so ist dieß ein von der Natur

geborgter Zug. Man pflegt überhaupt nur mit Tugenden zu prahlen, die man nicht hat, und kein größerer Prahler ist, als der Feigherzige. Der Held ist, wie jeder Mann von allgemein anerkanntem Verdienste, immer bescheiden, und wer seinen Muth durch Drohungen, oder Großsprechereyen zu bewähren sucht, der hat sicher keinen. Wenn übrigens irgend ein Mensch ein Verdienst, das er nicht hat, gerne besitzen möchte, so ist es der Feigherzige; und, was das Lächerlichste von allem ist, nicht nur will er andre glauben machen, daß er ungemein beherzt sey, sondern er glaubt es selbst.

Da der Feigherzige so viel auf seiner eignen Haut hält, so sollte man Mitleiden und Schonung gegen andre von ihm billig erwarten: und dieß wäre doch immer ein Ersatz für eine lächerliche Schwachheit. Indessen ist es leider eine so wahre, als die Menschheit entehrende Bemerkung, daß Härte und Grausamkeit sich am liebsten zu der Feigheit gesellen. Der Krieger, welcher den wehrlosen Gefangnen ohne Erbarmen niederstößt, ist sicher nicht der Held, sondern die Mämme. Aber dieser Zug liegt außer der Schilderung des Feigherzigen, weil er nicht lächerlich, sondern abscheulich ist.

Mit Einsicht bemerkt Herr Rast an diesem Capitel eine von der Theophrastischen Manier abweichende Verschiedenheit, welche ihn geneigt macht, diese Schilderung für das Werk einer fremden Hand zu

halten. Ich bin, was den letztern Punct betrift, völlig seiner Meinung, wiewohl ich jene Verschiedenheit nur zur Hälfte einräumen kann. „Durchgängig, sagt Herr Nast, ist es Theophrasts Manier, jeden seiner Charaktere unter mancherley „äußern Situationen zu zeigen, diese Situationen „aber nur durch kleine, hingeworfene Züge, und „kurze Winke anzudeuten. In diesem Charakter „hingegen wird das Bild des Feigen aus nicht „mehr als zwey Gesichtspuncten aufgefaßt; beyde „aber sind mit einem desto geschicktern Pinsel ausgemahlt."

Fürs erste läugne ich, daß es durchgängig Theophrast's Manier sey, seine Charaktere in mancherley Situationen zu zeigen. Zwey Ausnahmen wenigstens wird Herr Nast selbst anerkennen, den Plauderer, und den Zeitungsträger. Ueber beyde habe ich mich an ihrem Orte erklärt. Gesetzt jedoch dieß wäre die einzige Ausnahme; gesetzt der Feigherzige würde uns auch nur in einer einzigen Situation gezeigt, was läge daran? wofern sich nur der Charakter in dieser einzigen hinlänglich entfaltet. Allein auch den Mangel an mancherley Situationen kann ich zweytens nicht einräumen. Herr Näst giebt deren zwey an, die Schiffarth und das Schlachtfeld. Beyde sind vorzüglich gut gewählt, um den Charakter der Feigherzigkeit von mehrern Seiten zu zeigen. Beyde lösen sich wieder in mehrere untergeordnete Situationen auf,

in welchen der Feigherzige erscheint. Herr Nast selbst theilt das Gemählde der letztern in drey Abschnitte ein, deren der erste uns den Feigherzigen vor dem Treffen, der zweyte zu Anfang und während desselben, der dritte nach dem Treffen schildert. Diese drey Abschnitte sind doch wohl im Grunde nichts anders, als drey verschiedene Situationen. Eben so viele enthält die Hauptsituation der Schifffarth. Sie zeigt uns das Betragen des Feigherzigen beym Anblick eines Vorgebirges; bey einer leichten Wallung des Meeres, und bey einer unbeträchtlichen Abweichung des Schiffes.

In der Anlage des Charakters finde ich also nichts, das mich nöthigte die Theophrastische Manier zu verkennen: desto mehr aber verkenne ich sie in der allzu sorgsamen Ausmahlung der Nebenzüge, zumahl in dem ausführlichen Detal der Besorgung und Verpflegung des Verwundeten, bis auf die Apostrophe an den Trompeter, die mir beynahe ins Kindische zu fallen scheint.

XXVI.

Der Oligarche.

Die Oligarchie ist ein herrschsüchtiges Streben nach festgegründeter Macht. — Wenn das Volk dem Archon einige Gehülfen zur Besorgung eines festlichen Gepränges beyordnen will, so tritt der Oligarche hervor, und sagt: man müsse die Gewalt der Archonten nicht beschränken. Aus dem ganzen Homeros hat er nur diesen einzigen Vers im Gedächtniß behalten:

Wehe dem Volk, das viele beherrschen: es herrsche nur Einer!

Von allem übrigen weiß er sonst nichts. Oefters wird man von ihm folgende, und andre dergleichen Reden hören. „Wir andern müssen uns von der Volksversammlung trennen, und in besondre Berathschlagungen eintreten. Wir müssen die Gemeinde von der Regierung ausschließen." Ist ihm jemand zu nahe getreten, so heißt es: „Entweder müssen diese Leute die Stadt meiden, oder ich gehe fort." Um Mittagszeit kommt er mit einer Tonsur auf der Scheitel, und mit sorgfältig beschnittenen Nägeln zum Vorschein,

und stößt diese und ähnliche Klagen aus: „Nein in dieser Stadt ist es länger nicht auszuhalten — Man muß von dem Geschrey der Parteyen im Gerichtshofe fast den Tod leiden — Man muß sich schämen, in der Volksversammlung neben jedem Bettler und schmutzigen Kerl zu sitzen — O der verwünschten Demagogenbrut! — Alles dieses Unheil hat der Staat dem Theseus zu danken." — In diesem Tone äußert er sich gegen Fremde, und gegen Mitbürger, deren Denkensart mit der seinigen harmoniert.

Der Oligarche, welcher hier vorgeführt wird, ist nicht das Mitglied einer oligarchischen Regierung (denn auch als solches kann man weise und tugendhaft seyn), sondern ein Mann, der die Oligarchie, da, wo sie nach Verfassung und Gesetzen nicht ist, einführen, das heißt, die Gewalt der minder begüterten Classe aus den Händen spielen, und mit wenigen seines gleichen theilen möchte.

Athen nährte, seitdem nach den Persischen Siegen das Volk ein entschiednes Uebergewicht über die Reichen erhalten hatte, beständig zwey Factionen in seinem Schooße, die sich einander wechselsweise das Staatsruder aus den Händen zu winden strebten. Bald hatte der Ehrgeitz der Vornehmen und Reichen

alle Gewalt an sich gerissen; und bald übte der von selbstsüchtigen Demagogen geleitete Pöbel nicht nur über diese, sondern auch über die bessern Bürger eine unerträgliche Volkstyranney aus. So schwankte der Staat zwischen einer despotischen Oligarchie, und einer wilden Ochlokratie, worin Handwerker, Tonkünstler, Schauspieler und Bettler die große Rolle spielten, hin und her, bis daß der ungewisse Kampf, den die Parteyungen von Alexanders Nachfolgern noch eine Zeit lang unterhielten, mit dem Verluste der Freyheit endigte. Von beyden Factionen treten die Repräsentanten in dieser Sammlung auf; von der erstern der Oligarche hier, von der letztern derjenige, welcher im 29. Cap. als Philoponeros, oder als der Schutzpatron der schlechten Leute zum Vorschein kommt.

In einem Staate, in welchem die Reichthümer den Luxus, dieser vervielfältigte Bedürfnisse, und beyde, nebst einer ungemessenen Schätzung des Geldes, das Sittenverderbniß herbeyführen, muß sich der Oligarchismus nothwendig entwickeln. Diese ungemessene Schätzung des Geldes, welche Platon so wohl als Aristoteles, als charakteristischen Hauptzug des Oligarchismus ausheben, ist eine Pest, welche die Bande des gesellschaftlichen Vereins auflöst, und die Wohlfahrt der Staaten untergräbt. Was Sallust (Catil. 12.) in dieser Hinsicht von dem Römischen Staate mit so vielem Nachdruck sagt, das sind Orakelsprüche der Weisheit, in denen

jeder Staat, und jedes Zeitalter, mit dem es so weit gekommen ist, sein unausbleibliches Schicksal lesen kann.

Wo das Geld dem Manne seinen Werth giebt, da finden Tugend und Verdienste keinen Boden mehr, auf dem sie gedeihen; und wo der Reichthum allgemein bewundert wird, da ist Armuth der Verachtung gewiß: und von Verachtung ist zu Unterdrückung und Mißhandlung nur ein kleiner Schritt. Der Reiche, das heißt der Geachtete, soll die Gewalt mit dem Armen und Verachteten theilen. Was für Ansprüche hat dieser auf Gewalt, da er kein Geld hat? Der Reiche und prächtig gekleidete muß sich ja schämen neben dem Bettler und schlecht gekleideten zu sitzen. Am besten also, man schließe den schlecht gekleideten Bettler von der Versammlung aus, so wird man nur neben seines gleichen sitzen.

In der echten Aristokratie sind es Talente, Kenntnisse, und Tugend, welche dem Bürger den Zutritt zu Würden und Aemtern öffnen. Je mehr sich jene der Oligarchie nähert, desto mehr sinken diese in der Würdigung. Was braucht der Oligarche mit Mühe und Anstrengung das zu erkaufen, wozu ihm sein Geld ohne Mühe verhilft! Wenn ihm, sagt Platon, mit Unterricht gedient wäre, so hätte er nicht einen Blinden zum Führer auf der Bahn des Lebens gewählt *). Es kann so gar Zeiten geben,

*) de republ. VIII. Ed. Bip. pag. 204.

in welchen die Verachtung gründlicher Kenntniſſe zum guten Tone gehört. In dem Zeitalter des Perikles glaubte der übermüthige Jüngling Alkibiades, bey einem Schullehrer, bey welchem er einen Homeros ſuchte, und nicht fand, eine Ohrfeige an ihrem Orte anzubringen. Unſer Oligarchos kennt aus dem Homeros nur einen einzigen Vers, und dieſen einzigen hat er nicht geleſen, ſondern nur gehört, ſonſt würde er wiſſen, daß er nach der Abſicht des Dichters, weder dem Oligarchen, noch dem Monarchen, ſondern einzig dem Feldherrn, der das Obercommando hat, zu Statten kommt.

Uebrigens iſt dieſes der beſte Zug der ganzen Schilderung, in welcher ich ſonſt durchgehends den kraftvollen Pinſel Theophraſt's vermiſſe. Denn was thut dieſer Oligarche? Er tritt auf, um zu ſchmähen und zu ſchimpfen, daß er die Gewalt, die er lieber für ſich und ſeines gleichen behalten möchte, mit andern theilen muß, die nicht ſeines gleichen ſind, und damit iſts gethan. Wenn dadurch die Forderungen der Kunſt erfüllt ſind, ſo muß wohl die Charakterſchilderung eine von den leichten Künſten ſeyn. Ein einziges Wort, welches der König Fridrich in einem Briefe an Voltaire erzählt, enthüllet meines Bedünkens den Geiſt des Oligarchismus beſſer, als alles, was hier geſagt wird. Es herrſchte zur Zeit des ſiebenjährigen Krieges in Breslau eine anſteckende Krankheit: täglich wurden bis auf ſieben und zwanzig Menſchen begraben. „Gott Lob! ſagte

eine Gräfinn, der hohe Adel bleibt verschont: alles was stirbt, ist nur Pöbel."

Auch die Wahl des Gegenstandes an sich muß schon ein wenig auffallen. Der Oligarchos und der Philoponeros sind in der ganzen Sammlung die einzigen Charaktere, welche sich in politischen Verhältnissen entwickeln. Dagegen sind es die allgemeinen sittlichen Gebrechen der Menschheit, die sich in den übrigen allen spiegeln. Gesetzt nun Theophrast hätte für gut gefunden, auch einen Schritt in die Verflechtungen des bürgerlichen Lebens hinein zu thun, so würde er es wohl nicht bey diesem einzigen haben bewenden lassen. Er welcher nicht nur die höchsten Gattungen, sondern so viele nüancierte Charaktere in dem Schmeichler und dem Höfling, in dem Plauderer, dem Schwätzer und dem Zeitungsträger, in dem Ehrlosen und Schamlosen, in dem Knicker und Knauser aufstellt — er würde sich wohl nicht auf diese beyden Extreme beschränkt, sondern auch mehrere Arten derselben, wovon er die Muster vor Augen hatte, vorgeführt haben.

XXVII.

Der Opſimathe,

oder der Spätling im Lernen.

Der Charakter des Opſimathen äußert ſich durch eine Lernbegierde, welche mit ſeinem Alter contraſtiert. — Erſt in ſeinem ſechzigſten Jahre lernt er Stellen aus Dichtern auswendig; und wenn er ſie zum Becher abſingen will, ſo bleibt er ſtecken. Von ſeinem Sohne lernt er ſich rechts und linksum ſchwenken. Er reitet auf einem fremden Pferde aufs Land, will den ſchulgerechten Reiter machen, wird abgeſetzt, und zerſtößt ſich den Kopf. Er übt ſich im Schattengefechte gegen eine Bildſäule; wett-eifert mit ſeinem Bedienten im Pfeilſchießen; nimmt zugleich mit ſeinen Söhnen Unterricht im Schleudern des Wurfſpießes, und giebt ſo fort dem Lehrer den Unterricht zurück, als ob jener es nicht ſchon wüßte. Wenn er von der Fechtſchule ins Bad geht, ſo ahmt er darin die Bewegungen und Stellungen der Ringer auf eine poſſierliche Weiſe nach.

Die Opsimathia, oder das späte Lernen, ist eine Lächerlichkeit, welche mit dem Lernen im Alter nicht verwechselt werden darf. Wenn Lernen in der Berichtigung und Erweiterung unsrer Kenntnisse besteht, so läßt sich keine Zeit des Lebens gedenken, für welche darin etwas unschickliches läge. Es kommt alles darauf an, ob der Gegenstand des Lernens so wohl mit unsern bisherigen Beschäftigungen, als mit den Kräften des Alters in gehörigem Verhältniß stehe, um ein Ziel zu erlaufen, welches den Aufwand der Mühe belohne. Niemand hat den ältern Cato lächerlich gefunden, daß er als ein Greis anfieng, sich auf die Griechische Litteratur zu legen. Der Erfolg, mit welchem er es that, hat seinen kühnen Entschluß gerechtfertigt.

Allein es giebt Kenntnisse und Künste, an welchen der beharrlichste Fleiß des Alters zu Schanden wird, weil die Erlernung derselben die Kräfte und Empfänglichkeiten der Jugend nothwendig erheischt. Wer diese im Alter nachholen will, der ist der eigentliche Opsimathe, der sich lächerlich machen, und nie erlernen wird, weil er zu spät lernt.

Schon aus dem Contraste des Alters mit der Person des Schülers, der nicht sein eigener ist, ergiebt sich ein lächerlicher Uebelstand. „So oft, sagt Sokrates beym Platon (Euthyd. §. 4.) so oft meine jungen Mitschüler, mit denen ich beym Konnos

Unterricht in der Kithara nehme, mich kommen sehen, so fangen sie an zu lachen, und den Konnos nennen sie einen Altjungenlehrer." Man weiß, daß Sokrates bey Auftritten von dieser Art immer etwas im Hinterhalt hatte, welches ihn, der die Rolle des Lächerlichen zu spielen schien, zum Lacher machte. Allein wenn man die Sache nach dem bloßen Schein beurtheilt, so war es ganz natürlich, wenn die jungen Athener, bey der Erscheinung eines solchen Mitschülers, sich des Lachens nicht enthielten.

Ein Alter, der sich nicht als Aufseher, und nicht mit einer eben so gutmüthigen, als fein berechneten Theilnahme, sondern in vollem Ernste in die Beschäftigungen und Spiele der Jugend mischt, ist immer ein Geck, weil er weder den persönlichen Wohlstand achtet, noch die natürlichen Folgen von der Verletzung desselben in Anschlag bringt. Wenn sein Auftreten schon Lachen erregt, was wird es erst seyn, wenn er die ihm so übel geziemende Rolle nun wirklich zu spielen anfängt? Die Gebrechen des Alters, welche ein unvermeidlicher Zufall zum Vorschein bringt, finden in jeder gut gearteten Seele ein mit Achtung gemischtes Mitleiden: aber wessen Unverstand, oder Eitelkeit sie freywillig enthüllt, der kann sich auf schadenfrohen Spott zum voraus gefaßt halten. Ein alter Mann, der von einem Jungen geschlagen wird, ist ein Anblick, welcher das Herz empört, und jede Hand zur Abwehrung des Frevels waffnet: aber der sechzigjährige Junge, der mit

welkem Körper und steifen Gliedern, gegen den raschen, und geschmeidigen Jüngling im Faustkampf auftritt, wird bey jedem Streiche, den er empfängt, und bey jedem, den er geben will, und nicht giebt, die Kampfschule von lautem Gelächter erschallen hören.

Eben so auffallend, wenn auch nicht so grell, zeigt sich das Lächerliche der Opsimathie bey Handhabung scientifischer Gegenstände. Wem diese bis über sein männliches Alter fremde geblieben sind, der wird sich, auch bey ungeschwächtem Verstande, damit nie befreunden. In eine Welt von neuen Ideen plötzlich versetzt, wird er, gleich dem Blinden, der von den Farben sprechen soll, das Unbekannte in die ihm bekannten Denkformen hineinzwängen, und was er, nach langem hin und her Tappen, nun endlich gefaßt zu haben glaubt, auf eine Weise wieder vorbringen, die ihm das Ansehn eines kindischen Alten giebt, noch ehe er es wirklich ist. Und die schlimmsten Streiche wird ihm sein Gedächtniß spielen, welches das Halbverstandne weder leicht auffassen, noch das Aufgefaßte fest halten kann. Kurz, es wird ihm so gehen, wie dem ehrlichen Strepsiades in den Wolken des Aristophanes, der den Eintritt ins Frontisterion kaum erwarten kann, und voll Ungedult ausruft:

Hurtig, hurtig.
Eröffne mir das Heiligthum der Weisheit,
Und zeige mir den Sokrates, je bälder,
Je lieber: denn mich schülert ganz entsetzlich.

gleich aber, nach der ersten Lection, so übel besteht, daß er dem Sokrates die Frage:

Was war es, das ich dich zuerst gelehrt?

nicht anders als durch folgende Gegenfrage zu beantworten weiß:

Das Erste? Ja, was wars doch gleich? Das Erste?
Te — Tet — wie nanntet ihr das Ding da, das gerade
Ein halber Metzen ist?

Und glücklich, wer so, wie Strepsiades, durch den ersten Versuch abgeschreckt, das Lernen dem Sohn überläßt! Allein — und dieß ist zu den Lächerlichkeiten, womit dieser Charakter ausgestattet ist, eine nicht unbeträchtliche Zugabe — kein noch so grundgelehrter Mann, kein vollendeter Virtuos in irgend einer Kunst, wird auf das, was er zu können, oder zu wissen glaubt, einen so hohen Werth setzen, als der Opsimathe. Auch wird er nicht leicht eine Gelegenheit vorbeygehen lassen, um sein Wissen an den Mann zu bringen. In diesem Zuge trifft der Spätling im Lernen, mit dem, welcher in der Jugend zu frühe ausgelernt hat, so genau zusammen, daß sie oft schwer zu unterscheiden sind. Beyde lieben es ungemein, sich mit ihrem Wissen Ehre zu machen, fürnaus wenn sie es mit Gelehrten zu thun haben. Haud curamus vestros privilegios, sagte Don Vargas, einer der Bluträthe des Herzogs von Alba, zu den Abgeordneten der Universität zu Löwen. Sie werden so gar oft gestehen, etwas

nicht zu wissen, nur um etwas anbringen zu können, das sie zu wissen glauben, wie ein gewisser Monsieur de M... der, wie Menage erzählt, bey einem Kirchengesang, welcher mit den Worten, In diebus illis begann, zu seinem Nachbar sagte: *Indiae*, sont les Indiens; *busillis*, je ne sai ce que c'est.

Wenn ich übrigens gestehe, auch bey dieser Schilderung in der Anlage die Theophrastische Fülle, so wie in der Ausführung die Kraft seines Pinsels zu vermissen; so besorge ich nicht, daß das Gefühl uneingenommener Leser mich für diese Aeußerung in Anspruch nehme. Um es zur Anschauung zu bringen, was aus diesem Stoffe gezogen werden konnte, bedarf es mehr nicht, als sie an den vorhin erwähnten Strepsiades in den Wolken des Aristophanes, oder an den Bourgeois gentilhomme des Moliere zu erinnern.

XXVIII.

Der Schmähsüchtige.

Die Schmähsucht ist ein Hang von andern nachtheilig zu reden. — Wenn ihr den Schmähsüchtigen fraget: Was ist denn das für ein Mann? so fängt er, wie ein Genealogist, bey dem Herkommen an. „Sein Vater, sagt er, hieß mit seinem wahren Nahmen Sosias. Nachher, als er einen Feldzug mitgemacht, und unter die Demoten eingeschrieben worden, nannte er sich Sosistratos. Seine Mutter ist eine vornehme Thrakierin: denn diese Damen, versteht sich, sind zu Hause alle vom Adel. Er selber ist, wie sichs bey solchen Aeltern leicht gedenken läßt, ein Erztaugenichts." Dann läßt er sich noch in einen Detal ein. „Diese Weibsleute, sagt er, sie packen euch die Vorübergehenden auf der Straße an." Wenn andre von jemandem Böses sagen, so hilft er ihnen drauf los schmähen. „Auch ich, sagt er, kann den Mann für mein Leben nicht ausstehen. Er hat so ein fatales Gesicht. Auch kenne ich nicht bald einen schlechtern Menschen. Zum Beweis:

Er giebt seiner Frau einen Dreyer für tägliche Beköstigung, und im December muß sie im Kalten baden." Steht einer der Mitgäste von der Tafel auf, so ist er sogleich über ihm her. Von seinen eignen Freunden und Verwandten weiß er viel Nachtheiliges zu sagen, und schonet selbst die Verstorbnen nicht.

Was hier geschildert wird, ist eben nicht eines der unbedeutendern Gebrechen menschlicher Schwachheit. Der Hang, oder vielmehr die Sucht, von andern nachtheilig zu sprechen, steht in naher Verwandtschaft mit der Verleumdung, einer der häßlichsten Untugenden, welche das Herz entehren. Beyde verfolgen das gleiche Ziel, die Vernichtung oder Schmälerung des Credits und guten Nahmens, aber auf verschiedenem Wege. Die Verleumdung geht geraden Schrittes darauf los. Ungegründete Beschuldigungen und Lügen sind die Waffen, mit welchen sie kämpft. Die Schmähsucht will, bey allem bösen Willen, den sie äußert, wenigstens den Schein haben, die Wahrheit dennoch zu ehren. Sie sagt von andern nur das Nachtheilige, welches sie zu wissen glaubt: aber darin täuscht sie sich selber nur allzu leicht, daß sie das für Wissen nimmt, was bloße Vermuthung ist, und bey Handlungen

und Absichten, die sich eben so wohl gut als schlecht deuten lassen, lieber das leztre wählt.

Wenn irgend etwas berechtigen könnte das Böse, das man an andern wahrnimmt, aufzudecken, und fremde Fehler mit Strenge zu rügen, so müßte das Bewußtseyn eigner Schuldlosigkeit uns dieses Recht geben; auch ist es gewöhnlich diese Maske, mit welcher die Schmähsucht ihre Häßlichkeit zu decken sucht. Umsonst! die Tugend verleugnet auch hier ihre Liebenswürdigkeit niemahls. Dem Guten spürt sie mit Freuden nach, und bemerkt mit stiller Betrübniß das Böse. Sie richtet so wenig den Menschen nach einzelnen Handlungen, als die Handlungen nach dem Schein; entschuldigt gerne den Schwachen, und bedauert den Lasterhaften: denn sie haßt in dem Bösen das Böse, nicht den Menschen. Die Schmähsucht thut von diesem allem das Gegentheil: denn sie haßt den Menschen, und haßt ihn am bittersten um des Bösen willen, mit welchem sie selber nur allzu nahe befreundet ist.

Forschen wir genauer nach den Quellen dieser Untugend, so wird sichs zeigen, daß es Neid und Mißgunst sind, von denen sie am reichlichsten ihre Nahrung zieht. Selten wird die Schmähsucht ihr Gift an Menschen auslassen, die in unbeneideter Niedrigkeit leben, wenn ihr Leben auch noch so vielen Stoff zu gegründetem Tadel böthe. Sie reibt sich lieber an den Glücklichen, oder an glücklich scheinenden, füraus an dem, dessen Vater, oder

ihm selbst es gelungen ist, vom Sosias zum Sosistratos sich hinaufzuschwingen. Und aus eben diesem Grunde sind auch diejenigen zur Schmähsucht am meisten geneigt, welche der Mangel an Glücksgütern, oder auffallende Gebrechen des Körpers oder der Seele, bey einer mehr als gewöhnlichen Reitzbarkeit der Empfindung, des Neides empfänglicher machen. Deformes, et eunuchi, et senes, et spurii invidi sunt, sagt Baco: und Homeros dichtet nicht ohne Kenntniß des menschlichen Herzens, wenn er uns sagt, daß der Haß des schmähsüchtigen Thersites dem Achilleus und Odysseus vorzüglich gegolten habe. Der schale, kreischende Schwätzer mußte wohl den klügsten, und beredtesten, so wie der schielende, buckligte, hinkende Feigherzige den schönsten, schnellsten, und tapfersten aller Achaier am meisten hassen.

Allein wie läßt sichs erklären, daß die Schmähsucht insgemein über diejenigen sittlichen Fehler sich am bittersten ergießt, deren sie sich selbst schuldig weiß? Auch hier haben Neid und Mißgunst gewöhnlich Hand im Spiel. Freylich sind es nicht die Fehler, um welche man seines gleichen beneidet; aber die Scheingüter und Genüsse, welche man von der Befriedigung unordentlicher Begierden hofft, und nicht in dem gehofften Grade, wie andre, erreicht. Der Ehrsüchtige, dem seine Plane mißlingen; der Habsüchtige, der durch übel berechnete Speculation, Statt andre zu prellen, sich selbst

prellt; kurz jeder Sclave einer ungezügelten Leidenschaft, dessen Hoffnungen vor einem Ziele scheitern, welches ein andrer glücklich erreicht, wird sich an diesem durch Schmähungen zu rächen suchen, welche ihn selbst treffen. Daher ist es dem Menschenkenner nicht schwer, die eignen Neigungen und Fehler der Schmähsucht an den Gegenständen abzusehen, auf welche sie sich am liebsten, und mit der größten Hitze wirft. Die alternde Dame mag sich mit Vorsicht in der Gesellschaft umsehen, bevor sie an den Verirrungen einer aufblühenden Schönheit die Zunge schärft, wenn sie nicht will, daß ihr früherer Lebenswandel auch dem bekannt werde, der ihn nicht kennt.

Und gerade dieses ist es, was die Wirksamkeit der Schmähsucht hemmt, und das Gift derselben meistens unschädlich macht: Wenn der Schmähsüchtige alles das Unheil stiftete, welches er beabsichtiget, so würde die Schilderung desselben eben so widrig seyn, als sein Umgang. Aber kaum hat er den Mund geöffnet, so weiß jeder schon, wo ihn der Schuh drückt. „Wir beyde, sagte einst Diogenes zu einem solchen Menschen, wir beyde sind gleich übel daran: Was du auch immer von mir Böses, und ich von dir Gutes sage — niemand will uns glauben."

Und dadurch gewinnt auch dieser an sich so häßliche Fehler eine lächerliche Seite. Der Schmähsüchtige ist unaufhörlich bemüht, andern zu schaden,

und schadet niemandem mehr, als sich selber. — Man möchte wünschen, daß der Verfasser der Schilderung diese Seite mehr ins Licht gestellt hätte.

Die zwey noch folgenden Charakterschilderungen sind eine Entdeckung, welche in spätern Zeiten gemacht ward. Zwar war es schon Casaubon, welcher die erste Spur davon in einigen Pfälzischen Handschriften vorfand, denen am Ende die beyden Ueberschriften περὶ φιλοπονηρίας, und περὶ αἰσχροκερδίας beygesetzt waren. Die Schilderungen selbst hat Amaduzzi, ein Italienischer Gelehrter, aus dem oft erwähnten Vaticanischen Codex in einer Prachtausgabe zu Parma bey Bodoni 1786. ans Licht gebracht, und damit eine lange Erwartung der Freunde Griechischer Litteratur befriedigt, oder vielmehr getäuscht. Denn über die Unechtheit dieser beyden Capitel herrscht unter den Gelehrten, mit wenigen Ausnahmen, nur eine Stimme. Ueber das erstre, den Philoponeros, oder den Schutzpatron schlechter Leute, habe ich mich zum Theile bereits bey dem Oligarchen erklärt. Die Aischrokerdeia, oder die niedrige Gewinnsucht spielt so oft in das Gebieth der Knickerey und der Knauserey hinein, und gewisse Züge haben so auffallende Aehnlichkeit, daß nur ein Kopf von schwacher Beurtheilung die Begriffe so vermengen, nur ein Schriftsteller von dürftiger Erfindungskraft

an sich selbst so zum Plagiarius werden könnte. Dabey nöthigt uns auch einiges an den Interpolator des Knausers zu denken. Aus beyden Charaktern dämmert das γελοῖον, welches die Seele der sittlichen Charakterschilderung ist, nur schwach hervor. Wie könnte es auch wohl anders seyn, da der eine mit einer Niederträchtigkeit, der andre mit einer Verworfenheit gestempelt ist, die sie nicht dem gefälligen Pinsel des Sittenmahlers, sondern der scharfen Geißel des Satyrs als Eigenthum zuspricht! Folglich findet auch die Entwicklung derselben, weder in psychologischer, noch in ästhetischer Hinsicht, einen belohnenden Stoff; und ich glaube den Vortheil meiner Leser am besten zu berathen, wenn ich, um ihnen doch nichts von allem dem vorzuenthalten, was einmahl dieser Sammlung einverleibt ist, einzig die Uebersetzung der beyden Stücke, sammt den nöthigen philologischen und kritischen Erörterungen mittheile.

XXIX.

Der Schutzpatron schlechter Leute.

Dieser Charakter entspringt aus einer Neigung zu dem was schlecht ist. — Ein Mensch von solchem Schlage sucht Leute auf, welche in einer öffentlichen, oder Privatsache gerichtlich verfällt wurden, weil er glaubt, durch ihren Umgang in Ränken geübter, und dadurch furchtbarer zu werden. Wenn von einem rechtschaffenen Manne gesprochen wird, so sagt er: Er ist, was andre auch sind; denn nach seiner Meinung ist keiner besser als der andre, sondern alle von gleichem Schlag. Rechtschafenen Leuten ist er aufsätzig, und von den Schlechten sagt er: sie lieben die Freyheit. Wenn von einem solchen Böses gesagt wird, so gesteht er, daß einiges, was man ihm zur Last lege, wahr sey: von anderm will er nichts wissen; daneben versichert er, es sey ein talentvoller Mann, ein treuer Freund, und ein aufgeweckter Kopf. Noch nie, in meinem Leben, setzt er hinzu, habe ich einen fähigeren Menschen gesehn. In der Versammlung ist er immer

auf Seite der Sprecher, und vor Gerichte ergreift er die Partey des Beklagten. Als Beysitzer im Gerichte sagt er: „Nicht die Person, sondern die Sache müssen wir richten. Dieser Mann, so fährt er fort, ist der Hund, welcher das Volk hüthet, und über diejenigen wachet, die seine Rechte schmälern wollen. Aber, setzt er hinzu, wer wird sich der gemeinen Sache weiter annehmen wollen, wenn wir dergleichen Leute im Stich lassen!" An ihm findet jeder Nichtswürdige einen Vertheidiger, jede schlechte Sache einen Beyständer, und als Ankläger sucht er allem was die Gegenpartey sagt, eine üble Deutung zu geben. Mit einem Worte: die Zuneigung zu schlechten Leuten ist mit der Nichtswürdigkeit verschwistert, und das Sprüchwort sagt wahr: Gleiches gesellt sich zu gleichem.

XXX.

Der Geizhals,

oder die niedrige Habsucht.

Der Geiz ist ein unmäßiges Streben nach einem schändlichen Gewinn. — Wenn der Geizhals ein Gastmahl giebt, so läßt er es an hinlänglichem Brote fehlen. Er schämt sich nicht, von einem Gastfreunde, den er bey sich im Hause hat, Geld zu borgen. Wenn er bey Tische die Speisen vertheilt, so sagt er: dem Theiler gebührt eine doppelte Portion; und diese legt er sich so gleich zu. [Wenn er Wein verkauft, so giebt er ihn auch dem Freunde nicht unverfälscht. Ins Schauspiel geht er erst dann, wenn er unentgeltlich hinein kommen kann, und nimmt auch noch seine Söhne mit. Hat er in Staatsgeschäften eine Reise zu machen, so läßt er das Reisegeld, welches er vom Staate bezogen hat, zu Hause, und borgt von seinen Mitgesandten. Seinen Bedienten überladet er mit Gepäcke, und reicht ihm seinen Unterhalt kärg-

licher, als der übrigen keiner dem seinigen. Von den Gesandschaftsgeschenken läßt er sich seinen Antheil herausgeben, und verkauft ihn. Wenn er im Badhause sich salben will, so sagt er zu seinem Bedienten: „Du hast mir ja ranziges Oel gekauft," und zugleich langt er nach einem fremden Oelfläschchen. Hat einer seiner Sclaven ein paar Stücke Kupfermünze auf der Straße gefunden, so fordert er ihm etwas davon ab; denn was gefunden ist, sagt er, das muß man theilen u. s. w.] Wenn er sein Kleid in die Wasche giebt, so entlehnt er eines von einem seiner Bekannten, und behält es mehrere Tage, bis es zurückgefordert wird. [Seinem Gesinde mißt er die Kost mit einem Pheidonischen Maße zu, welches einen einwärts gebognen Boden hat, und streicht es noch überdieß knapp ab. Was er von einem Freunde wohlfeil eingekauft hat, das verkauft er sogleich wieder theurer]. Hat er eine Schuld von vierzig Minen abzuzahlen, so giebt er vier Drachmen weniger. Wenn seine Söhne durch Krankheit gehindert werden, die Schule zu besuchen, so bricht er dem Lehrer verhältnißmäßig an dem Lohn ab: und

im Anthesterion, auf welchen mehrere Feyertage fallen, läßt er sie den ganzen Monath nicht zur Schule gehen, um das Lehrgeld nicht zahlen zu müssen. Von den Sclaven, welche ihre Abgabe bezahlen, und von dem Verwalter, mit welchem er Abrechnung hält, verlangt er für die Kupfermünze den Aufwechsel. [Soll er ein Zunftmahl besorgen, so begehrt er von dem Aufgetragnen einen Antheil für seine Kinder, und von den Ueberbleibseln der Mahlzeit nimmt er ein Verzeichniß auf, worin selbst die Schnittlinge von Rettigen nicht vergessen sind, damit die Aufwärter ihm ja nichts unterschlagen können.] Wenn er mit Bekannten eine Reise macht, so läßt er sich von ihren Sclaven bedienen: seinen eignen verdingt er in fremde Arbeit, ohne der Reisegesellschaft des Lohnes Rechnung zu tragen. Wenn Fremde bey ihm auf gemeinschaftliche Kosten speisen, so ist er im Stande, seinen Beytrag an Holz, Linsen, Essig, Salz, und Oel in die Lampen ihnen zu verrechnen. Ist einer seiner Freunde im Begriff sich selbst zu verheirathen, oder eine Tochter auszustatten, so macht er eine kleine Reise, um keine Aussteuer geben zu müssen.

Von Bekannten entlehnt er gerne solche Dinge, welche man nicht leicht zurückfordert, und wenn man sie auch geben wollte, schwerlich annehmen würde.

Philologisch kritische

Anmerkungen.

1.

Ohne die mindeste Spur von Feindschaft. — Das Original sagt: ἐθέλειν λαλεῖν, οὐ μισεῖν. Er geht zu ihnen hin, um mit ihnen zu reden, nicht um sie zu hassen. Die Schiefheit dieses Gegensatzes haben die meisten Ausleger gefühlt, und daher mancherley Verbesserungen vorgeschlagen. Allein die Stelle bedarf keiner Verbesserung, indem durch eine ziemlich bekannte grammatische Bemerkung jene Schwierigkeit leicht gehoben wird. Mehrere Zeitwörter nähmlich, welche nach ihrer ersten Bestimmung eine leidenschaftliche Empfindung oder Gemüthsbewegung bezeichnen sollen, werden oft gebraucht, um die Handlung anzuzeigen, wodurch sich die Leidenschaft äußert. So heißt in eben diesem Charakter ἀγαναχτεῖν nicht bloß ungehalten seyn, sondern sich in harten Ausdrücken beschweren; und im fünften Charakter θαυμάζει nicht bloß bewundern, sondern seine Hochachtung bezeugen. Alciphr. II. 4. θεασάμεναί δε με παρὰ τὸ εἰωθὸς καὶ τῷ προσώπῳ καὶ τοῖς ὀφθαλμοῖς χαίρουσαν etc. Aehnliche Beyspiele finden sich auch bey den Römischen Schriftstellern. Ennius sagt beym Cicero de divin. I. 48. Populus ore timebat; und Virgil Aen. V. 505. Intremuit malus, timuitque exterrita pennis ales.

Wer ihn — sprechen will, den bittet er, ein ander Mahl zu kommen. — Nach diesem Satze folgen im Griechischen Text unmittelbar

die Worte: καὶ μηδὲν, ὧν πράττει, ὁμολογῆσαι κ. τ. λ. d. h. Soll er sich zu etwas entschließen, so wird er nie sagen, was er thun wolle — er will es in Ueberlegung nehmen. Diese Worte stehen offenbar hier nicht an ihrer Stelle. Denn sie passen weder zu dem Vorhergehenden, noch zu dem Folgenden, und unterbrechen im Gegentheil den Zusammenhang der Sätze, welcher vollkommen hergestellt wird, so bald man dieses Einschiebsel entfernt. Ich habe um so viel weniger Bedenken getragen, es hier aus dem Texte zu werfen, weil ich die Stelle entdeckt zu haben glaube, wohin es eigentlich gehört. Leser, die mit den Veränderungen dieser Art, welche alte Handschriften so oft erlitten haben, ein wenig bekannt sind, werden über die Kühnheit einer solchen Versetzung nicht erstaunen: und wem die Sache allenfalls noch problematisch scheint, den hoffe ich durch das, was ich weiter unten sagen werde, leicht zu überzeugen.

Entweder ist er diesen Augenblick erst nach Hause gekommen; oder es ist schon spät, oder ꝛc. — Im Griechischen heißt es, καὶ ὀψὲ γενέσθαι αὐτὸν. Das Fürwort steht hier durchaus nicht an seiner Stelle. Wenn es beybehalten wird, so kann der Satz nichts anders bedeuten als, er sey erst spät nach Hause gekommen. Wozu diese Entschuldigung? Wenn es ihm zu spät ist, um jemanden vor sich kommen zu lassen, so wird es ihm zu spät seyn, mag er nun erst nach Hause gekommen, oder auch zu Hause geblieben seyn. Und muß er denn erst spät nach Hause gekommen seyn, um eine gültige Entschuldigung zu haben? Dieß muß er wohl selbst nicht glauben, weil er unmittelbar vorher sagt: er sey erst diesen Augenblick

nach Hause gekommen. Will man diese beyden Sätze so verbinden, daß damit nicht mehr gesagt wird als: er sey erst diesen Augenblick, und also spät nach Hause gekommen, so heißt dieß sich so ausdrücken, wie sich weder ein erträglicher Schriftsteller, noch ein Schalk ausdrücken wird. Um nichts von der Weitschweifigkeit ἄρτι παραγεγονέναι, καὶ ὀψὲ γενέσθαι zu sagen, so wird der, welcher vorgelassen zu werden wünscht, doch wohl wissen, ob es früh oder spät sey, ohne daß mans ihm ausdrücklich sagt. Schlägt man mit Casaubon und andern Uebersetzern die Worte καὶ μαλακισθῆναι auch noch zu jenen beyden Sätzen, so wird vollends aus allem nur Eine Entschuldigung, und die Erfindungskraft des Schalkes zeigt sich in einem nicht sehr glänzenden Lichte. Wird er denn immer nur sagen, daß er vom Lande zurückgekommen und noch müde sey? Eine ganz andre Gestalt gewinnt die Sache, wenn das Fürwort ausgestoßen wird. Alsdann hat er auf jeden Fall eine neue Entschuldigung in Bereitschaft. Diese Gründe sind wohl mehr als hinreichend, um die Veränderung zu rechtfertigen, welche Herr Schneider gemacht hat. Er schlägt nähmlich das Fürwort zu dem Folgenden, und liest: καὶ αὐτὸν μαλακισθῆναι.

So kann er leider seine Waaren nicht absetzen. — Wörtlich: er verkaufe nichts. Einige Ausleger haben geglaubt, Theophrast lege dem Schalk mit Absicht eine unpassende Antwort in den Mund, als ob er nicht wüßte wovon die Rede sey; quasi non intellexisset, quid vellent, sagt Gesner. Allein eine solche List würde wenig helfen. Derjenige, welchen er nicht verstanden haben will, wird sich wohl die Mühe geben, sich ihm verständlich zu

machen; und so wird er doch zuletzt mit der Sprache heraus müssen. — Andre verstehen jene Worte so, als ob dadurch gesagt würde: er habe kein Geld, und müßte, um dem Freunde dienen zu können, etwas von seinem Hausgeräthe verkaufen; das aber wolle er nicht thun. Allein so entschuldigt sich der Schalk nicht charaktermäßig genug. Ihn kleidet eine Entschuldigung besser, wobey er in die Faust lacht. In demjenigen Sinne, welchen ich für den wahren halte, ist die schalkhafte Ironie nicht zu verkennen. Der Schalk klagt darüber, daß der Handel stocke. Es würde ihm in mehr als einer Rücksicht leid thun, wenn man dieß glaubte. Aber es versteht sich, daß jedermann vom Gegentheil überzeugt sey. Dieser Sinn wird über dieß noch durch dasjenige, was zunächst folgt, nicht nur bestätigt, sondern nothwendig gemacht. Denn ich sehe nicht, was die Worte καὶ μὴ πωλῶν, φήσει πωλεῖν bedeuten können, wenn nicht von der Handelschaft die Rede ist. Freylich wird dabey Theophrast von einer andern Seite der Kritik verantwortlich. Sein Schalk wird dadurch zum Handelsmann, welches nach der Regel nicht seyn sollte. Denn die allgemeine Charakterschilderung darf den bürgerlichen Charakter nicht bestimmen. Der, den sie schildert, ist nichts, weil er alles seyn kann.

In Gesellschaft scheint er — nicht zu sehen was er sieht. — Ich stoße hier ein Wort aus dem Text, und hoffe competente Richter auf meiner Seite zu haben. Wenn meine Gründe sie nicht befriedigen, so mögen sie mir das Urtheil sprechen. In der Urschrift steht: καὶ ἰδὼν, φήσει μὴ ἑωρακέναι. Wenn er etwas sieht, so sagt er, er habe es nicht gesehen. Warum sagt der

Schalk, daß er das nicht gesehen habe, was er gesehen hat? Und wie kommt er überhaupt dazu, dieß sagen zu müssen, oder zu können? Ich begreife weder das eine, noch das andre. Hingegen begreife ich recht gut, weßhalb er sich anstellt, als ob er das nicht sehe, was er sieht, oder das nicht höre, was er hört. Vielleicht ist der Augenblick ganz nahe, wo er von beyden Gebrauch machen wird. Aber dieser Augenblick wird nicht kommen, wenn er sich's merken läßt, daß er sehe und höre. Ich für mich bin überzeugt, daß das Wörtchen φήσει von einem gedankenlosen Abschreiber herrührt, welcher dem Satze sein eignes Zeitwort geben wollte, und nicht wahrnahm, daß auch diese Worte von dem vorhergehenden δόξει abhangen. -- Ich möchte überdieß mit Valkenaer ad Euripid. Hippolyt. p. 218. Statt: δόξει μὴ προσποιεῖσθαι, welches seltsam genug klingt, lesen: δόξει μὴ ἀκηκοέναι. Der Begriff von προσποιεῖσθαι liegt, wie Valkenaer richtig bemerkt, schon in δοκεῖν. Den von ihm angeführten Beyspielen füge man noch bey Demosth. Ed. Reisk. p. 796. l. 26. seqq.

Soll er sich zu etwas entschließen, so wird er nie sagen was er thun wolle. — Hat er sich aber einmal geäußert, so weiß er sich hinten nach nicht mehr zu erinnern. — Hier stehen die Worte, καὶ μηδὲν ὧν πράττει ὁμολογῆσαι κ. τ. λ. welche ich oben ausgestoßen habe, wie ich glaube, vollkommen an ihrer Stelle. Wenigstens treffen, wofern ich nicht sehr irre, alle Gründe hier zusammen, welche eine Veränderung von dieser Art rechtfertigen können. Eine Versetzung hat nähmlich alsdann den höchsten Grad der Evidenz erreicht, wenn die Worte, welche man ausstoßen will, da, wo sie stehen, den Zusammen-

hang der Rede unterbrechen; wenn durch ihre Entfernung der Zusammenhang vollkommen hergestellt wird; wenn da, wo man sie hinstellen will, ohne dieselben der Sinn unpassend oder mangelhaft ist; wenn durch dieselben der Sinn berichtiget, oder ergänzt wird; wenn endlich zwischen diesen Worten und denjenigen, an welche sie sich anschließen sollen, sich noch ein äußeres Verhältniß findet, welches bey den einen sogleich an die andern zu denken nöthigt. Allen diesen Erfordernissen wird hier Genüge geleistet. Die beyden ersten Puncte ergeben sich aus der Vergleichung meiner Uebersetzung mit jeder andern. Daß ohne jene Worte der Sinn der vor uns liegenden Stelle entweder unpassend oder mangelhaft seyn würde, dieß fällt in die Augen. Oder man sage mir, was soll ὁμολογήσας bedeuten? Casaubon erklärt es, gezwungen genug, durch consentire in rem aliquam, aut aliquid spondere. Er selbst fühlt es sehr gut, daß auch diese Erklärung keinen dem Charakter des Schalkes angemessenen Sinn giebt. Hoc plane alienum est, sagt er, ab eo, quem Aristoteles εἴρωνα vocat. In der That, ein Versprechen oder einen Vertrag geradezu abläugnen, heißt nicht den Schalk, sondern den Betrüger spielen. Nehmen wir hingegen jene oben ausgestoßenen Worte zu dieser Stelle, so kommt, ohne die mindeste Abweichung von der eigentlichen Bedeutung irgend eines Wortes, ein Sinn heraus, welcher vollkommen passend ist. Ich denke mir die Sache ungefähr so. Es giebt gewisse kitzlige Fälle, in welchen man mit andern gemeinschaftlich zu handeln hat, wobey viel darauf ankommt, daß man sich zusammen verstehe, um nicht durch einseitig genommene Maßregeln sich selbst das Spiel zu verderben.

In einem solchen Falle erkundigt sich irgend eine ehrliche Haut bey dem Schalke, im Vertrauen auf seine Gewandheit, was er zu thun gesinnet sey. Dieser will sich an der Unbeholfenheit des andern eine Lust machen, spielt den Unentschloßnen, und läßt jenen allein zappeln; oder er sagt ihm etwas anderes, als er hernach wirklich thut. Und wenn der Getäuschte ihn darüber zur Rede stellt, so rückt er mit der herzlosen Entschuldigung hervor: er habe wirklich nicht mehr daran gedacht. Hier zeigt sich, wie ich denke, der Schalk auf eine Weise, die seinem Charakter keine Schande macht. — Endlich begünstigt schon die bloße Ansicht der Worte diese Verbindung, indem ὁμολογῆσαι und ὁμολογήσας einander gleichsam wechselsweise herbeyrufen.

In gewissen Fällen sagt er: darüber wolle er sich ein wenig bedenken. — Ich lese mit Casaubon σκέψεσθαι, Statt der gewöhnlichen Lesart σκέψασθαι. Das Futurum paßt besser zur schalkhaften Ironie. Der Schalk fertigt den, welcher ihn um irgend einen Rath oder Dienst angeht, mit der unbestimmten Antwort ab: j'y penserai.

Auf Schrauben gesetzte Reden — παλιλλογίας sagt der Griechische Text: und da die bekannte Bedeutung dieses Wortes hier durchaus keinen passenden Sinn giebt, so drehen die Ausleger einen gekünstelten heraus, so gut sie können. Ich lese: παλιμβολίας. Παλίμβολος, sagt Timäus Lex. voc. Plat. 204. ὕποπτος καὶ ὕπουλος, und Ruhnken, welcher daselbst nachzusehen ist: quilibet veterator, callidus, vafer, fallax. Das Substantivum findet sich aus dem Agathias bey Suidas. Dieß ist also gerade das Wort, dessen wir hier bedürfen.

2.

Indem er dieses und andre ꝛc. — Ich übersetze nach der Verbesserung von Leonhard Wolf, welcher die in den Handschriften und Ausgaben getrennten Sätze so verbindet: καὶ ἅμα τοιαῦτα λέγων, ἀπὸ τοῦ ἱματίου ἀφελεῖν χροκίδα. Wie sehr die Rede dadurch an Lebhaftigkeit gewinne, das muß jedermann auffallen. — Ἅμα, Statt ἄλλα ist Conjectur von Herrn Schneider.

Wenn der Gönner spricht. — Casaubon glaubt, daß dieß von einer ordentlichen Vorlesung zu verstehen sey. Ich kann dieser Meinung nicht beypflichten, nicht nur weil ich zweifle, daß λέγοντος αὐτοῦ τι dieß bedeuten könne, sondern weil ich den Sinn unzweckmäßig finde. Braucht man ein Schmeichler zu seyn, um diejenigen, welche es nicht hören, oder oder nicht hören wollen, daß eine Vorlesung beginnt, zum Schweigen zu ermahnen? Ich dächte wohl nicht. Hingegen kann nur ein Schmeichler, und zwar nur ein insolenter Schmeichler, in einer gemeinschaftlichen Unterredung, wo vielleicht zwey oder mehrere das Wort zugleich aufnehmen, einem einzigen zu gefallen, den übrigen den Mund schließen wollen. Aus dem, was nachher folgt, erhellet, daß von einem fortgesetzten Discurs, wobey man leicht ins Dissertiren hinein geräth, die Rede sey: und deßwegen wäre ich nicht ungeneigt, das Fürwort τι nach αὐτοῦ durchzustreichen.

Und lobt jenen so, daß er es hören mag. — Ich lese ἀκούοντος, nach einer Verbesserung von Sylburg, die sich durch zwey Handschriften bestätigt hat. Die übereinstimmende Lesart der übrigen Handschriften, und aller ältern Ausgaben ist

ἄκοντος. Dieser zu Folge müßte man so übersetzen: Er lobt jenen, wenn er ihm auch gleich dafür keinen Dank weiß. Wie Herr Nast diesen Sinn und also die Lesart selbst billigen konnte, das gestehe ich nicht einzusehen, er müßte denn in ἐπαινέσαι einen Nachdruck von übertriebenem, abgeschmacktem Lobe legen, wodurch jene Lesart gerechtfertigt würde, und wovon ich nichts darin zu finden vermag. Und noch weniger begreife ich, wie er die übrigen vorgeschlagenen Veränderungen alle so gut finden kann, daß er nicht weiß, welcher er den Vorzug geben soll. Vielmehr gestehe ich, daß ich mich gerade im umgekehrten Falle befinde. Mir behagt weder ἄκοντας, noch ἀκούοντας, und noch weniger ἄδοντος und ἀκέοντα. Die Sylburgische Lesart giebt einen völlig befriedigenden, und dem Zusammenhange ganz angemessenen Sinn. Wenn der Gönner zu sprechen anfängt, so heißt der Schmeichler jedermann schweigen. Während jener spricht, läßt dieser mitunter ein Wort der Bewunderung und des Beyfalls fallen, welches, ohne an den Sprechenden gerichtet zu seyn, dennoch so gesagt wird, daß er es hören, oder wenigstens den Inhalt leicht merken kann. Und am Ende bricht der Schmeichler in die volle Lobeserhebung aus. Bey diesem Gesichtspuncte wird auch die Tautologie verschwinden, welche Herr Nast in der von mir vorgezognen Lesart, in Beziehung auf das, was nachfolgt, wahrzunehmen glaubt.

Zieht er jemandem mit schalem Witze auf. — Ich übersetze nach der Lesart aller Handschriften, in welchen σκώψαντι ψυχεῶς steht. Die alten Ausgaben hingegen lesen alle, bis auf Camotius, πικρῶς, und dieß hat Herr Fischer, gegen seine

Gewohnheit, den Handschriften zum Trotze, vorgezogen. Jenes, meint er, wäre eine Glossem von diesem. Gesetzt, daß dem so sey, so ist das Glossem unstreitig mehr werth, als die Lesart: denn ψυχεῶς charakterisiert den Schmeichler, wie Herr Past richtig bemerkt, weit besser. Wenn jemand tüchtig persifliert wird, so kann auch der vernünftige und rechtschaffene Mann, wenn gleich nicht über die Sache, doch über den Witz lächeln, und der boshafte aus vollem Halse lachen: aber bey frostigem Witze, und abgeschmackten Einfällen kann niemand lachen, als ein schlimmer Spötter, oder ein niedriger Schmeichler, oder wer beydes zugleich ist.

Und zu seinem Nachbar sagt er ꝛc. — παραχειμένῳ, nach der Verbesserung von Friedrich Gronov. In die Lesart der übrigen Handschriften und Ausgaben, welche παραμένων lesen, kann ich mich nicht finden. Gesetzt auch, daß man es mit einigen Gelehrten, in Verbindung mit dem darauf folgenden εἰπεῖν, so erklären wollte: Alsdann (nachdem er nähmlich erst den Wein gelobt hat) fährt er fort zu loben, und sagt ꝛc. so ist der Sinn nicht nur matt und frostig, sondern auch historisch unrichtig. Denn die Mahlzeiten der Alten wurden mit dem Weine nicht angefangen, sondern damit beschlossen.

Ich beklage dich, daß du nicht mit Appetit issest. — Der Griechische Text sagt: ὡς μαλακῶς ἐσθίεις, en vérité vous faites une chère délicate, nach der Uebersetzung von La Brüiere. Richtig bemerkt der gelehrte Coray, daß μαλακῶς ἐσθίειν dieses nicht heißen könne. Herr Schneider versteht es von weichen Polstern, worauf die

Gäste bey Tische lagen. Aber mit diesem Sinne verträgt sich ἐσθίειν nicht gut.

Und sich ein wenig mehr zudecken wolle? — Dieß muß wohl nicht von einem Kleidungsstücke, wie man es gewöhnlich nimmt, sondern von der Decke des Tischbettes verstanden werden. Jedes dieser Bette hatte nähmlich eine Ober- und eine Unterdecke, περιβολὴν und ὑποβολὴν, wie Platon πολιτικ. Ed. Bip. T. VI. p. 52. sie nennt. Mit der erstern pflegten die Speisenden sich etwa zu decken. Vergl. Ovid. *Amor.* I. IV. 41. 48.

Und indem er das sagt ꝛc. — καὶ ἔτι ταῦτα λέγων. Diese von Reiske vorgeschlagne, und von Herrn Schneider ausgeführte Versetzung der Worte ταῦτα λέγων, charakterisiert die dienstfertige Geschäftigkeit des Kolax, welcher auf das Wort unmittelbar die That folgen läßt, sehr gut.

Indem er sich zu ihm hinneigt. — πρὸς τὸ οὖς προσπίπτων. Statt προσπίπτων, liest Valkenaer ad Euripid. Phoeniss. p. 715. προσκύπτων. Dagegen sagt Fischer: Ejus correctionis caussam non reperiebam, nisi emendandi libidinem amoremque verbi προσκύπτειν ineptum. Ich gestehe es aufrichtig, gegen einen Mann, wie Valkenaer, der schwerlich die Feder ansetzte, ohne zu wissen, was er wollte, und der selten etwas wollte, als was gerade zum Ziele traf, scheint mir eine solche Ladung ein wenig stark gemessen. Auch glaube ich klar zu sehen, daß es weder emendandi libido, noch amor ineptus verbi προσκύπτειν sey, was ihn bewogen habe, diese Veränderung vorzuschlagen. Um die vulgata zu retten, hätte Fischer vor allem aus beweisen müssen, daß προσπίπτειν πρὸς τὸ οὖς, von Personen gesagt,

wirklich eine Griechische Redensart sey. Denn daß man sagen kann προσέπεσέ μοι τοῦτο, und φωνὴ προσέπεσε, damit ist die Sache nicht bewiesen. Auch die Lateiner sagen häufig, vox accidit ad aures; aber bey keinem derselben wird man lesen, ille mihi ad aurct accidit. Der Unterschied ist auffallend. Der Schall hat es unmittelbar mit dem Trommelfell zu thun, die Person nicht. Dafür begnügt sich Fischer, einen innern Empfehlungsgrund für die von ihm begünstigte Lesart anzugeben. Er sagt im Index: Conjectura Valquenarii (προσκύπτων) displicet maxime propterea, quia verbo προσπίπτειν significatur celeritas quaedam, digna adulatoris temeraria levitate. Also προσκύπτων mißfiel Fischern besonders darum, weil ihm προσπίπτων so sehr gefiel. Wie nun, wenn ihm Valkenaer den amor ineptus ganz sachte hätte zurückschieben wollen? Doch nein, das hätte der edle, liebenswürdige Mann nicht gethan. Ich will es auch nicht thun, um seinetwillen, und um Fischers willen, weil ich den einen bewunderte, und den andern hochschätzte. Ich begnüge mich zu sagen, daß ich für einen solchen Atticismus keinen Sinn habe.

3.

Und wenn er damit fertig ist — Die Griechischen Worte, ἔιτα δὴ προχωροῦντος τοῦ πράγματος, gestatten mehr als eine Auslegung. Casaubon übersetzt: mox vero, quum incaluerit. Anders erklärt sie Fischer in seinem Index. Re, sagt er, e sententia procedente; h. e. quum videt, garrulitatem suam non displicere audientibus; wenn er sieht, daß er den rechten Mann gefunden habe, der ihn gern abhören mag. Allein wie kann

Theophrast glauben, daß der Plauderer diesen Mann finden werde — er, welcher jedem den Rath giebt, so schnell als möglich sich auf die Füße zu machen, ὅστις ἀπύρετος βούλεται εἶναι. Um nichts davon zu sagen, daß eine solche Discretion mit dem Charakter des Plauderers sich übel verträgt. Ob man ihn gern höre, oder nicht, darum bekümmert er sich wenig, wenn er nur machen kann, daß man ihn hören muß. Indessen gestehe ich, daß auch Casaubons Erklärung mir nicht ganz befriedigend scheint. Nach derselben soll es dem Plauderer erst recht von der Zunge fließen: und was nun folgt, zeigt uns vielmehr einen Menschen, der freylich gern schwatzen möchte, aber nicht weiß, wovon? und darum in der Verzweiflung alles vom Zaune bricht. Denn was sind die meisten der zunächst folgenden Reden anders, als die gewöhnlichen Hebel und Maschinen, welche, nebst den Wetterdiscursen, zuweilen in Bewegung gesetzt werden, um die gestrandete Unterhaltung wieder flott zu machen? Ich verstehe mit Herrn Schneider jene Worte so: procedente, vel progresso longius sermone, und zwar in Beziehung auf das frühere πρῶτον μέν. Der Plauderer fängt bey solchen Dingen an, die, wenn sie auch unschicklich angebracht sind, doch noch immer sich hören lassen. Erst wenn er damit fertig ist, so kommt er an das, was jedermann weiß, und niemand hören mag.

An den Dionysien — Dieses Fest, welches man die größern Dionysien, oder auch die städtischen, zum Unterschied von den ländlichen, nannte, fiel in den Monath Elaphebolion, welcher dem März entspricht, und traf also auf den Anfang des Frühlings, zu welcher Zeit die Alten wieder anfiengen,

die See zu befahren. — Die ländlichen Dionysien hingegen, welche weiter unten erwähnt werden, fielen in den Poseideon, der mit dem December zusammentrifft. Die Apaturien wurden ebenfalls dem Dionysos im Pyanepsion, d. i. im November gefeyert. Die Mysterien endlich waren ein Fest, welches zu Eleusis, einer Stadt im Attischen Gebiethe, neun Tage lang im Boedromion, d. i. im September, der Demeter zu Ehren gefeyert ward. Um ihre von Pluton geraubte Tochter Persephone wieder aufzufinden, hatte Demeter im Schlunde des Aetna ein paar Fackeln angezündet. Um diesen Umstand anzudeuten, wurden am fünften Tage des Festes brennende Fackeln herumgetragen, und vor den Thüren aufgestellt.

Das Odeion — Dieß war ein prächtiges Gebäude, welches Perikles für die musikalischen Wettkämpfe errichtet hatte.

Und wer ihm einmahl herhält, der wird ihn nicht so bald wieder los. — Ich habe diesem Satz hier seine Stelle angewiesen. Nie habe ich ihn da, wo er im Griechischen (nach σήμερον) bis dahin stand, ohne wahres Mißbehagen lesen können. Es wird immer eine unverdauliche Härte bleiben, daß der volle Strom des Plauderers, durch diese Reflexion unterbrochen, wieder zum Vorschein kommt, wo man es nicht mehr erwartete. Auch grammatisch betrachtet, sieht die Sache ziemlich mißlich aus. Zu jedem der vorhergehenden Sätze versteht sich das Zeitwort λέγειν von oben herab sehr leicht. Aber so bald ein Satz dazwischen kommt, bey welchem es nicht mehr verstanden werden muß, so kann ich es auch nicht mehr zu dem folgenden, ohne einen höchst unnatürlichen Zwang, um mich

so auszudrücken, hinüber verstehen. Braucht es mehr, als dieses, um die Vermuthung zu rechtfertigen, daß ein Schriftsteller, der nicht nur keiner der schlechten, sondern einer der besten ist, schwerlich so geschrieben haben könne, zumahl wenn die Sache durch eine leichte Versetzung gut gemacht werden kann? Herr Schneider hat in seiner Ausgabe des Theophrast diese Veränderung vorgenommen, ehe er noch wußte, daß sie von mir bereits vorgeschlagen sey. S. desselben Auctarium animadversionum etc.

Vor dergleichen Leuten müßt ihr Hals über Kopf davon laufen. — Der Griechische Text sagt: παρασείσαντα δὲ χρὴ τοὺς τοιούτους τῶν ἀνθρώπων καὶ διαρράπτεσθαι. Casaubon, welcher hierbey erinnert, daß die bessern Griechischen Schriftsteller niemahls ἀπαλλάττεσθαί τινα, sondern immer τινὸς sagen, glaubt, es müsse durch die Schuld der Copisten ein Zeitwort aus dem Text herausgefallen seyn, welches mit dem Accusativ construiert werde. Diesem zu Folge liest er so: π. δ. χ. τοὺς τοιούτους τῶν ἀνθρώπων φεύγειν, καὶ — ἀπαλλάττεσθαι. Allein nicht nur verliert die Stelle dadurch, daß wir auf diese Art zwey Sätze für Einen bekommen, vieles von ihrer Lebhaftigkeit, sondern es entsteht noch eine ziemlich müßige Tautologie, indem φεύγειν und ἀπαλλάττεσθαι hier eines ungefähr so viel als das andre bedeuten. Besser gefällt mir die Vermuthung von Pauw, welcher geradehin τῶν τοιούτων ἀνθρώπων liest. Nur streiche ich den überflüssigen Artikel weg. Die Genesis der verdorbenen Lesart erkläre ich mir durch die Gewohnheit mancher Copisten, die Abweichungen der Handschriften so zu bezeichnen, daß sie der einen

Lesart die Endung der andern unmittelbar beyfügten. So fand Corte ad *Sallust. Cat.* 42. bey folgender Stelle: Namque illi, quos antea Catilina dimiserat, inconsulte ac veluti per dementiam cuncta simul *agere*, in einer Handschrift die beyden Lesarten, agere und agebant, durch *agerebant* angedeutet. Deßgleichen c. 47. primo *fingere* alia, *dissimulare* — *fingerebat*, *dissimulabat*. *Iug.* c. 23. penuria rerum *necessariarum*. Andere codices lesen *necessarium*, und in einem derselben steht, *necessariumarum*. *Flor.* I, 13. 3. Quod tempus populo Romano nescio utrum clade funestius fuerit, an virtutum experimentis speciosius. Ea certe fuit vis calamitatis, ut in experimentum *inlatam* putem divinitus. Einige Handschriften müssen *inlatum* in Beziehung auf tempus gelesen haben; denn in einem codex steht *inlatumam*, d. i. inlatum und inlatam. Eod. c. 3. 8. religatum inter duos *currus*. Statt currus, lesen andre *funes*: und beyde Lesarten finden sich in einer Handschrift vereinigt. Hujus rei ignorantia, sagt Salmasius, fecit, ut in multis auctorum locis restituendis multi hactenus impune peccaverint, cum id non observassent. — Eben so wollte vermuthlich in unsrer Stelle ein Copist, welcher in seiner Handschrift τοιούτους fand, und in andern τοιούτων gelesen hatte, dieses dadurch anzeigen, daß er τοιούτουστων schrieb. Ein zweyter, welcher dieß nicht verstand, trennte die Endung vom Worte, schuf sie zum Artikel um, und setzte noch den Artikel τοὺς vor τοιούτους hin. — Von den übrigen Auskünften und Conjecturen der Ausleger ist meines Erachtens keine befriedigend.

4.

Ein Mangel an Lebensart, welcher gegen den Wohlstand verstößt. — Ich habe mich hier genöthigt gesehen, die Fußstapfen meiner Vorgänger zu verlassen. Alle mir bekannten Uebersetzer (selbst Casaubon nicht ausgenommen) nehmen ἀμαθία in seiner ersten Bedeutung, nach welcher es so viel ist, als Unwissenheit oder Mangel an Einsichten. Hätte Theophrast es in dieser Bedeutung gebraucht, so würde er ein Wort beygefügt haben, wodurch der specifische Unterschied der Unwissenheit bestimmt würde. Dieß haben die Uebersetzer gefühlt, und daher die Erklärung willkührlich nach diesem Leisten zugeschnitten. Casaubon übersetzt, decori ignoratio; La Brüiere, une ignorance grossière des bienséances; Herr Schneider, inscitia moris urbani et decori. Allein keiner von allen erklärt es uns, wie ἀμαθία ἀσχήμων dieß heißen könne. In der That könnten auch jene Worte dieses nicht heißen, so wenig als unanständige Unwissenheit, eine Unwissenheit dessen, was der Wohlstand erfordert, heißen kann. Allein ἀμαθία bedeutet hier ohne Zweifel nicht Unwissenheit. Es ist, wie Herr Wolf in Lept. §. 99. noch neulich bemerkt hat, nach dem Gebrauche der Attiker, der gelindere Ausdruck für ἀγροικία, und bedeutet also Mangel an Lebensart und feinem Gefühle des Schicklichen und Wohlanständigen, welches nur durch eine gute Erziehung, Unterricht und gewählten Umgang völlig entwickelt werden kann. Daher werden ἀμαθὴς, ἀπαίδευτος, und ἄμουσος als Synonymen gebraucht. S. Demosth. in Lept. l. c. Aeschin. in Timarch. Ed. Reisk. p. 165. Vergl. in Ctesiphont. p. 521. In diesem Sinne genommen

verträgt ἀμαθία sich mit dem Beywort sehr gut. Daß übrigens durch diese Erklärung das definiens mit dem definitum zusammenfalle, wie Herr Schneider zu besorgen scheint, dieß dürfte wohl hier nicht der Fall seyn. Ἀμαθία und ἀγροικία sind wohl sinnverwandte, aber um deßwillen nicht ganz gleichbedeutende Ausdrücke, so wenig als Mangel an Lebensart, und Rusticität es sind.

Nachdem er einen Trank genommen ꝛc. — Herr Schneider hat diese Stelle, in welcher man zwey verschiedene Züge zu finden glaubte, glücklich in Einen zusammengefügt. Der κυκεών, welchen man für einen Purgiertrank hielt, ist, wie aus dem Aristophanes Pac. v. 1169. erhellet, nichts anders als ein bäurischer Trank, worein Thymian gemischt ward: und was der ἄγροικος zum Lobe des Thymians sagt, nichts anders als eine, seinem Charakter angemessene Entschuldigung gegen diejenigen, welchen der Geruch dieses Trankes beschwerlich fiel. — Daß ich übrigens, nach Herrn Wielands Vorgang, das Griechische Wort Myron lieber beybehalte, als es durch Salbe übersetze, das wird wohl keiner Entschuldigung bedürfen. Man sehe desselben Anmerkung zu Xenophons Gastmahl, im Attischen Museum, IV. B. 1. H. S. 86.

Und trinkt hastig einen Schluck Wein. — Wörtlich, „er trinkt den Wein ungemischt." Es ist bekannt, daß bey den Alten, wer nicht für einen Trinker gehalten seyn wollte, den Wein kaum anders, als mit Wasser vermischt, trank. Indessen ist es nicht dieser Zug an sich, welcher hier die Rusticität bezeichnen soll. Denn Unmäßigkeit ist ein Fehler, welchen der Städter mit dem Bauer theilet. Der ἄγροικος würde den Wein vielleicht auch mit

Wasser vermischen, wenn die Gegenwart der Ausgeberinn ihn nicht zu eilen nöthigte. Allein so hat er keine andre Wahl, als entweder nicht zu trinken, oder den Wein im Stillen so zu trinken, wie er ihn findet. Da also der Ausdruck ζωρότερον im Grunde nichts anders, als die Eilfertigkeit der Handlung zeichnen soll, und da die wörtliche Uebersetzung dem deutschen Leser unverständlich seyn würde, so hielt ich für besser, denjenigen Ausdruck zu wählen, welcher den Hauptbegriff darstellt. — Aus gleichen Gründen lasse ich auch den ἄγροικος die Portionen für sich und seine Haushaltung ordnen. Nach dem Original sollte er sie erst mahlen.

Dabey ist er sehr auf der Huth, um nicht von der Ausgeberinn — ertappt zu werden. — Warum scheut er sich davor? Schwarz, welcher diese Frage nicht zu beantworten weiß, nimmt seine Zuflucht zu einer eben so abentheuerlichen, als zweckwidrigen Emendation, oder vielmehr Depravation des Textes. Herr Nast glaubt die Rusticität darin zu finden, daß der ἄγροικος sich schäme, vor der Ausgeberinn in der Speisekammer zu essen, und zu trinken, und sich nicht schäme, mit ihr zu mahlen. Allein dieß setzt nicht Mangel an Empfindung des Wohlanständigen, sondern vielmehr verkehrte Begriffe von demselben voraus, und kann also nicht füglich Rusticität heißen. Ich glaube diesen Zug schon in sein wahres Licht gestellt zu haben. Es ist nicht Scham, was der einfältige Mensch empfindet, sondern Furcht, von der Ausgeberinn, welche Ordnung in der Speisekammer haben will, ausgescholten zu werden. Und diese Furcht ist eine natürliche Folge der Rusticität, in die er hinabsinkt, wenn er seiner Sclavinn mahlen hilft. Das einzige,

was dieser Auslegung im Wege zu stehen scheint, ist dieses, daß das activum πειρᾶν in dieser Bedeutung nicht gebräuchlich ist. Indessen dürfte dieses Wort wohl von dem Epitomator hinzugeflickt seyn. Wenigstens bedarf die Stelle desselben durchaus nicht. Will man Statt dessen lieber πειρᾶσθαι lesen, so ist auch damit geholfen. So sagt der Verfasser der ersten Rede gegen Aristogiton Ed. Reisk. p. 796. οἱ νέοι πάνθ', ὅσ' ἂν πράττωσιν, ἄνπερ ὦσι μέτριοι, οὕτω ποιοῦσιν, ὥστε μάλιστα μὲν πειρᾶσθαι λανθάνειν. Auf keinen Fall könnte ich der Meinung von Herrn Schneider beytreten, welcher mit Schwarz πειρᾶν λαθεῖν, wie mehrere Handschriften lesen, de coitu clandestino deutet. Dieß ist ein Zug, welcher die rohe Sinnlichkeit, nicht aber die Rusticität charakterisiert.

Mit welcher er die Portionen — ordnet. — Die Handschriften haben κατ' ἀλέσας. In dieser Verbindung läßt das Participium noch einen Infinitivus vermissen, und giebt also keinen vollständigen Sinn. Casaubon schlägt zwey Veränderungen vor; die erste, so zu lesen und zu ergänzen: κατ' αλέσας μετ' αὐτῆς, μετρεῖν τοῖς ἔνδον κ. λ. Die zweyte, das Participium selbst in den Infinitivus zu verwandeln, und Statt ἀλέσας, ἀλέσαι zu schreiben. Das Letztere haben mehrere Herausgeber aufgenommen. Die Veränderung ist leicht, und befriedigend. Gleichwohl würde ich lieber vorschlagen, κατ' ἀλέσας in καταλέσας zu verwandeln, und diesen Satz mit dem vorhergehenden zu verbinden. Dadurch wird die Gegenwart der Ausgeberinn, und auch des Hausherrn motiviert. Denn er geht nicht absichtlich in die Speisekammer, um darin zu naschen, sondern er nascht gelegentlich, weil er daselbst Geschäfte hat.

So geht er selbst, um darnach zu sehen. Dann ruft er ꝛc. — So hat Coray diese Sätze sehr schicklich verbunden. Indem der ἄγροικος geht, um die Thüre zu öffnen, rennt der Hund bellend auf den Hereintretenden los, und, Statt ihn mit Ernst abzuwehren, ruft ihn der Herr schmeichelnd herbey, und hält seiner Wachsamkeit eine Lobrede.

So schießt er bald dieses, bald jenes Stück aus. — Auch diesen Zug haben die Ausleger mißverstanden, und unrichtig gedeutet. Casaubon glaubt, daß diese Classe von Leuten (man weiß nicht recht, ob er Bauern oder bäurische Städter meint) über diesen Punct um so viel schwieriger sey, je weniger sie von der Sache verständen, und deßwegen leicht betrogen zu werden fürchteten. Du Port sagt es ihm nach, und setzt hinzu: et omnino suspiciosum esse signum est rustici. So seltsam dieses gesagt ist, so sieht man doch wohl, was er damit sagen will. Ich weiß nicht, ob seine Bemerkung so ganz gegründet ist. Doch sie sey es auch, was kann sie hier beweisen? Ist es Rusticität, wenn man um so viel mehr auf seiner Huth ist, je weniger man Ursache hat, seinen Einsichten zu trauen? Oder wird der höfliche Städter die Geldstücke, die er nach seiner Einsicht für unecht, oder nicht für vollwichtig hält, ganz gelassen einstecken? Das Griechische Sprüchwort ἐξετάζειν ἀργυραμοιβικῶς, welches Casaubon hier anführt, geht ja offenbar nicht auf Bauern, sondern auf Wechsler, das ist auf eine Classe von Städtern, die manchmahl auf eine ungemein höfliche Weise ungemein eigennützig zu seyn weiß. Um es kurz zu machen, Casaubon und du Port haben die Rusticität am unrechten Orte gesucht. Sie liegt nicht darin, daß der ἄγροικος die

Geldstücke, welche er für unecht hält, ausschießt, sondern darin, daß er selbst andre dafür herbeylangt, gerade als wenn er befürchtete, von dem Zahlenden mit Absicht hintergangen zu werden. Dahin zielet ohne Zweifel das Wörtchen ἀμα, welches ohne diese Bestimmung müßig ist. Die unmittelbare Beziehung beyder Sätze würde den Auslegern weniger entgangen seyn, wenn sie nicht durch die Worte λίαν μὲν λυπρὸν εἶναι, von einander getrennt wären. Diese Worte tragen zu offenbar das Gepräge eines Glossems, als daß ich sie für etwas anders, als für das Einschiebsel eines Interpolators halten könnte.

So läßt er es so gleich zurückfordern. — Auch hier lassen die Handschriften, in welchen ἀναμιμνησκόμενος steht, einen Infinitivus vermissen. Casaubon liest daher, ἀπαιτεῖν ταῦτα — ἀναμιμνησκόμενος. Andere hingegen verändern ἀναμιμνησκόμενος in ἀναμιμνήσκεσθαι. Ich habe das erstre gewählt. Denn wenn man bey ἀναμιμνήσκεσθαι sich mehr nicht gedenkt, als daß er in einer schlaflosen Stunde sich selbst erinnere, so liegt darin kein Schatten von Rusticität. Versteht man aber mit Gesner und Fischer dabey zugleich, daß er sein entschlafenes Gesind wecke, um es daran zu erinnern, so ist auch dieß nicht Rusticität, sondern Härte und Rohigkeit. Ueberhaupt findet das, was man Rusticität nennt, nur im Betragen gegen Menschen aus der gebildeteren Classe Statt. Zwar könnte man einwenden, daß es ebenfalls mehr als Rusticität, daß es die Brüsquerie eines ungestümen Menschen sey, das, was man ausgeliehen hat, in der Nacht zurückzufordern. Allein wenn man annimmt, daß es nicht aus Unmuth, sondern einzig in der Absicht geschehe, um die Sache

nicht aufs neue in Vergessenheit kommen zu lassen, so ist der Zug gerade das, was er hier seyn soll.

Wird heute der Neumond durch Spiele gefeyert? — εἰ σήμερον ὁ ἀγὼν νουμηνίαν ἄγει. Dieß übersetzt Casaubon also: Numquid hodie ludi novam lunam adducunt? Und im Commentar sagt er: Sane rustissime hoc quidem. Saltem enim dicere debuerat iste: ἡ νουμηνία ἄγει τὸν ἀγῶνα. Die meisten Ausleger und Uebersetzer sind ihm hierin nachgefolgt. — Dieß wäre also das Geheimniß der Rusticität. Der ἄγροικος fragt: Bringen uns die Spiele heute Neumond? Der einfältige Tropf hätte fragen sollen: bringt der Neumond uns heute Spiele? Denn es ist nicht Neumond, weil die Spiele gefeyert werden, sondern die Spiele werden gefeyert, weil es Neumond ist. Sehr wohl. Ich habe hierbey nur ein paar Zweifel, welche mir nicht ganz unerheblich scheinen. Liegt die Rusticität dieser Frage im Gedanken, oder im Ausdrucke? Das heißt: Fragt der Bauer aus Unwissenheit so, weil er wirklich glaubt, daß die Spiele Neumond machen, oder ist dieß nur so eine Redensart, welche Ursache und Wirkung, ohne Präjudiz ihrer eigentlichen Rangordnung, die Stelle wechseln läßt? Wenn jenes — so ist der Zug nicht fein gewählt: denn der Bauer fragt nicht aus Rusticität, sondern aus Dummheit so, und würde ohne Zweifel auch als Städter so gefragt haben. Ueberhaupt ist dieß wohl der erste Bauer, und wird auch wohl der letzte bleiben, welcher nach der Zeit des Neumonden sich bey einem Städter erkundigt. Ist aber das letztere gemeint, so mache ich mich anheischig, durch eine Wolke unverwerflicher Zeugen zu beweisen, daß sich der ἄγροικος nicht nur nicht bäurisch, sondern unge-

mein städtisch und elegant ausgedrückt habe; es wäre denn, daß eine und eben dieselbe Redefigur in dem Munde des Städters urban, in dem Munde des Bauern bäurisch klingen sollte. In der That weiß auch der gute Dü Port, welcher die Eleganz dieser Hypallage bewundert, nicht wie er sich dabey benehmen soll. Und was ist nun unter solchen Umständen zu thun? Die Sache sieht mißlich genug aus, aber nur für den, welcher mit dem Kopfe durchs Gehäge hindurch will. Wir dürfen ein paar Schritte zurückmessen, so werden wir uns schon zurechte finden. Ἄγειν bedeutet nicht bloß herbeyführen, sondern, wie das Lateinische Wort agere, auch feyern. Wirklich fragt der ἄγροικος nichts mehr, und nichts weniger, als dieses; ob heute der Neumond durch Spiele gefeyert werde? Wenn dem so ist, so will er so gleich sich rasieren lassen; wo nicht, so läßt er es gut seyn. Gerade darum, daß er als ein echter Bauer den Bart sich scheren läßt, nicht weil er groß ist, auch nicht weil er zur Stadt geht, sondern weil es eben Feyertag ist, und nicht in jener Frage, muß man die Rusticität suchen. Zwar scheint Herr Schneider sehr daran zu zweifeln, daß ὁ ἀγὼν νουμηνίαν ἄγει in diesem Sinne gesagt werden könne. Hoc, sagt er, si cui magis rustice dictum visum fuerit, per me licet, vulgato praeferat; certe magis Attice dici nego. Dieser Zweifel kann wohl die Redensart νουμηνίαν ἄγειν nicht betreffen. Denn wenn ἱερομηνίαν ἄγειν, welches Demosthenes (Ed. Reisk. p. 709.) sagt, richtig ist, so ist es jenes auch. Aber ob ὁ ἀγὼν ἄγει νουμηνίαν so ganz richtig gesagt sey, das möchte wohl eher zu bezweifeln seyn. Uebrigens ist es nichts weniger als in der Regel, den bäurischen Städter, welcher

von Seite der Rusticität geschildert werden soll, mit aller Sorgfalt Attisch sprechen zu lassen. Eben dieselbe Formel so genommen, wie sie Herr Schneider nimmt, ist ja eben auch kein Atticismus. — Eine Verirrung erzeugt leicht eine zweyte: und so ist es gekommen, daß Casaubon in jenen Worten, καὶ εἰπεῖν εὐθὺς, ὅτι βούλεται κ. τ. λ. eine Versetzung findet, welche Theophrast seinem Meister Aristoteles abgelernt haben soll. Nach ihm ist die eigentliche Wortfolge diese; καὶ εἰπεῖν, ὅτι βούλεται εὐθὺς κ. λ. Allein aus dem Gesagten erhellet deutlich, daß εὐθὺς an seiner eigentlichen Stelle steht. Kaum hört der ἄγροικος daß Spiele seyen, so ist sein Entschluß so gleich gefaßt. Die Verirrung der Commentatoren und Uebersetzer ist übrigens um so mehr befremdend, da schon Politian ganz richtig so übersetzt hat: Si hodie ludus novilunium celebrat.

5.

Unter vielen Bezeugungen seiner Hochachtung hält er euch ꝛc. — Ich habe schon oben S. 341. angemerkt, daß mehrere Zeitwörter, welche nach ihrer ersten Bestimmung eine leidenschaftliche Empfindung, oder Gemüthsbewegung bezeichnen sollen, oft gebraucht werden, um die Handlung anzuzeigen, wodurch sich die Leidenschaft äußert. Daß θαυμάζειν in dieser Bedeutung genommen werden könne, dieß hat schon Casaubon durch Beyspiele hinlänglich erwiesen. Noch ausführlicher hat es Valkenaer ad Euripid. Hippolyt. vs. 106. gethan. Dieß ist bey den besten Schriftstellern etwas so gewohntes, daß sie noch einen Schritt weiter gehen, und θαυμάζειν, so wie τιμᾶν nicht bloß von Ehrenbezeugungen, sondern von ehrenvollen Belohnungen gebrauchen. So

sagt Strepsiades in den Wolken des Aristophanes, vs. 1164., indem er dem Sokrates einen Mehlsack überliefert:

— τουτονὶ πρῶτον λαβέ.
Χρὴ γὰρ ἐπιθαυμάζειν τι τὸν διδάσκαλον.
Vors erste nimm da diesen in Empfang!
Ich muß dem Lehrer meines Sohns doch zeigen, daß
Ich dankbar bin, und weiß was sich gebührt.

Sehr unnöthig sind also die Veränderungen, welche Le Clerc, Nedham und Schwarz vorschlagen, nähmlich Statt θαυμάσας, ἀσπάσας, oder θωπεύσας oder θάλψας zu lesen. — Die folgenden Worte enthalten eine Brachylogie, welche mit ἔχων leicht zu ergänzen ist. Zwar will Abresch ad Thucyd. c. 123. θαυμάσας mit χερσὶ verbinden. Das würde heißen: Um euch seine Hochachtung zu bezeugen, drückt und schüttelt er euch beyde Hände tüchtig: und Fischer meynt, daß die Stelle sich non inepte so verstehen lasse. Ich finde gegen den Sinn an sich wenig, aber desto mehr gegen die Verbindung dieser Worte zu einem solchen Sinne einzuwenden. Die Phrase θαυμάσαι ἱκανῶς ἀμφ. τ. χ. stellt ein äußerst burleskes Bild auf, welches man sich im Nahmen des guten Geschmackes aufs nachdrücklichste verbitten möchte.

Wenn er sich in Gesellschaft von Fremden befindet ꝛc. — Herr Schneider glaubt, daß diese Stelle mit der zunächst vorhergehenden in Verbindung stehe. Nach ihm treten die Fremden bey dem gütlichen Vergleiche als Zeugen auf, und der ἄριστος will ihnen in dieser Beziehung etwas Verbindliches sagen. Allein so würde er außer seinen Charakter hinaustreten, er welcher niemand auf Kosten eines andern loben wird, weil er es mit

niemandem verderben will. Man müßte etwa annehmen, daß er ihnen beyseite ein solches Compliment mache. Allein da sie bloß als Zeugen erscheinen, so werden sie kaum Gelegenheit haben, sich von einer Seite zu zeigen, von welcher sie Lobsprüche verdienen könnten. Ueberhaupt sieht man nicht, wie Fremde dazu kommen, bey diesem Geschäfte eine Rolle zu spielen. Denn daß sie es können, das ist nicht genug: ihre Gegenwart müßte motiviert seyn. Sollte jemand glauben, daß die Worte, ως δικαιότερα λέγουσι nothwendig auf einen Rechtshandel hindeuten, so kann dieser Jemand nicht Herr Schneider seyn. Er weiß es zu gut, daß δίκαια λέγειν sehr oft nichts anders bedeutet, als richtig, treffend von den Sachen urtheilen: etwas sagen, das Stich hält.

Hier ein Schlauch! und hier ein Beilchen! — Die Meinungen der Ausleger über diese Stelle sind sehr verschieden, und keine derselben erhebt sich über das Wahrscheinliche. In der That läßt auch die Kürze und Unbestimmtheit des Griechischen Textes den Muthmaßungen vollen Spielraum. Nach der wörtlichen Uebersetzung würde es so heißen: „Mit den einen tändelt er selbst, und sagt: ein Schlauch; ein Beil.“ Die beyden Meinungen, zwischen welche sich die Ausleger gewöhnlich theilen, hat Casaubonus zuerst auf die Bahn gebracht. Nach derjenigen, welcher ich in der Uebersetzung gefolgt bin, tändelt der ἄρσηκος mit den Spielgeräthen, welche die Kinder entweder mit sich ins Zimmer brachten, oder nach Griechischer Sitte an einer Halsschnur trugen. Nach der andern nennt er den Kleinen selbst, mit welchem er spielt, einen Weinschlauch — ein Scherz, den man sich, wie

Casaubon, und nach ihm Bergler ad Aristoph. nub. 1146. gezeigt hat, sehr häufig gegen solche Personen erlaubte, deren Bauch eine ansehnliche Peripherie hatte. Allein was soll alsdann πέλεκυς sagen? Weil ein Beil scharf ist, so könnte es, meint Casaubon, einen Spitzkopf bedeuten, oder auch etwas anders, welches er, weil der Sinn ein wenig obscen ist, dem Leser zu errathen überläßt. Wie gezwungen diese Erklärung sey, das muß wohl jedermann so gleich auffallen. Viel lieber wird man, denke ich, mit Leonhard Wolf Statt πέλεκυς, θύλακος lesen wollen. Freylich bekommen wir so zwey Weinschläuche für einen: allein hier hat dieß wenig zu sagen. In der tändelnden Sprache eines solchen Kinderspieles muß eine Tautologie von dieser Art, weit entfernt anstößig zu seyn, im Gegentheil gefallen. Auch der Komiker Alexis hat diese beyden Worte in einer Stelle, welche Casaubon aus dem Athenäos anführt:

Er heischt den Becher, trinkt, und trinkt, und schluckt.
Ist doch der Mensch, gleich wie ein Sprüchwort sagt,
Mit Fug und Recht ein Schlauch, ein Faß zu nennen.

Diese Erklärung, nach welcher die Stelle ungefähr so zu übersetzen wäre: „Mit den einen treibt er „dann sein Spiel. — Seht mir den kleinen Wanst, „den Schlauch!" diese Erklärung, sage ich, giebt einen lebhaftern Sinn, zumahl wenn man sich das mimische Spiel, welches die Worte begleiten muß, hinzudenkt. Dagegen aber scheint sie sich, wie Fischer richtig bemerkt, mit den Worten συμπαίζειν αὐτὸς, welche eine Theilnahme an den Spielen der Kinder anzeigen, nicht wohl zu vertragen.

Er läßt sich fleißig die Haare scheren ꝛc.

— Ueber den Inhalt dieses Bruchstückes habe ich

mich bereits erklärt. Die Ueberschrift getraue ich mir nicht zu bestimmen. Nach Casaubons Vermuthung möchte sie περὶ βαναυσίας oder ἀπειροκαλίας geheißen haben. Dieser Meinung kann ich, ungeachtet sie von den meisten Auslegern angenommen wird, nicht beystimmen. Weder die Erklärung des Aristoteles, auf welchen sich Casaubon beruft, noch die von ihm angeführten Beyspiele passen zu der Theophrastischen Schilderung. Nach dem Aristoteles (de morib. IV. 4.) ist die βαναυσία eine geschmacklose Prachtliebe, welche durch übel angebrachten Aufwand, und durch die Art, wie er gemacht wird, fehlt. Zum Exempel: (eod. 6.) Der βάναυσος, den die Reihe trifft, seinen Freunden ein gewöhnliches Essen zu geben, thut es mit aller der Kostbarkeit, und dem Prunk eines feyerlichen Hochzeitmahles ꝛc. Dieß ist der Fehler, in welchen Leute von niedriger Herkunft, und gemeiner Erziehung beynahe immer verfallen, wenn sie mit ihrem Gelde Aufsehen machen wollen; und eben dieß liegt schon in der Etymologie des Wortes. Sicher gehört derjenige, welchen Theophrast schildert, nicht in diese Classe. Gerade dasjenige, wovon jener keine Idee hat — Wahl und Geschmack ist es, worauf sich dieser alles zu gute thut. Er ist, wie ich ihn nannte, der so geheißne Elegant, eben derselbe, welchen die ältern Römer, nach Gellius (Noct. Att. XI. 2.) elegans hießen, non ob ingenii elegantiam, sed quod nimis lecto amoenoque cultu victuque esset. Wenn er nicht καλλωπιστὴς heißen kann, so weiß ich den Griechischen Nahmen nicht anzugeben.

— Sondern um es an auswärtige Freunde zu verschenken ꝛc. — Die wörtliche Uebersetzung würde so lauten: „Seinen Freunden

„in Byzanz sendet er Geschenke; denen in Kyzikos „eine Koppel Hunde; denen zu Rhodos Hymettischen Honig." Daß nun die Art der Geschenke bey Kyzikos, und Rhodos, nicht aber bey Byzanz bestimmt wird, davon mußte die Unschicklichkeit bald auffallen. Man hat daher Statt ἐπισάλματα, ἐπισάγματα (Satteldecken) oder ἐπισέμματα (Kränze) lesen wollen. Allein wenn diese Conjecturen auch glücklicher wären, als sie es nicht sind, so können sie darum nicht Statt finden, weil durch sie der allgemeine Ausdruck, welchen der Gegensatz nothwendig erheischt, verdrängt würde. Denn ohne Zweifel muß so gelesen werden: καὶ ἀγοράζειν αὐτῷ μὲν μηδὲν, ξένοις δὲ ἐπισάλματα. εἰς Βυζάντιον — — — Hierauf folgte ein Wort, wodurch die Geschenke, welche nach Byzanz gehen sollten, bestimmt wurden. Ein flüchtiger Copist, welcher so verband: ἐπισάλματα εἰς Βυζάντιον, hielt jenes Wort für überflüssig, und rückte an die Stelle desselben ἐπισάλματα. Auf diese Weise läßt sich, wie ich glaube, die verdorbene Lesart der Handschriften ganz natürlich erklären.

Er hält sich wohl einen Satyr. — Nach der Urschrift: „Er hält sich einen Affen, kauft einen Satyr." Dieser Satyr, welchen die Griechen τίτυρος nannten, war eine Art Affe mit kurzem Schweife. Nicht so wohl die unmäßige Affenliebhaberey dieses Menschen, als vielmehr diese Verbindung der Gattung mit der Art ist mir ungemein anstößig. Niemand als ein Kind könnte von einem Pferdeliebhaber sagen: „Er hält sich ein Pferd, und einen Schimmel." Folgendes Glossem zu τίτυρος steht in mehrern Handschriften: πίθηκος μικρὰν ἔχων οὐρὰν. Offenbar hat sich πίθηκος aus diesem Glossem in den Text verirrt. Ich lese die Stelle so: Ἀμιλε-

δὲ καὶ τίτυρον θρέψαι δεινὸς, καὶ κτήσασθαι Σικελικὰς περισεράς.

Sammt dem Koniſterion. — Das Koniſterion war ein Theil der Palåſtra, wo die Kåmpfer, nachdem ſie mit Oele begoſſen waren, ſich im Sande wålzten. Dieſer Theil wird einzig durch die Worte κόνιν ἔχον angedeutet. Das Beywort παλαιστρικὸν muß mit αὐλίδιον verbunden werden. Die Ausleger und Ueberſetzer verbinden es, wie Coray erinnert, ganz unrichtig mit κόνιν. Wenn es ſich darauf bezöge, ſo müßte es παλαιστρικὴν heißen.

Er ſelbſt kommt erſt ꝛc. — Ich habe dieſe ganze, in den Handſchriften ſehr verdorbene, Stelle nach der Verbeſſerung von Nedham und Schwarz überſetzt, welche ich, was den Sinn betrifft, für unzweifelhaft wahr halte, wenn ich gleich die Richtigkeit der Veränderungen im Einzelnen nicht verbürgen wollte.

6.

Ihn koſtet es nichts, nüchtern und ohne Maske ꝛc. — Da der Kordax ein unzüchtiger Tanz war, welchen in ſeinen Schauſpielen nie geduldet zu haben Ariſtophanes in den Wolken ſich als ein Verdienſt anrechnet, ſo war die Schamloſigkeit um ſo viel größer, wenn jemand dieſen Tanz nüchtern, und ohne Maske mitmachte. Alle Handſchriften, eine einzige ausgenommen, haben die Verneinungspartikel nicht. Sie leſen νήφων καὶ προσωπεῖον ἔχον, nüchtern und mit der Maske. Schon aus dieſer Verbindung erhellet die Unrichtigkeit dieſer Lesart. Wer den Kordax nüchtern tanzt, der ſchämt ſich nicht: wer ihn mit der Maske tanzt, ſchämt ſich; denn er will nicht gekannt ſeyn. Gleich-

wohl sucht Herr Nast die gewöhnliche Lesart zu vertheidigen. Er versteht unter προσωπεῖον nicht eine gemeine Maske, sondern eine scheußliche Larve, was die Griechen gewöhnlich μορμολύκειον hießen. Allein gesetzt, daß προσωπεῖον diese Bedeutung haben könne, so würde dennoch dieser Sinn weder in den Zusammenhang der Worte, noch zum Wesen dieses Charakters passen. Wer kein Bedenken trägt, mit einem scheußlichen Fratzengesichte öffentlich aufzutreten, der ist ein pöbelhafter Spaßmacher, aber deßwegen noch kein Schamloser: er verletzt das Gefühl des Wohlanständigen und Schicklichen, aber nicht die Gesetze der Tugend und Ehre. Nun ergiebt sichs aus dem Zusammenhange, daß Theophrast diesen Charakter hier von Seite der Schamlosigkeit zeichnen will. Es ist ein unzüchtiger Tanz; und noch dazu wird er nüchtern getanzt: ob in einer scheußlichen Maske, dadurch wird das Aergerniß nicht größer, wohl aber wenn er ohne Maske getanzt wird. Ueberdieß erhält dieser Sinn eine nicht unbedeutende Bestätigung durch eine von Casaubon angeführte Stelle, in welcher Demosthenes eines gewissen Kerybion erwähnt, ὃς ἐν ταῖς πομπαῖς ἄνευ τοῦ προσωπείου κομᾷζει. Eine andre Bestätigung ließe sich aus der Lesart einer Handschrift anführen, in welcher Siebenkees ausdrücklich καὶ προσωπεῖον μὴ ἔχων gefunden hat. Allein um aufrichtig zu seyn, ich glaube, daß diese Lesart nicht von Theophrast, sondern von einem Corrector herrühre, welcher das unumgängliche Bedürfniß der Negation einsah. Die sprachrichtigere Verbesserung des Casaubon, welcher οὐκ ἔχων liest, ist ohne Zweifel die echte Theophrastische Lesart. Man sehe vom Unterschied der Partikeln οὐ und μὴ Herrn Hermanns Anmerkungen ad Viger. de idiotism. l. gr. pag. 773. seqq.

Er läßt seine Mutter darben. — Mich wundert, daß sich an diesen Worten niemand gestoßen hat. Mir ist es unbegreiflich, wie sie sich in diesen Zusammenhang verlieren konnten. Casaubon macht hier einzig die Bemerkung, daß ein Gesetz des Solon diejenigen für ehrlos erklärte, welche es ihren Aeltern an dem nöthigen Unterhalte fehlen ließen, und die übrigen Ausleger begnügen sich, diese Anmerkung zu wiederholen. An und für sich ist dieß nun freylich ein dem Aponenoemenos nicht unähnlicher Zug. Aber auch ein Gedanke, der in diese Verbindung paßt? Theophrast sagt, daß einem solchen Menschen keine Art des Erwerbes zu schändlich sey. Einige derselben hatte er schon vorher erwähnt; und nun macht er noch andre nahmhaft, als: κηρύττειν, μαγειρεύειν, κυβίνειν. Wie kommen nun zwischen ein die Worte τὴν μητέρα μὴ τρέφειν? Doch nicht als eine Art des schändlichen Erwerbes, ἐργασία αἰσχρά. Eine Art von Ersparniß ist es wohl, seiner Mutter den Unterhalt nicht zu reichen. Aber was bloß eine Ersparniß ist, das wird wohl kein erträglicher Schriftsteller je ein Erwerb heißen. Daß diese Worte in ihrer jetzigen Gestalt von Theophrast herrühren, dessen kann ich mich schwerlich bereden: aber ob sie das Einschiebsel einer fremden Hand, oder eine Verfälschung des Textes seyen, darüber getraue ich mir nicht zu entscheiden. In dem letztern Falle möchte etwa μητραγυρτεῖν die ursprüngliche Lesart gewesen seyn. Μητραγύρται hießen nähmlich diejenigen, welche am Feste der Cybele, der Mutter der Götter, unter dem Schall von Trommeln und Cymbeln, das Bild der Göttinn mit sich herumführten, und in ihrem Nahmen, als privilegierte Bettler, das Almosen sammelten: ein Geschäft,

wozu sich nur Leute aus der niedrigsten Classe, oder hoffnungslose Menschen bequemten. Man sehe Perizon zu Aelian. V. H. IX. 8. und Ruhnken ad Timæi lexicon in v. ἀγειρουσαν. Nach dem Athenäos L. XII. war dieses zuletzt das unselige Los des Tyrannen Dionysios. Αυτὸς δε Διονυσιος, sagt er, τελος μητραγυρτῶν και τυμπανοφορούμενος ἀικτρῶς τὸν βίον κατέστρεψε. Allerdings also eine ἐυγασία, welche des ἀπονενοημένος würdig, und ihm vorzüglich angemessen war. Ein ähnliches Geschäft haben wir ihn bereits als Geldeinsammler bey den Vorstellungen der Gaukler treiben gesehen. — Der Abstand der gewöhnlichen Lesart zu der von mir vorgeschlagnen Veränderung ist übrigens nicht so groß, als er beym ersten Anblick scheinen möchte. Ein Copist, der in den zwey ersten Sylben klar und deutlich μητέρα zu lesen glaubte, konnte sich berechtigt halten, den Artikel aus sich zu ergänzen: und aus γυρτειν, bey etwas verblichenen Schriftzügen, μητροφειν durch die Combination mit μητέρα herauszufinden, war für einen Kopf, der ein bißchen antiquarische Gelehrsamkeit, aber desto weniger Scharfsinn besaß, ein leichtes Geschäft.

Er ist auch wohl einer von den Aufwieglern ꝛc. — Einige Ausleger glauben, daß Theophrast hier den ἀπονενοημένος als Charlatan auftreten lasse. Nach Herrn Schneiders Meinung kommt er auch hier als Mitglied der Gauklerbande zum Vorschein. Daher versucht es dieser gelehrte Mann, durch eine weit um sich greifende Versetzung, welche durch mehrere Veränderungen und ein Einschiebsel unterstützt werden muß, beyde Stellen zusammen zu rücken. Mir scheinen die Worte, και τοῦτο δ' ἄν, oder wie Casaubon liest, και ὅυτος δ' ἂν εἶναι δόξειε τῶν κ. τ. λ. einen ganz neuen und eignen Zug anzus

kündigen, welcher in der Anlage des Charakters nicht unmittelbar gegründet ist, wohl aber ganz natürlich sich daraus herleiten läßt. Wollte nun Theophrast den ἀπονενοημένος als Gaukler oder als Marktschreyer aufführen, so bedurfte dieß keiner so bescheidnen Ankündigung. Von einem Menschen, welcher kein noch so schändliches Gewerbe verschmäht, versteht es sich doch wohl von selbst, daß er bey Gelegenheit auch diese Rolle spielen werde. Wenn ich hingegen annehme, daß er als Aufwiegler erscheine, so ist dieses nicht so wohl ein wesentlicher, als vielmehr ein abgeleiteter Zug dieses Charakters, und eine solche Ankündigung steht alsdann hier an der rechten Stelle. Mit diesem Sinne verträgt sich auch λοιδορουμένων, welches Schwarz bey der gewöhnlichen Auslegung in φλυαρουμένων verwandeln zu müssen geglaubt hat, sehr wohl. Demosthenes ahndet Ed. Reisk. p. 1458. seqq. die λοιδορία und ταραχὴ gewisser Volksredner sehr nachdrücklich.

Und stopft sich mit den Zinsen das Maul voll. — Casaubon beweist hier mit einem großen Aufwand von Gelehrsamkeit, daß die Verkäufer auf dem Markte zu Athen, um, bey einem starken Zulaufe, nicht an Einem fort den Beutel öffnen zu müssen, das von den Waaren erlöste Geld für ein Mahl im Munde aufzubewahren pflegten. Allein da ihm der Ausdruck τόκους mit den Worten ἀπὸ τοῦ ἐμπολήματος sich nicht zu vertragen scheint, so schlägt er vor, denselben in ὀβολοὺς oder χαλκοῦς zu verwandeln. Salmasius findet, in dem Buche de usuris p. 581. auch nicht einmahl diese Veränderung nothwendig, indem er aus dem Suidas und Hesychios zu erweisen sucht, daß τόκος wirklich Statt ὀβολὸς gesetzt werden könne. Diese

beyden großen Männer waren zu sehr mit den Worten beschäftigt, um ihre Aufmerksamkeit auf den Geist der Stelle richten zu können, sonst würde ihrem Scharfsinn eine Bemerkung nicht entgangen seyn, welche sich mir so gleich, und, wie ich sehe, auch Herrn Schneider und Coray dargebothen hat, nähmdiese: Ob sich der ἀπονενοσμένος den Mund mit Geld stopfe, oder nicht, darauf kommt an dieser Stelle nichts, aber wasfür ein Geld es sey, womit er sich den Mund stopfe, darauf kommt gerade alles an. Casaubon macht mit seiner Veränderung, Salmasius mit seiner Erklärung aus übel ärger. Denn wenn τόκους hier, wie beyde glauben, nicht Zinse, sondern das von Waaren erlöste Geld bedeutet, so möchte ich wohl wissen, worin die ἀπόνοια dieses Charakterzuges liege, und ob denn alle die, welche ein gleiches thaten, ἀπονενοσμένοι waren? Dieß wird wohl niemand behaupten. Sind es aber Zinse, und zwar Zinse eines schändlichen, und unmäßigen Wuchers, so ändert die Sache ihre ganze Gestalt, so wird das, was in jenem Falle bloß lächerlich war, weil es pöbelhaft ist, in diesem abscheulich, weil es unmenschlich ist, und wir sehen alsdann den ἀπονενοσμένος in seiner ungeheuren, moralischen Carricatur leibhaftig vor uns stehen. Wenn ferner der ἀπονενοσμένος kein andres Geschäft hat, als Gemüse, oder Fische, oder Pöckelfleisch zu verkaufen, so braucht er nicht auf allen den verschiednen Marktplätzen herumzulaufen, (ἐφοδεύειν) er wird gleich andern auf demjenigen sitzen bleiben, auf welchem man seine Waare sucht. Kommt er aber dahin, um die Taugenichtse aufzusuchen, von welchen er Zinse einzuziehen hat, so wird uns sein Herumwandern so fort begreiflich. — Allein

τόκοι ἀπὸ τοῦ ἐμπολήματος, wasfür eine Art von Zinsen soll das heißen? Nach Herrn Schneiders Meinung verkauft der Ehrlose die Waaren seiner Schuldner selbst, und zieht die Zinse von dem erlösten Gelde ab. Allein um diesen Sinn in diesen Worten zu finden, dazu wird eine Brachylogie vorausgesetzt, welche ein wenig hart zu verdauen ist. Ferner ist es, wie ich denken sollte, bey weitem nicht so wahrscheinlich, daß die ἀγοραῖοι, an deren Spitze sich der Ehrlose stellt, und denen er Geld auf große Zinsen leiht, Höcker, als vielmehr daß sie Pflastertreter und Verschwender, kurz daß sie Bursche von seinem Gelichter seyen. Alle diese Verlegenheiten der Ausleger kommen einzig von den Worten ἀπὸ τοῦ ἐμπολήματος her, welche man von verkauften Waaren verstehen zu müssen glaubte. Wenn sie sich nicht anders verstehen ließen, so würde ich sie für ein durch die Erwähnung der verschiednen Marktplätze veranlaßtes Glossem halten. Allein ἐμπόλημα wird, so wie ἐμπολὴ, von jeder Art des Erwerbes gebraucht. Suidas erklärt es so: τὸ τῆς πραγματείας κέρδος. ἡ συναγωγὴ τοῦ κέρδους. Eben so Hesychios: ἐμπολή. κέρδος. Auch Pollux führt es V. 135. unter den Wörtern auf, welche im Allgemeinen einen Gewinn bezeichnen. Coray übersetzt also ganz richtig: la monnoie qu'il reçoit de ce trafic.

7.

So kann in der Unterredung einer dem andern auf die Spur helfen. — Die Worte des Originals τὸ λαλεῖν ὡς χρήσιμόν που, sind ein wenig dunkel. Casaubon übersetzt: Quam juvat interdum sermones mutuos serere! Ich kann diesen

Sinn aus zweyen Gründen nicht gut heißen. Erstlich kommen vor und nachher lauter solche Formeln zum Vorschein, durch welche der Schwätzer sich des Wortes bemächtigt, und daher scheint mir diese Ejaculation über das Vergnügen der mündlichen Unterhaltung die Harmonie der Ideen sehr unzeitig zu stören. Zweytens verträgt sich ein solches Geständniß besser mit dem Charakter des Plauderers als des Schwätzers. Mir scheint diese Formel, so wie die zunächst vorhergehende, das Losungszeichen zu seyn, um einen Gedanken, oder eine Reflexion an den Mann zu bringen, durch welche das, was ein andrer zu sagen anfieng, geweckt ward.

So erkundigt er sich nach dem Gegenstande der Berathung. — Herr Schneider glaubt, daß man ἐκκλησίας συγκλήτους, außerordentliche Volksversammlungen verstehen müsse, welche bey besondern Vorfällen durch einen Herold ausgerufen wurden; und in der That ergreift der Schwätzer das Ungewöhnliche und Wichtige am liebsten, und überläßt das Alltägliche dem Plauderer. Allein was soll das heißen τὰς ἐκκλησίας ἀπαγγέλλειν? „Der Schwätzer, so schreibt Herr Nast, sagt die „Volksversammlungen selbst an: eine sehr unnütze „und überflüssige Mühe, da sie jedesmahl vorher „ausgeschrieben wurden." Ganz recht. Aber eben deßwegen, weil es bloß eine überflüssige Mühe ist, kann sie der Schwätzer nicht übernehmen, ohne dem περίεργος ins Amt zu greifen. Nach Casaubons Uebersetzung trägt er das, was in der Volksversammlung verhandelt ward, herum. Allein damit dürfte er leicht zu späte kommen, da jeder andre dieß so gut wissen kann als er, um davon nichts zu sagen, daß er abermahl außer seinen Charakter

hinaustreten, und die Rolle des Neulgkeitenkrä-mers übernehmen würde. Mir scheint der Ausdruck πυθόμενος eine angelegentliche Erkundigung anzuzeigen, welche auf nichts anders gehen kann, als auf den Gegenstand der Berathung. Dieser ward nähmlich jedes Mahl, nebst dem Tage und der Stunde der Versammlung, durch eine öffentlich angeschlagene Tafel von den Prytanen zum voraus kund gemacht. So bald der λαός denselben in Erfahrung gebracht hat, so macht er ihn weiter bekannt, wobey er, wie es sich von selbst versteht, nicht ermangeln wird, seine eigne Ansicht vorläufig zu eröffnen, und seine Einsichten und Belehrungen an den Mann zu bringen; ein Geschäft, worin er unmöglich zu verkennen ist.

Zuweilen recensiert er die Streitreden ꝛc. — Nach der gewöhnlichen Lesart der Handschriften würde diese Stelle so lauten: „Zuweilen „erzählt er die unter dem Archontat des Redners „Aristophon gelieferte Schlacht, und das Treffen „der Lakedämonier unter der Anführung des Lysan-„dros, und die Reden, welche er selbst etwa, nicht „ohne Beyfall, in der Volksversammlung gehalten „habe." Mehrere Umstände machen, wenn sie auch einzeln nicht entscheidend sind, doch zusammen genommen, diese Lesart im höchsten Grade verdächtig. Fürs erste, waren zwey Aristophonte als Redner berühmt: aber von dem rednerischen Ruhme des Archon Aristophon, welcher hier vorzugsweise als Redner erwähnt wird, weiß das ganze übrige Alterthum nichts; und Casaubon, welcher ihn dem Demosthenes an die Seite setzt, verwechselt ihn offenbar mit dem viel ältern Aristophon Azeniensis. Man sehe Ruhnkens Historia critica oratorum

graecorum vor desselben Ausgabe des Rutilius Lupus S. 45. Vergl. Herrn Wolfens Anmerkung zu Demosth. adv. Leptin. p. 367. Allein gesetzt, der große Redner Aristophon könnte wirklich gemeint seyn, so würde gleichwohl die Erwähnung dieses Vorzuges hier, wo es einzig um die Zeitbestimmung einer Thatsache zu thun ist, ganz am unrechten Orte stehen. Endlich scheint auch die Versetzung der Worte τοῦ ῥήτορος mit der anspruchslosen Einfalt des Theophrastischen Styles, welcher in diesem Werkgen durchaus das Gepräge des sermo pedestris im strengsten Sinne führt, sich nicht ganz wohl zu vertragen. — Und nun wird einer Schlacht Erwähnung gethan, welche unter dem Archontat dieses Aristophon geliefert ward: und mit welchen Worten? Τὴν ἐπ' Ἀριστοφῶντός ποτε γενομένην μάχην. Sollte man nicht glauben, sie wäre unter dem Commando des Aristophon geschehen, um so mehr, da es so gleich hernach heißt: καὶ τὴν τῶν Λακεδαιμονίων ἐπὶ Λυσάνδρου. Die Schlacht selbst wird durch keine nähere Angabe bestimmt. Unmittelbar an diese beyden Schlachten wird durch das Verbindungswort und das persönliche Fürwort — was? geknüpft. Sollte man nicht denken eine dritte Schlacht, welche Er, der Schwätzer selbst gewonnen hätte? Und freylich ist es eine Schlacht, oder vielmehr ein Sieg, aber einer, den er mit der Zunge will gewonnen haben. Wenn das nicht seltsam verbunden heißt, so weiß ich nicht, was es heißen kann. Man wende nicht ein, daß es nicht Theophrast, sondern der Schwätzer sey, welcher diesen Sprung mache. Ich behaupte, daß auch der Schwätzer nicht solche Sprünge mache. Wenn er sie jemahls macht, so macht er sie als Plauderer, und nicht als Schwätzer. — Um es kurz

zu machen, eine unbeträchtliche Veränderung, welche Casaubon vorschlägt, hebt alle diese Zweifel. Er liest τῶν ῥητόρων, Statt τοῦ ῥήτορος, und versteht den berühmten Streit der beyden größten Redner Demosthenes und Aeschines, welcher unter dem Archontat des Aristophon entschieden ward. Diese Veränderung löst, wie gesagt, alle die vorhin angeführten Schwierigkeiten, und paßt so gut in den Zusammenhang, als sie dem Charakter des Schwätzers angemessen ist. Denn die Erzählung eines so berühmten Rechtshandels, welche man sich ganz natürlich mit der Recension der Streitreden selbst begleitet gedenken muß, ist unstreitig weit mehr die Sache des Schwätzers, als die Erwähnung oder Beschreibung einer noch so merkwürdigen Schlacht. Und wie natürlich, wie gut angelegt, wie ganz der vermessenen Eitelkeit eines solchen Geschöpfes gemäß, und wie schalkhaft gewandt ist nicht der Uebergang von den zwey größten Meisterstücken der Beredsamkeit auf die nicht kleinern Meisterstücke, welche dieser windige Locutulejus selbst geliefert zu haben wähnt! Wie fest und innig schließen sich nun jene vorhin so seltsam verbundnen Worte καὶ ἅνς ποτε λόγους αὐτὸς etc. an das Vorhergehende an! Freylich damit sie sich anschließen können, müssen die dazwischen liegenden Worte, καὶ τὴν τῶν Λακεδαιμονίων ἐπὶ Λυσάνδρου aus dem Texte weichen; und ich trage kein Bedenken, denselben als einem durch das Mißverständniß des Wortes μάχην veranlaßten Einschiebsel eines freygebigen Interpolators das Urtheil zu sprechen. Oder woran ist ein Einschiebsel kennbar, wenn nicht daran, daß es die schönste Harmonie stört? Mit Einem Worte, ich halte die von Casaubon vorgeschlagne Veränderung für eine emen-

datio palmaris, welche das Verdienst, ein nicht schlechtes Buch geschrieben zu haben, aufwiegt. Der große Mann selbst hat sie nur hingeworfen, und darum ward sie vielleicht nicht aufgehoben. Ich würde mich freuen, wenn es mir sollte gelungen seyn, die Nothwendigkeit und Vortrefflichkeit derselben in ein helleres Licht gesetzt zu haben, als worin Casaubon selbst sie gesehen zu haben scheint.

In der That ist es eine schwere Aufgabe für den Schwätzer ꝛc. — Die Handschriften und Ausgaben legen diesen und die zunächst folgenden Sätze dem Schwätzer selbst in den Mund. Sie lesen — φαγεῖν· λέγων ὅτι etc. Gesner fühlte das Unschickliche dieser Lesart. Er schlägt das Participium λέγων zu dem Vorhergehenden, und sagt: Quae sequuntur, ea potius ex sua persona judicare putaverim Theophrastum, quam a garrulo prolata referre. Ich bin von der Richtigkeit dieser Bemerkung vollkommen überzeugt. Die Ausleger haben darin häufig gefehlt, daß sie bey der Bearbeitung jedes einzelnen Charakters den mit logischer Schärfe bestimmten Begriff nicht unverrückt im Auge behalten haben. Ohne diese Vorsicht konnte weder die Auslegung noch die Kritik sichre Schritte thun; und kaum hat sie bey einem andern Charakter so oft als bey diesem gestrauchelt. Gesner hat allerdings richtig gefühlt, wenn er gleich vom *garrulus* spricht, wo er vom *loquax* sprechen sollte. Der Schwätzer wird gewiß über seine Redseligkeit so wenig scherzen, als andre gerne darüber scherzen hören. Man verstehe mich recht. Wenn ich hier vom Schwätzer rede, so meine ich nicht den Schwätzer in concreto, sondern das reine Ideal des Schwätzers. Bey jenem kann eine Mischung Statt finden, die es

zweifelhaft macht, ob er mehr Plauderer oder Schwätzer sey, bey dem letztern nicht. Der Philosoph, es sey daß er den Begriff bestimme, oder den Charakter zeichne, darf aus dieser Mischung nichts darein aufnehmen: er ist uns das reine, unverfälschte Ideal schuldig. Dieses vorausgesetzt, ist es die Pflicht des Commentators, bey mehrern möglichen Deutungen einer Stelle diejenige zu wählen, welche sich mit jenem Gesichtspunct am besten verträgt; und die Pflicht des Kritikers, den Text nach jenem Gesichtspunct zu berichtigen, so lange es ohne sichtbaren Zwang, und auffallend willkührliche Behandlung der Worte geschehen kann. Nach diesen Grundsätzen, welche ich für unbestreitbar halte, glaube ich mich berechtigt, die von Gesner vorgeschlagne Veränderung nicht nur anzunehmen, sondern noch weiter auszuführen. Ich schlage λέγων nicht zu dem Vorhergehenden, weil es mir an dieser Stelle schleppend, und entbehrlich vorkömmt, und die Concinnität des Satzes völlig zu vernichten scheint, sondern streiche es als ein durch das folgende ὅτι veranlaßtes Einschiebsel aus. Bey den Worten καὶ ὡς ἐν ὑγρῷ nehme ich ὡς nicht als Conjunction, sondern als Vergleichungspartikel, und bey dem darauf folgenden καὶ ὡς lasse ich ὡς weg. Ein Corrector, welcher das frühere ὡς als Conjunction nehmen zu müssen glaubte, flickte das zweyte hinzu. Und so wäre die Stelle ohne wichtige Veränderung ins Reine gebracht. Allein noch bleibt ein andrer Punct in dem Folgenden zu berichtigen übrig. Theophrast scheint zu sagen, daß so gar der Spott dem Schwätzer nichts angewinne. Er scheint es zu sagen, oder er sagt es, je nachdem man die Sache nimmt. Er scheint es zu sagen, wenn nicht

nur beabsichtigter, sondern auch verstandner, und gefühlter Spott gemeint ist. Er sagt es, wenn man Spott versteht, der nicht in der Absicht des Redenden, sondern in der Sache selbst liegt. Das angeführte Beyspiel, im rechten Lichte betrachtet, wird meine Meinung erläutern. Die Kinder des Schwätzers bitten ihn, ihnen etwas vorzuschwatzen, um darüber einschlummern zu können. Dabey denken sie selbst so wenig etwas arges, als das Kind seine gesprächige Amme für eine Plaudertasche hält. Der Spott liegt nicht in ihrer Absicht, sondern in ihrer naiven Bitte, welche mehr sagt als sie verstehen. Der Schwätzer fühlt den Stachel nicht; er nimmt die Naivität für Einfalt, und fängt an zu erzählen. Man setze an die Stelle des Kindes einen erwachsenen Menschen, der weiß was er sagt, so wird jener es sicher nicht thun.

8.

Denen man nicht leicht auf die Spur kommen wird ꝛc. — Nach Casaubons trefflicher Verbesserung: ὧν οὐδεὶς ἂν ἔχοι ἐπιλαβέσθαι, Statt ἐπιλαθέσθαι. Coray, welcher diese Veränderung billigt, weicht in der Auslegung derselben von Casaubon ab. Er übersetzt: Il a soin de choisir des autorités, que personne ne puisse récuser. Mir scheint die Wahl der angeführten Gewährsmänner mit dieser Auslegung sich nicht wohl zu vertragen. Es sind alles unbekannte Menschen vom untersten Range, wie sie der Zeitungsträger wählen mußte, wenn er sich nicht der Gefahr aussetzen wollte, als Lügner zum Vorschein zu kommen. Ein einziger scheint Ausnahme zu machen; derjenige welchen Theophrast ἀγχολάβος nennt. Man versteht gewöhnlich darunter

einen Entrepreneur oder Commissar. Allein es könnte eben so wohl von einem der untergeordneten Geschäftsträger gesagt seyn, durch welche die erstern den Detal ihrer Aufträge etwa besorgen ließen.

Daß Polysperchon und der König (Arridäos). — Theophrast nennt den König nicht. Casaubon glaubt, daß man Arridäos, den Bruder Alexanders des großen, Coray, daß man den Sohn desselben, Herkules, verstehen müsse. — Die Athenische Regierung erlitt von den Nachfolgern Alexanders mehr als einen Wechsel. Polysperchon begünstigte die demokratische, Kassandros die oligarchische Partey. Daher die Bemerkung des Zeitungsträgers von der Bestürzung der Herrscher Athens bey der angeblichen Niederlage Kassandros.

Man spreche davon wie aus Einem Munde. — In den Handschriften und Ausgaben folgt hier ein tautologischer Satz: sie lesen; καὶ πάντα γὰρ συμφωνεῖν. ταὐτὰ λέγειν περὶ τῆς μάχης. Man spreche davon wie aus Einem Munde: alles stimme in der Nachricht von diesem Treffen überein. Einige Handschriften haben die Cauffalpartikel nach πάντα nicht, und setzen sie hingegen nach ταὐτά. Ich halte die Worte: ταὐτὰ λέγειν π. τ. μ. für ein offenbares Glossem zu συμφωνεῖν. Sie enthalten eine müßige, selbst an einem Zeitungsträger kaum erträgliche Tautologie.

Hierauf bricht er — ihr könnt nicht glauben in wasfür wehmüthige Klagen aus. — Bey dieser Stelle weichen die Handschriften in ihren Lesarten, die Ausleger in ihren Conjecturen und Erklärungen sehr von einander ab. Ich habe die Lesart der Fischerischen Ausgabe, mit

Ausnahme der Interpunction, befolgt, welche durch mehrere Handschriften bewährt wird. Herr Nast erklärt sich dagegen in einem entscheidenden Tone. „Wenn, sagt er, diese Wortfolge richtig ist, so ist „fürwahr! der Sinn der Stelle sehr verschroben, „und es kann wenig helfen, wenn Fischer, um „jene Wortfolge zu retten, auf eine höchst gezwungne „Weise annimmt, die Worte πῶς ὅιεσθε müssen „gleichsam als Parenthese, oder als Worte Theo„phrasts verstanden werden, die er an den Leser „richte. Durch die von mir angenommene Ver„setzung (er liest πῶς ὅιεσθε λέγων) wird die Stelle „so gleich klar, und die Formel πῶς ὅιεσθε, wie „meinen Sie? ist so sehr im Charakter des „Schwätzers, daß man nicht begreift, wie Fischer „sie anders erklären konnte." Daß Herr Nast jenen Gebrauch von πῶς ὅιεσθε höchst gezwungen findet, darüber muß ich mich verwundern: noch mehr aber darüber, daß Herr Schneider seiner Meinung beytritt, und die vorgeschlagne Veränderung in den Text aufnimmt. Wenn der Fischerschen Lesart ein Zwang zur Last fällt, so ist es ein Zwang, dessen die besten Schriftsteller sich häufig schuldig machen. Doch ich spreche immer von Fischer, da ich von Casaubon sprechen sollte. Denn er ist es, nicht Fischer, welcher jene Auslegung zu erst auf die Bahn legte. Er sagt: Illud πῶς ὅιεσθε interrogative διὰ μέσου legimus, ut passim apud Atticos. Exempla passim obvia, ut mirum sit offendisse in tam plana via, et tam clara luce doctos homines. Da er die Sache als bekannt voraussetzte, und mit Vorbeygehung der gewöhnlichern Form, uns ein einziges Beyspiel von der minder gewöhnlichen gab, so wird es nicht ganz überflüssig seyn, diese Redensart durch

mehrere Beyspiele zu beleuchten. Lucian. Necyom. 14. Οἱ δὲ ἐνεκαλύπτοντο, καὶ ἀπεστρέφοντο — καὶ ταῦτα πῶς οἴει βαρεῖς ὄντες καὶ ὑπερόπται παρὰ τὸν βίον; Id. Ἀλεκτρ. Ed. Bip. T. VI. p. 299. Πολὺ, ὦ Πυθαγόρα, χρυσίον εἶδον, πολύ· πῶς οἴσει καλόν; etc. Plat. Συμπ. Ed. Bip. T. X. p. 259. Ἔνδοθεν, ἀνοηχθεὶς, πόσης οἴεσθε γέμει, ὦ ἄνδρες συμπόται, σωφροσύνης; Add. Aristoph. in Ran. Ed. Brunk. v. 54. Plut. v. 742. Eurip. in Hippol. Ed. Musgr. 450. Iphigen. in Aul. 1599. Unter den Lateinischen Schriftstellern hat Cicero diese Redensart häufig nachgeahmt. Pro Sex. Roscio Amerino. 17. Quid censes hunc ipsum Sextum Roscium, quo studio et qua intelligentia esse in rusticis rebus? Conf. de Off. II. 7. de leg. Agr. II. 17. de Orat. I. 17.

War er doch ein so mächtiger Fürst! — Ich halte mich an Casaubons Uebersetzung. Reiske und Herr Schneider mit ihm glauben, daß ἰσχυρὸς nach der Sprache des gemeinen Mannes Statt. ἀνδρεῖος gesagt sey. Wenn dieß auch erwiesen werden könnte, so würde immer der Context für jenen Sinn entscheiden. Der Zeitungsträger spricht von dem Wechsel des Glückes; und dieser ist größer, wenn ein Mächtiger fällt, als wenn ein tapfrer Feldherr eine Schlacht verliert.

9.

Wenn er ein Opfer schlachtet. — Die Alten schlachteten kein größeres Thier für ihren Gebrauch allein; und eben so wenig ward irgend eines den Göttern ausschließend geopfert. Ein Theil war für die Götter bestimmt. Von dem übrigen ward eine Mahlzeit gehalten, wozu man die Freunde einlud. Einigen derselben ward auch etwa ihr

Antheil nach Hause gegeben. Man sehe das Ende des 12. Cap.

Laß dirs wohl schmecken, mein Hochverehrter! — Die Gäste pflegten etwa einen Sclaven mit sich an die Mahlzeit zu nehmen, welcher hinter ihnen stand, und sie bediente. Diesem ward zuweilen etwas von der Tafel abgereicht. — Es schien den Auslegern ein wenig aufzufallen, daß der Theophrastische Unverschämte seinen Sclaven τίμιος nennt, da dieß ein Ausdruck war, dessen sich sonst nur der Geringere gegen den Vornehmen, oder auch dieser gegen seines gleichen bediente. Casaubon sucht dieß so zu erklären. Wer zu einem Gastmahle geladen ward, nahm oft einen Freund mit sich. Diese ungeladnen Gäste nannte man Schatten. Der Unverschämte, welcher seinen Bedienten mit fremder Kost speisen, oder vielleicht gar noch eine Portion durch ihn nach Hause schicken will, scheut sich dieß so ohne alle Umschweife zu thun. Er giebt ihn daher für einen Schatten aus, weil er, als solcher, gegründete Ansprüche auf einen Antheil an den Speisen machen kann. — Ich sehe nicht, daß durch diese Erklärung etwas gewonnen sey. Um eine Schwierigkeit zu lösen, knüpft sie eine zweyte. Wenn es auffällt, daß der Unverschämte seinen Sclaven τίμιος nennt, muß es nicht eben so wohl auffallen, daß er den, welchen er als Schatten aufführt, wie einen Sclaven behandelt, ihn hinter sich stehen läßt, ihm die Speisen vom Tische reicht? u. s. w. Salmasius ad Solinum p. 34. schlägt eine andre Auskunft vor. Er liest Τίβιε, Statt τίμιε, und führt den Stephanus Byzantinus an, welcher ausdrücklich sagt, daß man die Sclaven, welche vom Berge Tibius in Phrygien gebürtig waren,

insgemein so, nach ihrer Heimath genannt habe. Diese Conjectur hat von mehr als Einer Seite so viel Empfehlendes, daß man sich darüber nicht verwundern darf, daß mehrere Herausgeber sie nicht nur gebilligt, sondern in den Text aufgenommen haben. Ich würde ihnen beytreten, wenn ich, so wie sie, mich in dem Fall befände, zu glauben, daß die gewöhnliche Lesart einer Berichtigung bedürfe. Allein davon kann ich mich so wenig überzeugen, daß ich sie vielmehr, im rechten Lichte betrachtet, dem Charakter des Unverschämten und seiner Handlungsweise vollkommen angemessen finde — nicht zwar, wie Fischer meint, quia impudentis est servum, hominibus liberis praesentibus et audientibus, adpellare τίμιον. Diese Art von Unverschämtheit berührt den Charakter, so wie ihn Theophrast aufgefaßt hat, von keiner Seite. Das Beywort τίμιος kann dem Sclaven unmöglich im Ernste gelten: und im Scherze gesagt, kann es die, welchen es mit Recht zukommt, nicht beleidigen. Es ist mehr eine Abgeschmacktheit als eine Unverschämtheit. Nun sagt es der Unverschämte wirklich im Scherze. Es ist völlig in seiner Art, da wo er seine Anmaßungen geraden Weges durchzusetzen sich nicht getraut, die Sache ins Spaßhafte hinein zu spielen. So macht er es bey dem Fleischer; und eben so hier an der Tafel. Die Unverschämtheit, womit Er, welcher andre bewirthen sollte, an einem fremden Tische erschien, konnte die Laune des Gastgebes nicht zu seinem Vortheil stimmen. Was wird es seyn, wenn er nicht nur für sich, sondern auch für den Bedienten ohne Umstände zugreift? Ein Scherz, wenn gleich ein abgeschmackter, kann zuweilen auch eine üble Laune entwaffnen; und das Verächtliche

findet nicht selten unter dem Schutze des Lächerlichen sicheres Geleit. Dieß weiß der Unverschämte. Siehe da, mein hochverehrter Herr! Ihnen gehört auch was: ich bitte, lassen Sie sichs belieben. Allerdings ein abgeschmackter Scherz: wer wird es läugnen? aber um so viel angemessener dem Charakter dessen, welchem er in den Mund gelegt wird.

Und wirft — — einen Knochen in die Schale. — Einige Handschriften lesen: ὀστοῦν εἰς τὸν ζωμὸν, Statt ζυγὸν, das heißt: einen Markknochen, um die Suppe fett zu machen. Pauw und Fischer ziehen diese Lesart vor. „Denn, sagt der letztere, ein einfacher Knochen ist schlechter als ein Stück Eingeweide, ein Markknochen hingegen besser. Nun ist es in der Ordnung, daß der Unverschämte das Bessere zu erst, und das Schlechtere erst dann nehme, wenn er jenes nicht haben kann." Wenn von dem Habsüchtigen die Rede ist, so lasse ich es gelten. Bey dem Unverschämten lassen sich Fälle gedenken, in welchen die umgekehrte Gradation Statt findet. Ich glaube diesen Zug in der Entwicklung des Charakters hinlänglich ins Licht gestellt zu haben.

Und muthet ihm überdieß zu ꝛc. — Dieser Zug, auf welchen das Licht hauptsächlich fällt, muß in Verbindung mit dem Vorhergehenden gefaßt werden. Daß der Unverschämte von einem Unbekannten borgt, das mag noch hingehen. Aber daß er ihm zumuthen darf, ihm das Geborgte nach Hause zu tragen, dadurch zeigt er sich erst in seinem Glanze. Gewöhnlich setzen die Ausgaben nach ἄχυρον ein Colon. Herr Schneider läßt es, ganz richtig, bey einem Comma bewenden.

Nun bin ich gewaschen, sagt er ꝛc. — Der Griechische Text sagt: καὶ εἰπεῖν ὅτι λέλουται, ἀπιών· κάκει, Οὐδεμία σοι χάρις. Die Ausleger wissen nicht, was sie mit dem Worte κάκει anfangen sollen; und die Veränderungen, welche sie vorschlagen, sind theils gezwungen, theils frostig. Fischer glaubt, daß der Text keiner Veränderung bedürfe. Er sagt: Mihi certe lectio vulgata pisce sanior videtur. Man müßte sie nur so erklären: *et ibi*, e loco, ubi discedens stat. Ungeachtet diese Erklärung mit dem Ansehn eines Hemsterhuis gedeckt ist, welcher et ibi, et tum porro übersetzt, so scheint sie mir gleichwohl die Sache nicht ins Reine zu bringen. Der Sinn hat etwas kleinliches, wenn κάκει et ibi heißen soll: und wenn es tum porro übersetzt wird, so ist der Ausdruck schleppend. Zweytens stößt die plötzliche Veränderung der Rede ex obliqua in directam: und endlich kann das Zeitwort εἰπεῖν nicht ohne auffallende Härte zu κάκει hinübergezogen werden. Vorausgesetzt daß man mit Pauw Statt ὅτι, ὅτε λέλουται lese, so läßt mich übrigens die Urbanität des Unverschämten in der, wie ich glaube, verdorbnen Lesart κάκει einen Ehrentitel für den Bader ahnden, auf dessen Spur der ἀνὴρ κόπρειος des Aristophanes, der stercoreus miles und das sterquilinium des Plautus, und andre dergleichen facetiae der komischen Schaubühne vielleicht am sichersten leiten könnten.

10.

Um den monathlichen Zins — persönlich einzuziehen. — Casaubon schwankt in seinen Vermuthungen über den eigentlichen Sinn dieser Stelle hin und her, und schlägt verschiedne Ausle-

gungen vor, deren jede ihre Anhänger gefunden hat. Die meisten glauben, daß von dem monathlichen Zins der Hausmiethe die Rede sey, und setzen die Knickerey darin, daß der μικρόλογος auch nicht einmahl einen halben Obolos davon nachlasse. Wenn Theophrast dieses sagen wollte, so würde der Zug nicht gut gewählt seyn. Wer eine rechtmäßige Schuld sich ganz bezahlen läßt, und auch den fehlenden Häller fordert, den kann man höchstens genau nennen, aber ein Knicker ist er um dessentwillen noch nicht. Salmasius hat in dem Buche de modo usurarum die Stelle im wahren Lichte gesehen. Der Theophrastische Mikrologos ist einer von den kleinen Capitalisten, welche ein nicht beträchtliches Stück Geld für einen eben so unbeträchtlichen Zins auf den Monath ausleihen. Und einen solchen Zins nicht nur monathlich einzuziehen, sondern in dieser Absicht zu dem Schuldner selbst ins Haus zu laufen, darin liegt eigentlich die Knickerey. — In einer Handschrift steht, ἀπαιτεῖν ἐλθὼν ἐπὶ τὴν οἰκίαν. Dieses ἐλθὼν, welches in den übrigen Handschriften nicht gelesen wird, haben die meisten Ausleger, nach Salmasius, als überflüssig, durchgestrichen. Ἀπαιτεῖν ἐπὶ τὴν οἰκίαν, sagen sie, ist eine Brachylogie, wie τοὺς τόκους εἰς τὴν γνάθον ἐκλέγειν im VI. Cap. oder ἐπὶ θάνον ἀνίστασθαι im XIV. Cap. Sie haben nicht gesehen, daß jenes Wort nicht mit den folgenden verbunden werden muß, sondern, für sich allein genommen, dem Satze eine bedeutende Bestimmung giebt, die er ohne dasselbe nicht haben würde. Denn dieses einzige Wort sagt ausdrücklich, daß der Knicker den halben Obolos persönlich im Hause seines Schuldners einziehe. Ἐλθὼν, so wie ἰὼν, drückt oft die angelegentliche Sorgfalt aus, womit

ein Geschäft, oder eine Sache betrieben wird. So fragt Sokrates beym Xenophon Ἀπομν. III. 6. 11. den von seiner eingebildeten Weisheit aufgeblasenen, und über Dinge, wovon er nichts versteht, dreist absprechenden Glaukon: πότερον ἐλθὼν ἐξήτακας τοῦτο; „Hast du denn dieß selbst untersucht?" Man sehe Dorville ad Charit. p. 297. und die Miscellaneas observationes etc. Vol. I. Tom. I. p. 125.

Und sondert — die kleinste Portion der Artemis zum Opfer ab. — Warum eben der Artemis, und nicht einer andern Gottheit? So kann man allerdings mit Pauw fragen, wenn von einer gewöhnlichen Libation die Rede ist. Gesner vermuthet, daß die Tischfreunde gerade von der Jagd kommen. Allein so lassen sich zuletzt alle Zufälligkeiten motivieren, wenn man allen möglichen Vermuthungen Raum geben will. Weit besser wird diese Frage von Coray beantwortet, welcher glaubt, daß hier von der so genannten Mahlzeit der Hekate die Rede seyn möchte. Die Reichen pflegten nähmlich zur Zeit des Neumondes Brot und andre Speisen auf die Scheidwege zu legen, welche von den Armen aufgezehrt wurden. Man sehe hierüber Hemsterhuis ad Luciani dial. mort. Ed. Bipont. p. 397. seqq.

Niemand darf über sein Feld gehen, damit er nicht ꝛc. — Ich habe geglaubt diese beyden Sätze so verbinden zu müssen. Im Griechischen sind sie getrennt. In einer wörtlichen Uebersetzung würde es so heißen: „Niemand darf über „sein Feld gehen; niemand eine gefallene Dattel „oder Olive auflesen." Allein offenbar enthält der zweyte Satz den Grund vom erstern. Oder weßwegen will der Mikrologos, daß man nicht über sein Feld

gehe? Etwa damit man ihm nicht die Saaten zertrete? so ist es nicht Knickerey. Oder will er es auch dann nicht, wenn die Früchte eingesammelt sind? so ist es abermahls nicht Knickerey, sondern Inhumanität. Uebrigens ist dieser Zug um so viel besser gewählt, da es erwiesen ist, daß in Griechenland die Datteln nicht zur völligen Zeitigung gelangten, und also nur als Fütterung für das Vieh, oder als Speise höchstens für die Sclaven zu gebrauchen waren. Etwas ganz anders war es freylich, wenn man, was Demosthenes Ed. Reisk. p. 314. dem Aeschines vorwirft, geflissentlich auf fremde Güter gieng, um daselbst gleichsam ordentliche Einsammlung zu halten.

Und scheut sich nicht, von den aufgelaufenen Zinsen Interessen zu nehmen. — Casaubon meint dieser Zug wäre zu stark, und bey dem μικρολόγος nicht wohl angebracht; für den ἀπονενεμμένος würde er sich besser schicken. Mir scheint die gehörige Abstufung dabey ganz richtig beobachtet zu seyn. Die aufgelaufenen Zinse zum Capital zu schlagen, ist an sich nicht nur keine schändliche, sondern auch nicht einmahl eine unrechtmäßige Handlung. Nie wird der Knicker sich eine solche zu Schulden kommen lassen. Er fordert nichts, als was er nach dem strengen Rechte fordern kann: und nach diesem muß es erlaubt seyn, den zurückbehaltenen Zins als angeliehenes Geld zu betrachten. Ob es immer auch anständig und menschlich sey, das ist eine andre Frage. In allen Forderungen des strengen Rechtes ist der Knicker genau; der Mann von Gefühl ist es nicht. Der Wucherer hingegen bindet sich an kein Recht. Er fordert, wie wir im 6. Cap. gesehen haben, nicht bloß Zinse von

Zinsen, sondern auch einen Zins, der mit dem Capital in keinem billigen Verhältnisse steht.

Noch Kränze, noch Oehlfladen. — Μήτε στέμματα, μήτε θυλήματα. Da in dieser ganzen Stelle lauter solche Sachen vorkommen, welche sich consumieren, und, bey der Absicht den Knicker zu zeichnen, auch keine andern vorkommen dürfen, so scheinen mir die Kränze hier nicht an ihrer Stelle zu seyn. Ich möchte daher vorschlagen, Statt στέμματα, πέμματα zu lesen. Da indessen θυλήματα dasselbe sagt, so dürfte vielleicht πέμματα als Glossem von jenem in den Text gekommen, und nachher in das bekanntere στέμματα verwandelt worden seyn. Vermuthlich geschah dieß eben so beym Pollux I. 28. wo πέμματα und στέμματα neben einander stehen, und wo Jungermann in seinem Codex nur das letztere gefunden hat.

11.

Der Schamlose. — Die Wörter βδελυρὸς und βδελυρία biethen einen allgemeinen, sehr unbestimmten Sinn dar. Die Commentatoren, von Casaubon bis auf Coray, finden darin drey verschiedene Bedeutungen, welche sie mit den Zeugnissen des Scholiasten vom Aristophanes nubb. 445. so wie des Suidas, Hesychios, und des Verfassers vom Etymologicon magnum bewähren. Nach der ersten soll es einen schamlos Unzüchtigen, nach der zweyten einen verabscheuungswürdigen Menschen, nach der dritten einen Geitzigen bezeichnen. Alle drey Bedeutungen giebt Phavorinus zugleich an. Τὸν πόρνον, sagt er, οὕτως ἐκάλουν, ὡς ἐν τῷ κατὰ Τιμάρχου Αἰσχίνης, καὶ τὸν μιαρὸν (man lese μυσαρὸν) ἄξιον, ἢ τὸν ἀνελεύθερον· καὶ ὁ βδελυρὸς, ὁ αἰσχροποιός.

Eine genauere Ansicht und schärfere Prüfung wird uns, wie ich glaube, überzeugen, daß der eigentliche Sinn des Wortes sich nur auf Eine der angeführten Bedeutungen beschränke, und daß die beyden andern nichts als eine bloße Anwendung der erstern auf besondre Arten von Lastern sind. Der Geitzige nähmlich, und der schamlos Unzüchtige sind beyde verabscheuungswürdig, und folglich liegt darin die eigentliche Bedeutung des Wortes. Man muß sich durch die Erklärung der Glossographen nicht irre führen lassen. Sie haben bekanntlich fast immer eine besondre Stelle irgend eines Autors im Auge, nach deren Zusammenhang sie das Wort deuten, wie zum Beyspiel gerade Phavorin, welcher auf die Rede des Aeschines gegen den Timarchos verweist. Dergleichen Stellen enthalten gewöhnlich einen allzu enge beschränkten Gesichtspunct, als daß sich die eigentliche Bedeutung des Wortes daher mit philosophischer Genauigkeit abstrahieren ließe. Wenn z. B. der Geitzige βδελυρὸς genannt wird, so soll dieses Wort nicht das Wesen des Geitzes bezeichnen: es ist anders nichts als ein Epitheton, welches die Häßlichkeit dieses Lasters ausdrückt, und welches noch bey mehr als Einem andern Laster mit eben so vielem Rechte stehen kann. So viel ergiebt sich übrigens für einmahl aus der angeführten Glosse: Der βδελυρὸς ist in Rücksicht auf seine Handlungen αἰσχροποιὸς; in Rücksicht auf den Eindruck, den er durch jene auf andre macht, μύσους ἄξιος. Allein noch sind diese Begriffe zu schwankend und allgemein, um eine Ueberschrift bilden zu können, welche einer durchaus bestimmten Charakterschilderung zu einer festen Basis dienen könnte. Es giebt manche Arten von Schändlichkeit, welche sich

durch Handlungen äußern, und je nach der Verschiedenheit derselben wird auch der Abscheu, den sie erregen, modifiziert. Vielleicht kann uns die Etymologie des Wortes am sichersten auf den nüancierten Begriff leiten. Nach dieser kommt es von βδέω, welches eine ekelhafte Handlung bedeutet, wodurch der Sinn des Geruches auf eine widerliche Weise affiziert wird. Nun giebt es auch moralisch ekelhafte Handlungen, welche das sittliche Gefühl auf eine analogische Weise, wie das physisch Ekelhafte den Sinn des Geruches, affizieren. Dahin gehören gewisse Schamlosigkeiten der Unzucht; gewisse Unfläthereyen, dergleichen in der Theophrastischen Schilderung vorkommen; gewisse Aeußerungen des niedrigen, schmutzigen Geitzes; pöbelhafte Dreistigkeit, plumpe Spaßmacherey, und schamlose Frechheit, welche in Versammlungen, und an öffentlichen Orten, um zu höhnen und zu ärgern, sich hervordrängt, und dem allgemeinen Urtheile von Wohlstand, Zucht, und Sittsamkeit die Stirne bietet. Der Abscheu, den ein solcher Mensch erregt, gleicht dem Ekel vor schmutzigen, und unreinen Gegenständen, welche man sorgfältig meidet, um sich nicht zu besudeln. Sein Charakter ist Schamlosigkeit. Daher finden sich der βδελυρὸς und der ἀναιδὴς gewöhnlich beysammen. Man sehe den Demosthenes Ed. Reisk. p. 106. und 1478. Man kann ein sehr lasterhafter Mensch seyn, ohne in diese Classe zu gehören.

In einer plumpen — Spaßmacherey. — Theophrast sagt: παιδιὰ ἐπιφανὴς. Dieß übersetzt Casaubon jocus ludusve *evidens*, La Brüiere und Coray, une profession ouverte de plaisanterie. Das erstere verstehe ich nicht; und durch das letztere

scheint mir die Erklärung ein wesentliches Moment einzubüßen, welches die Art der Spaßmacherey bestimmen soll. Ἐπιφανὴς heißt eigentlich das was hervorsticht, und jedermann in die Augen fällt, also das Gegentheil von dem was versteckt ist, und einen feinern Sinn erheischt, um wahrgenommen, oder verstanden zu werden. Diesem zu Folge wäre παιδιὰ ἐπιφανὴς ein plumper und pöbelhafter Scherz, im Gegensatze mit dem geistreichen und feinen. Aristoteles de moriB. IV. 14. nennt jenen ἀισχρολογία, diesen ὑπόνοια. Wenn er den formellen Unterschied von dem was er ἀισχρολογία nennt, im Gegensatz mit ὑπόνοια hätte bezeichnen wollen, so hätte er es, wie mich dünkt, ganz schicklich παιδιὰ ἐπιφανὴς nennen können.

Und ahmt die ekelhaften Töne ꝛc. — Theophrast sagt ohne Umschweife ἐρυγεῖν. Wenn er wieder käme, um sich selbst für den gebildeten Deutschen Leser zu übersetzen, so würde er schwerlich wagen, das Wort auszusprechen, welches dem Griechischen entspricht. Ich glaube mich dadurch hinlänglich dafür gerechtfertigt, daß ich hier lieber umschreiben als übersetzen wollte.

Bald ruft er einen der Vorübergehenden ꝛc. — Was ich über diesen Zug in der Entwicklung des Charakters gesagt habe, das läßt sich mit einer ähnlichen Anecdote belegen, welche uns Aelian V. H. IX. 19. vom Diogenes erzählt. Dieser ließ sich in einer Schenke (ἐν καπηλείῳ) sein Mittagsmahl schmecken, und lud den Demosthenes, welchen er vorbeygehen sah, zu sich ein. Wie es mit der Hospitalität des kynischen Schalkes gemeint war, das wird uns erst recht klar, wenn wir uns

erinnern, daß, wie Isokrates in *Areopagit.* p. 355. bezeugt, so gar ein ehrlicher Sclave sich würde geschämt haben, in einem solchen Hause einen Bissen zu verzehren.

Hat er Speisen zu einem Schmause eingekauft. — Im Griechischen steht: καὶ ὀψωνεῖν ἑαυτὸν. Casaubon sagt bey diesen Worten: Scribe ἑαυτῷ, vide supra. Er führt keinen weitern Grund für diese Veränderung an, und die Stelle, auf welche er den Leser zurückweisen will, kann ich nicht ausfinden. Gleichwohl glaube ich die Gründe einzusehen, aus welchen er die gewöhnliche Lesart mißbilligt. Erstens ist sie sprachwidrig. Denn der so geheißne Infinitivus historicus erheischt den Nominativ. Deßwegen hat Herr Schneider, nach der Verbesserung eines frühern Kritikers, αὐτὸς ediert. Allein dieß ist nicht alles, was ich an der lectio vulgata vermisse. Nach derselben soll es ein charakteristischer Zug des βδελυρὸς seyn, daß er selbst auf dem Fleischmarkte die Speisen einkauft, und die Flötenspielerinnen bestellt. Gesetzt daß nach Griechischer Sitte darin etwas niedriges läge, so würde der Zug entweder bey der Rusticität, oder bey dem Geitze, aber nicht hier an seinem Orte angebracht seyn. Allein auch nicht einmahl auf jene paßt er, und Theophrast selbst läßt im 22. Cap. den Knauser sich dadurch auszeichnen, daß er — nicht Fleisch und Kohl einkauft, sondern sie selbst in dem Mantel nach Hause trägt. Καὶ ἐξ ἀγορᾶς δὲ ὀψωνήσας, heißt es, τὰ χρέα αὐτὸς φέρειν καὶ τὰ λάχανα ἐν τῷ περιβολαίῳ. Wenn wir nun mit Casaubon ἑαυτῷ lesen, so wird der Infinitif die Stelle des Participiums vertreten, und der den βδελυρὸς charakterisierende Zug wird einzig in der boshaften, und

niedrigen Neckerey zu suchen seyn, welche in den folgenden Sätzen vorkommt.

Daß er nicht ermangeln wolle, sich heute tapfer zu bezechen. — Auch hier folgt in der Urschrift noch eine beträchtliche Stelle, welche lauter Züge der niedrigen Habsucht enthält, und welche nicht nur Le Clerc, sondern auch Casaubon, durch jene übelverstandne Glosse, die uns βδελυρὸς durch ἀνελεύθερος erklärt, mißleitet, dem vor uns liegenden Charakter zu vindicieren kein Bedenken trägt. Was ich oben (Cap. V.) über ein ähnliches Anhängsel zum ἄρεσκος erinnert habe, das findet auch hier seine Anwendung. Da übrigens diese Stelle im dreißigsten Capitel, welches Amaduzzi zu erst herausgegeben hat, ganz eingeschaltet ist, so wird das, was ich darüber zu bemerken habe, dort seine Stelle finden.

12.

So nenne ich ein Betragen ꝛc. — Ἐπίτευξις λυποῦσα τοὺς ἐντυγχάνοντας. Die Unbestimmtheit dieser Erklärung muß jedermann so gleich auffallen. Sie paßt nicht minder auf den Schwätzer, den Plauderer, den Abgeschmackten u. s. w. als auf den vor uns liegenden Charakter. Ihre Allgemeinheit ist so umfassend, daß sie nicht bloß, wie andre mangelhafte Erklärungen dieser Sammlung, einzig die generischen Merkmahle gleichartiger Fehler angiebt, sondern so gar mehrere niedrigere Gattungen unter der höhern vereinigt. Selbst bey der so wahrscheinlichen Voraussetzung, daß diese Erklärungen insgesammt nicht von Theophrast, sondern von dem Epitomator sich herschreiben, bleibt ein solcher Mißgriff noch immer befremdend. Dazu

noch ein philologisches Bedenken in Ansehung des Wortes ἐπίτευξις, welches hier Statt ἔντευξις gesetzt seyn soll; eine Verwechslung, die Casaubonus durch einen indirecten Beweis, welchen er aus dem sechsten Buche de legibus (Ed. Bip. p. 264.) herbeyholt, zu rechtfertigen sucht. Freylich wird daselbst ἐπιτυχεῖν, Statt ἐντυχεῖν gebraucht, aber nicht in der handelnden Bedeutung, welche das letztere mit ἔντευξις gemein hat, sondern in der rückwirkenden, welche hier nicht paßt. Es heißt nähmlich: gewisse Magistratspersonen sollen bereit seyn, denen, welche sie sprechen wollen, Gehör zu geben, oder sich von ihnen finden zu lassen. Ich bin daher sehr geneigt eine Verfälschung des Textes zu vermuthen. Herrn Schneiders Verbesserung, welcher ἀπότευξις καιροῦ zu lesen vorschlägt, gefällt mir, was den Sinn betrifft, ungemein. Dadurch würde die Definition vollkommen berichtigt. Schade daß sie nicht mehr äußere Wahrscheinlichkeit hat! — Dagegen haben einige Ausleger, wie ich glaube, ohne Grund den Ausdruck ἐντυγχανοντας verdächtigen wollen. Ἐντυγχάνειν, sagen sie, wird nur von dem gebraucht, welcher den Zutritt zu einem andern sucht, nicht von dem, welcher besucht wird. Daher will Pauw, daß ἐντευχθέντας, oder ἐντυγχανομένους gelesen werde. Fischer sagt in seinem Index: ἐντυγχάνειν et de iis dicitur, qui alterum conveniunt, et de iis, quos convenit alter. Allein das Letztere dürfte, wie Herr Schneider mit Recht erinnert, schwerlich durch Beyspiele zu erweisen seyn. Dessen ungeachtet bedarf die Lesart keiner Berichtigung. Ἐντυγχάνειν bedeutet nicht nur, ein absichtliches Aufsuchen, sondern auch ein zufälliges Zusammentreffen: und diese Bedeutung paßt hier vollkommen.

Der ἄκαιρος ist allen denen beschwerlich, mit welchen er sich zusammen findet. Vermuthlich wollte Fischer eben dieß sagen, und sagte es nur nicht mit der nöthigen Bestimmtheit.

Seine Mätresse beunruhigt er — mit Musik. — Κωμάζειν bedeutet eigentlich die Excursionen der jungen Athener, nach einem nächtlichen Schmause, wozu sie gewöhnlich die Sängerinnen und Flötenspielerinnen mitnahmen, um ihren Mätressen eine Serenate zu geben. Κωμάζειν, sagt Phavorinus, λέγεται τὸν ἑκάστην νυκτὸς, τὸ ἐπὶ ἑκαμένην πορεύεσθαι ἐστεφανωμένον καὶ αὐλοῦντα. Der Verfasser des Etymologicon magnum setzt hinzu: οἱ ἐπὶ τὸ συγκοιμᾶσθαι βαδίζουσι, und Coray, welcher glaubt, daß durch diesen Sinn der Zug piquanter würde, übersetzt: Il va passer la nuit chez sa maitresse. Ich habe mich in meiner Uebersetzung durch das bestimmen lassen, was mir das Zweckmäßigere schien. Eine Person, welche im Fieber liegt, durch eine lärmende Musik zu beunruhigen, ist so sehr ἀκαιρία, als nur irgend etwas. Durch jenen Sinn wird der Zug schielend: die Handlung könnte eben so wohl von Unenthaltsamkeit herrühren.

So führt er euch — einen Käufer herbey. — Casaubon glaubt, daß man einen Geschäftsträger aus der Classe derjenigen verstehen müsse, welche man πρωπρατόρας, oder πρωπώλας nannte, und die sich eigentlich damit abgaben, für den welcher etwas verkaufen wollte, einen Käufer aufzusuchen. Allein schwerlich dürfte ein Geschäftsträger von Profession eine solche ἀκαιρία sich zu Schulden kommen lassen. Dieß ist eher das Versehen eines Freundes oder Clienten, welcher seinen Diensteifer geltend zu machen wünscht.

So packt er jemanden bey der Hand ꝛc. — Bey den Alten durfte der Tanz nur am Ende des Gastmahles vorgenommen werden, wenn die Gäste durch den Genuß des Weines zu mehr als gewöhnlicher Fröhlichkeit gestimmt waren. Im Zustande nüchterner Besonnenheit ward er für unanständig gehalten. Beym Xenophon (Cyrop. I. 3.) fängt Astyages an seinem Geburtsfeste mit seinen Zechbrüdern nicht früher an zu tanzen, als da sie sich kaum mehr auf den Beinen aufrecht halten können. Und beym Athenäos (IX.) sagt Mnesimachos:

Der Krater schäumt vom Weine; man beginnt
Zu zechen, und bald wirds zum Kordax kommen.
Unbändig tobt der junge Schwarm, und kehrt im Hause
Das unterste zu oberst.

Eben so urtheilten auch die Römer. Nemo, sagt Cicero pro *Muraena*, welchen die Ausleger hier anführen, nemo fere saltat sobrius, nisi forte insanit, neque in solitudine, neque in convivio moderato atque honesto. Tempestivi convivii, amoeni loci, multarum deliciarum comes est extrema saltatio.

13.

Eine Sache deren Rechtmäßigkeit ꝛc. — Die Urschrift sagt: καὶ ὁμολογουμένου τοῦ πράγματος δικαίου εἶναι, ἐν τινι στὰς ἐλεγχθῆναι. Die Dunkelheit dieser Stelle hat den Scharfsinn der Ausleger und Kritiker auf eine harte Probe gesetzt. Ich übergehe die zahlreichen Verbesserungen, welche man versucht hat, und deren die einen mir zu gewagt, andre nicht befriedigend scheinen. Die Schwierigkeit der Auslegung beruhet hauptsächlich auf den Worten ἐν τινι στὰς. Wenn wir annehmen, (was sich zwar

schwerlich erweisen läßt) daß ἱστασθαι ἐν τινι so viel bedeuten könne, als: Auf einzelne Puncte einer Sache sich einlassen, so können wir nach du Port die ganze Stelle füglich so erklären: In aliqua caussae suae circumstantia nimis acriter inhaerens, et insistens, ex nimia scilicet curiositate in redargutionem incidit, et caussa cadit, und diese Erklärung liegt meiner Uebersetzung zum Grunde. Indessen sey es mir erlaubt, zu den Conjecturen der Kritiker auch mein Schärfchen beyzutragen. Ich glaube nähmlich in Politians Uebersetzung, welche Fischer anführt, eine Spur entdeckt zu haben, die, wenn sie verfolgt würde, uns vielleicht zur Berichtigung der Lesart führen könnte. Aus dieser Uebersetzung, welche also lautet: eam consurgens argumentis refellere atque improbare adgreditur, scheint zu erhellen, daß Politian ἀναστὰς ἐλέγξειν müsse gelesen haben. Diese Lesart wird zum Theil dadurch bestätigt, daß Duvrier in einem Codex, Statt ἐλεγχθῆναι, ἐλεγξει gefunden hat. Herr Schneider billigt den Sinn, und also diese Lesart sehr; nur ist ihm die Wiederholung von ἀναστὰς, welches in dem zunächst vorhergehenden Zuge bereits vorkommt, mit Recht anstößig. Allein auch dafür läßt sich Rath schaffen. Ἀναστὰς kann nur von demjenigen gesagt werden, welcher in einer Versammlung auftritt, um das Wort zu nehmen; nicht von jedem der ein Geschäft übernimmt. Bey der gewöhnlichen Art zu lesen und zu interpungiren steht also dieses Wort nicht an seiner Stelle. Wie nun, wenn die Abschreiber das, was Theophrast verbunden hatte, getrennt, und, was sie in diesem Werken öfter gethan haben, zwey verschiedne Züge aus einem einzigen gemacht hätten? Man versuche es

so zu lesen: ὁ δὲ περίεργος τοιοῦτός τις. οἷος ἐπαγγέλλεσθαι ἀναστὰς, ἂν μὴ δυνήσεται, ὁμολογουμένου τοῦ πράγματος δικαίου εἶναι, ἐλέγξειν, so wird ἀναστὰς seine Stelle behaupten, und die Schwierigkeit der Auslegung ist gehoben. Der Sinn ist nähmlich dieser: „Der „περίεργος tritt in der Versammlung auf, und macht „sich anheischig, das was ein andrer so einleuch„tend und bündig bewiesen hat, daß sich keine Wi„derlegung gedenken läßt, zu widerlegen.“ Allein noch habe ich von zweyen Auslassungen Rechenschaft zu geben. Die eine rechtfertigt sich von selbst. Der Copist, oder Corrector, welcher in dieser Stelle zwey verschiedne Züge zu entdecken glaubte, mußte sie, ohne anders, durch ein eingeschobnes καὶ unterscheiden. Ein ganz ähnliches Beyspiel liefert die zunächst folgende Anmerkung. Um etwas schwieriger scheint es zu sagen, auf welchem Wege die Worte ἔν τινι στὰς sich in den Text hinein gefunden haben. Gleichwohl glaube ich mir auch dieses mit befriedigender Wahrscheinlichkeit erklären zu können. Jemand, der, so wie Politian, in einer Handschrift ἀναστὰς ἐλέγξειν gefunden hatte, zeigte diese Verschiedenheit dadurch an, daß er auf den Rand seines Codex ἔν τινι ἀναστὰς schrieb: ein unwissender, oder gedankenloser Copist rückte eben diese Worte in den Text ein: ein dritter endlich, welcher keinen Sinn darin fand, versuchte es sich so zu helfen, daß er ἀναστὰς in das einfache στὰς verwandelte. Man urtheile von dieser Auflösung des Problems was man will, oder kann: ich gebe sie für mehr nicht, als für eine bloße Conjectur: wiewohl ich solchen Lesern, welche in der Geschichte der handschriftlichen Verirrungen ein wenig bewandert sind, eben nichts unerhörtes werde gesagt haben. Diesen kann nicht unbekannt seyn,

daß manche so geheißene signa collationis, als z. B. vel, alibi, aliquanti, quidam, ἐν ἄλλοις, ἐν πολλοῖς, ἔν τινι u. s. w. von unwissenden Copisten nicht selten in den Text eingerückt wurden. Hat doch so gar vor nicht sehr langer Zeit ein Gelehrter (Travis lettres to Edward Gibbon) aus Stephans Griechischer Randglosse zu Matth. XIX. 28. πρὸ τοῦ ἐν τῇ παλιγγενεσίᾳ διαστολὴν ἔχουσι τὸ γ. δ. ε. etc. das heißt, vor den Worten ἐν τῇ παλιγγενεσίᾳ setzen mehrere Handschriften ein Komma, folgende merkwürdige Lesart herausgefunden: ὑμεῖς οἱ ἀκολουθήσαντές μοι διαστολὴν ἔχουσι, ὅταν καθίσῃ ὁ υἱὸς τοῦ ἀνθρώπου etc.! Ob nicht beym Lysias, Ed. Reisk. p. 181. wo Taylor, Markland und Reiske, zu der verdorbenen Lesart: ἔστι μὲν ὑπὸ λόγῳ, folgendes, ἔν τινι μὲν ὑπολόγῳ, als Emendation von Stephanus, anführen, die Worte ἔν τινι, durch ein ganz ähnliches Versehen, als ein Theil der Emendation betrachtet werden, das wäre zu untersuchen.

Im Felde spricht er den Streitenden Muth ein ꝛc. — In den meisten Handschriften und Ausgaben wird diese Stelle so gelesen: καὶ διεγείρειν τοὺς μαχομένους, καὶ ἧς οὐ γιγνώσκει ἀτρεπεῦ ἡγήσασθαι etc. Casaubon hat, so viel mir bekannt ist, zu erst Zweifel gegen die Richtigkeit der Lesart erregt. Er vermuthet, daß Statt διεγείρειν, διέργειν zu lesen seyn möchte, behält aber doch jenes bey. Du Pert bemüht sich diese Vermuthung durch Gründe zu unterstützen. „Ich begreife nicht, sagt „er, wie die gewöhnliche Lesart mit dem Charakter, „so wie er uns durchweg geschildert wird, sich „zusammen reime. Streitende noch mehr gegen „einander zu verhetzen ist das Geschäft eines unru„higen, haderſüchtigen Feuerbläſers, nicht des über

„ alle Maßen dienstfertigen, und gefälligen Mannes,
„ den Theophrast uns aufstellt. Daran hingegen
„ erkennt man den unzeitigen Diensteifer, daß er
„ sich unaufgefodert in fremde Händel mischt, und,
„ nicht ohne eigne Gefahr, sich zwischen die Käm-
„ pfenden ins Mittel wirft." Wenn du Port in so fern Recht hat, als er behauptet, daß Streitende gegen einander zu verhetzen, weder wahrer noch falscher Diensteifer heißen könne, so irrt er hingegen darin, daß er es ohne anders unzeitigen Diensteifer nennt, wenn man Streitende aus einander zu bringen sucht. Im Gegentheil ist es Pflicht der Menschlichkeit dieses zu thun, wofern man es immer kann; und man wird es sehr oft können, wenn man dabey mit der nöthigen Klugheit zu Werke geht. Der Urheber einer Lesart, welche Nedham zu erst aus drey Handschriften angeführt hat, scheint dieses gefühlt zu haben. Er begnügte sich nicht damit (gerade so wie Casaubon später vermuthete) διεγέιρειν in διέιργειν zu verwandeln, sondern schlug auch, um dem Zuge die ihm noch mangelnde Bestimmung zu geben, die zunächst folgenden Worte mit einer kleinen Veränderung zu dem Vorhergehenden. Und so entstand folgende Lesart, welche von den spätern Herausgebern als unbezweifelt echt in den Context aufgenommen ward: Καὶ διέιργειν τοὺς μαχομένους, ὃυς ὀυ γιγνώσκει· καὶ ἀτραπὸν ἡγήσασθαι u. s. w. Das heißt: „Er will Streithändel zwischen Personen schlichten, welche er nicht kennt ꝛc." Diese Veränderung hat allerdings, beym ersten Anblick, einen überraschenden Schein von Wahrheit: allein eine schärfere Prüfung dürfte sie schwerlich aushalten. Warum soll es unzeitiger Diensteifer heißen, Streitende zu scheiden, welche

man nicht kennt? „Darum (sagt Herr Nast) weil man über ihren Zwist nicht richtig urtheilen kann." Ich begreife nicht, wie dieses aus jenem folge. Um richtig zu urtheilen, braucht man nicht die Person, sondern die Sache zu kennen: und es ist möglich diese zu kennen, wenn man auch jene nicht kennt; so wie im Gegentheil nicht nothwendig folgt, daß man diese kenne, wenn man jene kennt. Wer zwey ihm noch so bekannte Personen unversehens im Streite findet, der wird, wofern er sie vergleichen will, ohne Zweifel damit anfangen müssen, sich die Entstehung ihres Zwistes erklären zu lassen: und bey Unbekannten kann dieß ja eben so wohl geschehen. Wollte sich jemand einen Zwist gedenken, der sich durch kräftigere Demonstrationen, als durch einen bloßen Wortwechsel, äußert, so ist die Gefahr, zwischen Bekannte, die sich bey den Haaren packen, ins Mittel zu treten, nicht viel kleiner, und folglich ein solcher Diensteifer nicht viel klüger. Die Brutalität, welche sich so weit vergessen kann, wird auch aufhören den Bekannten zu kennen. Kurz durch diese Veränderung, so überlegt sie auch beym ersten Anblick scheint, wird zur Berichtigung des Sinnes nichts gewonnen; hingegen raubt sie dem Worte ἀτεχνῶς eine nichts weniger als müßige Bestimmung. Doch wozu diese ängstlichen Bemühungen? Um eine Stelle zu heilen, welche der kritischen Heilungsmittel nicht bedarf. Denn was nöthigte die Ausleger diese Worte von einem Streite zwischen Leuten, die sich zanken oder raufen, und nicht von einem eigentlichen Treffen zu verstehen, von welchem sie doch eben so wohl verstanden werden können? — nicht nur können, sondern müssen. Mir einmahl scheint die Absicht, das Betragen des

περίεργος im Kriegsdienste durch mehrere auf einander folgende Züge zu schildern, ganz klar und deutlich in dieser Stelle zu liegen. Auch hier will er, so wie überall, nicht seine eigne, sondern eine fremde, und zwar eine wichtige Rolle spielen. Im Gefechte treibt er, Statt zu fechten, seine Cameraden vorwärts. Auf dem Marsche übernimmt er es, das Heer durch unbekannte, aber kürzere, Wege zu führen. Und wo man campiert, da drängt er sich zum Feldherrn hinzu, um wichtige Aufträge zu erhalten, und zu vollziehen. Alles dieses paßt unvergleichlich zu dem Charakter, und wenn Theophrast es sagen wollte, so wüßte ich nicht, wie er es deutlicher hätte sagen können.

Auf Uebermorgen — μετὰ τὴν ἄυριον. Coray glaubt, daß κατὰ τὴν ἄυριον, auf Morgen, müsse gelesen werden. Denn, sagt er, es ist natürlicher nach den Ordres von Morgen als von Uebermorgen zu fragen. Unstreitig; wenn man nähmlich jene noch nicht weiß. Allein wenn wir annehmen, daß der περίεργος nach den letztern gerade dann frage, wenn die erstern ausgetheilt werden, so giebt die gewöhnliche Lesart einen Sinn, welcher die unzeitige Geschäftigkeit trefflich charakterisiert.

Hat der Arzt einem Kranken den Wein untersagt ꝛc. — μαλαχιζομένῳ. Andre Handschriften lesen καλλωπιζομένῳ, und einige καυματιζομένῳ. Jenes hat Casaubon in καλλωπιζόμενος umgeändert, wodurch in Beziehung auf den περίεργος folgender Sinn entsteht: „Hat ihn der Arzt gewarnt, einem Kranken nicht etwa aus unzeitiger Gefälligkeit Wein zukommen zu lassen.“ Coray und Fischer ziehen καυματιζομένῳ vor. „Denn, sagt der erstere, μαλαχιζομένῳ bedeutet nur ein leichtes Uebelbefinden, und

kann also das Verboth des Weines nicht rechtfertigen." Allein auch ein solches Uebelbefinden, welches ja wohl auch mit leichten Anwandlungen des Fiebers begleitet seyn mag, könnte durch den Genuß des Weines in ein wirkliches Fieber verwandelt werden. Der eben so unwissende als vorwitzige Diensteifer handelt seiner vollkommen würdig, wenn er ein Uebelbefinden, welches ihm nichts anders als Kraftlosigkeit zu seyn scheint, durch einen stärkenden Trunk zu heben sucht. So unwissend kann er hingegen schwerlich seyn, um es nicht zu wissen, daß der Wein für den, der am hitzigen Fieber krank liegt, (un malade brûlé par la fièvre) ein wahres Gift sey.

Ob ihn der Wein nicht erquicken werde. — ἐυτρεπίσαι τὸν καλῶς ἔχοντα. Dieß erklären die Ausleger gewöhnlich so: Er setzt den Kranken zurechte, damit er bequem trinken könne. Ich gestehe es: immer habe ich mich an dem Kleinlichen dieses müßig ausmahlenden Zuges gestoßen. Desto willkommener war mir Coray's Erklärung, welcher zeigt, daß ἐυτρεπίζειν beym Hippokrates heilen, gesund machen bedeutet. Eben diese Bedeutung führt auch Herr Schneider in seinem Lexicon an. Reiske, welcher εἰ ἐυτρεπίσει zu lesen vorschlägt, scheint die Stelle eben so wie Coray verstanden zu haben. Beyde glauben übrigens zur Berichtigung des Textes noch ein Wort einschieben zu müssen. Sie lesen: τῷ καυματιζομένῳ, ὀδύνας etc. Allein wenn wir mit Schwarz Statt φήσας, φῆσαι lesen, so bedarf die Stelle keiner Ergänzung. Selbst diese Lesart fand Camotius in einem Codex, wiewohl fehlerhaft accentuiert, nähmlich φήσαι. Daß die Abschreiber das Participium mit dem Infinitivus

verwechseln, ist eine sehr gewöhnliche Erscheinung, welche mit mehrern Beyspielen aus diesen Charakterschilderungen belegt werden kann. So muß im 23. Cap. unstreitig, nach Casaubons Verbesserung, Statt καὶ τοῦτο φήσας, καὶ τοῦτο φῆσαι gelesen werden. Zu läugnen ist es indessen nicht, daß das Zusammentreffen so vieler Infinitive den Gang der Rede schleppend und schwerfällig macht.

14.

So thut er es mit so weniger Vorsicht — Ich habe, gleich andern Uebersetzern, dieses Einschiebsel zum Verständniß der Stelle für nöthig erachtet. Der ehrliche du Port, dessen Combinationsvermögen nicht hinreichte, um diese Gedankenellipse aus sich selbst zu ergänzen, weiß nicht, wie er die Anästhesie aus dieser Stelle herausfinden soll. „Soll sie, sagt er, darin liegen, daß der Anästhe„tos zu viel ißt? Dieß ist Unmäßigkeit. — Oder „darin, daß er nächtlicher Weile den Abtritt suchen „muß? Dieß ist natürliches Bedürfniß. — Oder „darin, daß er von des Nachbars Hunde gebissen „wird? Dieß kann jedem von uns auch widerfah„ren." Wenn er gebissen würde, und es nicht fühlte, so würde, meint er, das viel eher Anästhesie heißen können. „Vielleicht, so fährt er fort, liegt „in allen diesen Zügen zusammen genommen, das, „was in jedem einzeln nicht liegt." Es ist zum Erstaunen, zu welchem Grade der philosophischen Anästhesie die grammatische Myopie führen kann. — Um übrigens die Stelle ganz zu verstehen, muß man wissen, daß bey den Alten die gemeinere Classe von Leuten sich öffentlicher Abtritte bediente, welche auf der Straße angebracht waren. Der Träumer,

welchen sein Bedürfniß dahin abruft, hält sich entweder zu nahe an des Nachbars Haus, oder verwechselt es wohl gar, im Zurückgehen, mit dem seinigen, und geräth so mit dem Hüter in Conflict. — Ich habe nach der von den besten Auslegern einmüthig gut geheißenen Verbesserung des Salmasius, καὶ πολλὰ φαγὼν, καὶ τῆς νυκτὸς ἐπὶ θάκον ἀνιστάμενος, übersetzt. Die Handschriften lesen so: καὶ πολλὰ φαγὼν τῆς νυκτὸς, καὶ ἐπὶ θάκου ἀνιστάμενος.

Er nimmt etwas in die Hand ꝛc. — Auch hier hat man die Stupidität gesucht, und sie zuletzt da gefunden, wo sie nicht war; und zwar dieß Mahl nicht etwa der blödsichtige du Port, sondern selbst der scharf sehende Casaubon. „Man „merke sich, sagt er, den Zusatz: Und kann es „nicht finden. Dieß soll einen Menschen zeichnen, welcher nicht nur das, was er selbst an einer „gewissen Stelle verwahrt hat, suchen muß, sondern auch nicht im Stande ist es zu finden, was „allerdings einen gewissen Grad von Stupidität „verräth. Sonst ist es freylich bekannt genug, daß „auch Leute, welche nichts weniger als Dummköpfe „sind, das was sie irgendwo abgelegt haben, nicht „so gleich wieder finden können. — — Allein etwas „anders ist Dummheit, etwas anders Unachtsam„keit.” Damit ist nun, wie ich denke, Theophrast's Ehre schlecht genug gerettet: allein bey der Voraussetzung, daß es die Stupidität sey, welche er zeichnen wollte, konnte sie schwerlich besser gerettet werden. Casaubon mußte bey dieser Ansicht die einzelnen Züge dieser Stelle in diesem, das heißt in einem unrichtigen Verhältnisse erblicken. Jener Zusatz ist nichts weniger als der Hauptzug. Er ist nur da, um den Hauptzug zu heben. Der Anästhe-

tos legt etwas, das er absichtlich, und zu irgend einem Zwecke in die Hand genommen hatte, in der Zerstreuung so gleich wieder irgendwo ab. Dieß ist der Hauptzug. Nachdem er wieder zu sich selber gekommen ist, sucht er es, und kann es nicht finden. Es sieht gerade so aus, als ob er die Sachen vor sich selbst verstecke. Erst dadurch wird der Zug komisch. Es würde dieß nicht seyn, wenn bloß gesagt wäre: Was er in die Hand nimmt, das legt er so gleich wieder daraus weg.

Auf dem Lande, wo er etwa den Koch macht — Ich halte die Verbesserung von Casaubon, welcher αὐτὸς Statt αὐτοῖς liest, für die unbezweifelt richtige Lesart, und wundre mich, daß sie bey den Herausgebern ihr Glück nicht gemacht hat. Aber so sehr mir die Verbesserung an sich gefällt, so wenig gefällt mir der beygefügte Grund: etiam in hoc argumentum est stultitiae, quod ipse ollam curat. Um die Suppe zu versalzen (und dieß ist der Zug, welcher die Zerstreuung — nicht die Dummheit zeichnet, welcher die Ausleger irriger Weise immer auf die Fährte gehen) muß er sie ja selbst kochen, und dieß letztre wird durch die Worte ἐν ἄγρῳ, sattsam motivlert. Ein thätiger Hausvater kann allerdings auf dem Lande, beym Mangel an hinlänglicher Bedienung, zu manchem Geschäfte, welches er zu Hause andern überläßt, selbst Hand anlegen.

Wenn es regnet — so dunkel wie Pech — Diese Stelle ist im Griechischen offenbar verstümmelt, und giebt keinen zusammenhangenden Sinn. Casaubon hat auf die Heilung derselben durch bloße Conjecturalkritik völlig Verzicht geleistet, und alle Versuche seiner Nachfolger sind verunglückt. Ich nehme in gewisser Rücksicht selbst denjenigen nicht

aus, nach welchem ich übersetzt habe, und werde mich darüber nachher erklären. Merkwürdig ist es, daß Herr Schneider, und der Französische Herausgeber Coray sich, zum Theile, zufälliger Weise begegnen. Beyde lesen: ἡδὺ γε τῶν ἄστρων ὄζει, Statt νομίζει, welches die gewöhnliche Lesart ist. Das heißt nun: Der Zerstreute, oder nach ihrer Ansicht der Stupide, versichert eine angenehme Ausdünstung zu riechen, welche er von den Gestirnen herleitet. Nach Herrn Schneider ist die Ausdünstung wirklich angenehm; denn es ist diejenige, welche nach einem leichten Gewitterregen erfolgt. Nach Herrn Coray ist sie widerlich; denn sie wird vom Donner erzeugt, und riecht nach Pech. Dieser Gelehrte läßt die folgenden Worte unverändert, mit Ausnahme von ὅτι, welches er in ὅτε verwandelt. Daraus entsteht nun mehr als Eine Mißhälligkeit, in den Gedanken so wohl, als im Ausdrucke. Der Stupide sagt, ἡδὺ ὄζειν τῶν ἀστρων, und wer nicht stupid ist, sagt πίσσης. Was nun πίσσης? Grammatisch müßte ganz natürlich ergänzt werden: ἡδὺ ὄζειν, aber logisch darf es nur ὄζειν heißen; und dieß macht eine Härte, welche an einem guten Schriftsteller auffällt. Ferner: Da der Gegensatz offenbar in den Worten ἀστρων und πίσσης liegt, so müssen diese Worte, wenn der Gegensatz richtig seyn soll, durchaus in derselben Beziehung gedacht werden. Nun sagt der Stupide: Die Ausdünstung, welche ich rieche, kommt von den Gestirnen her: und andre sagen: Nein, sie riecht nach Pech. Das eine Mahl wird die wirkende Ursache, das andre die Beschaffenheit der Wirkung angedeutet. Ich zweifle, daß dieß die Nachläßigkeiten eines guten Schriftstellers seyen. —

Herrn Schneiders Conjectur biegt diesen Schwierigkeiten aus. Er liest Statt πιστης, ιξεως. Die Belege dazu geben ihm, Theophrast selbst in dem Werke de causis plantarum, und Aristoteles Problem. 12. 3. welche ausdrücklich sagen, daß nach dem Wahne des gemeinen Mannes der Regenbogen einen angenehmen Geruch verbreite. Nun soll der Stupide, welchem diese Sage bekannt war, Statt ἴξεως, ἄστρων sagen. Hat er sich bloß versprochen; so ist dieß nicht Stupidität: und weiß er, was er sagt; so ist sein Wahn, wie ich denken sollte, nicht um vieles stupider als der Volkswahn. Die Unwahrscheinlichkeit der Veränderung von πιστης in ἴξεως will ich nicht rügen. In jeder Rücksicht würde ich eine zweyte Conjectur von Herrn Schneider, nähmlich της γης jener vorziehen. — Um den Sinn einer nicht bloß in einzelnen Worten verdorbenen, sondern offenbar verstümmelten Stelle mit einiger Wahrscheinlichkeit zu errathen, giebt es, so viel ich weiß, keine andre Auskunft als diese. Man hebt aus den übrig gebliebnen Bruchstücken die hervorstechenden Ideen aus, vergleicht sie mit einander, und sucht auf dieser Spur das Mangelnde auf eine passende Weise zu ergänzen. Nun finden sich in unsrer Stelle vier solche Merkzeichen für den kritischen Wandrer, nähmlich: Regen, und irgend etwas liebliches: Gestirne, und Pech. Hieraus scheint sich ein gedoppelter Gegensatz von selbst zu ergeben: Regen, und liebliches Wetter: ein gestirnter Himmel, und pechschwarzes Dunkel. Dieß muß nun, in Verbindung mit dem Charakter des Zerstreuten, wie mich dünkt, ganz natürlich auf den in der Uebersetzung von mir ausgedrückten Sinn leiten. Allein auf diese nur logisch bestimmten, und

grammatisch unbestimmbaren Angaben hin den Text selbst ergänzen zu wollen, ist ein unüberlegtes, im höchsten Grade unkritisches Unternehmen; und le Clerc ist allerdings lächerlich, wenn er uns (Art. Crit. III. I. V. 3.) mit der seltsamen Aeußerung, mirum est Isacum Casaubonum id supplere non potuisse, bereden will, daß Theophrast von Wort zu Wort so müsse geschrieben haben: ἤδύ γε τῶν ἄστρων φῶς· καὶ νύκτα αἰθρίαν νομίζειν, ἤντινα οἱ ἄλλοι λέγουσι μελαντέραν πίσσης. Daß Casaubon die Stelle nicht so ergänzen konnte, das wundert mich im geringsten nicht. Er hatte genug kritische Einsicht, um es nicht zu wollen. Denn wenn auch der Sinn getroffen wäre, so ist es doch, tausende gegen Eins, nicht der Ausdruck: und mit diesem hat es der Kritiker zu thun. Ich habe, was die Hauptsache betrifft, nach dem Sinn von le Clercs Conjectur übersetzt, nur daß ich mit Ouvrier Statt ὅτι, ὅ, τι lese, und in dem zweyten Lemma die Rollen des Zerstreuten und seiner Gegner umtausche. Es ist ohne Zweifel weit schicklicher, und minder tautologisch, wenn der Zerstreute trübes Wetter mit hellem, und ein ander Mahl helles mit dunkelm, als wenn er einen trüben Tag mit einem hellen, und eine dunkle Nacht abermahls mit einer hellen verwechselt.

Durchs Todtenthor — Die glückliche Verbesserung des Meursius, welcher die verdorbne Lesart ἱερὰς in ἠρίας umschafft, ist von den Auslegern mit dem verdienten Beyfall aufgenommen worden. Desto auffallender ist es, daß der gelehrte Coray Schwierigkeiten dagegen erhebt. Die Stelle des Etymologicon, sagt er, worauf sich die Veränderung gründe, sey verdorben, und es stehe dahin, ob

man ἡσίας, oder ἡσιαίας zu lesen habe. Jenes habe Meursius, dieses Sylburg auf die Bahn gelegt. Man wähle, welches von beyden man will, so wird man, in Vergleichung mit der Lesart der Handschriften, das bessere gewählt haben. Indessen hat ἡσίας den Vorzug der größern Aehnlichkeit mit ἐρᾷς.

Ich denke wohl, so viel als ich dir ꝛc. — Um das Piquante dieses Zuges recht zu fühlen, muß man, wie Herr Nast sehr wohl bemerkt, sich erinnern, welche Kraft der Aberglaube bey den Alten ominosen Reden zuschrieb. Der Zerstreute sagt hier etwas, wovor er sich entsetzen wird, wenn er zu sich selbst kommt.

15.

Welche sich (vornehmlich) in den Reden äußert. — Da Theophrast den Ungeselligen nicht nur sprechen, sondern auch ein paar Mahle handeln läßt, wie kommt es denn, daß die Erklärung sich auf die Reden beschränkt? Entweder sollte es nicht bloß ἐν λόγοις, sondern, so wie in andern Erklärungen, ἐν λόγοις καὶ πράξεσι heißen, oder auch jenes sollte wegbleiben. — Diesen Zweifel, welchen ich mir selbst vorlegte, noch ehe ich wußte, daß die Worte ἐν λόγοις in einer Handschrift wirklich vermißt werden, habe ich mir auf folgende Weise beantwortet. Die Inhumanität des Ungeselligen äußert sich selten in Handlungen, und wenn sie es thut, so sind diese Handlungen bloß negativ: das heißt, es sind keine beabsichtigten Kränkungen oder Beleidigungen, sondern Unterlassungen der äußern Achtung und Aufmerksamkeit, welche der gesellige Mensch seines gleichen schuldig zu seyn glaubt. Die positiven Aeußerungen der Ungeselligkeit, in

wie fern sie bloß Ungeselligkeit ist, bestehen nicht in Handlungen, sondern in Reden. Folglich können jene Worte sehr wohl stehen bleiben. Auch kommen sie, wie Coray erinnert, bey dem kleinen Scholiasten des Sophokles (Oed. tyr. 549.) vor, wo die Theophrastische Definition Wort für Wort ausgeschrieben steht. Indessen habe ich in der Uebersetzung einen beschränkenden Zusatz eingeschoben.

Wer ihm an einem Familienfeste ꝛc. — Die meisten Ausleger mißdeuten diese Stelle auf eine höchst gezwungene und seltsame Weise, ungeachtet schon Politian und Leonhard Wolf sie ganz richtig gefaßt hatten. Casaubon glaubt, daß vor τιμῶσι die Worte τὸ θεῖον weggefallen seyen. Nach seiner Meinung spielt der ἀνθάδης hier den irreligiosen Spötter. Er sagt denen, welche die Feste der Götter mit Geschenken besuchen: Wenn sie von den Göttern etwas erhalten, so bekommen sie es nicht umsonst: sie müssen es theuer genug bezahlen. Er meint den Punct mit der Nadelspitze berührt zu haben. Schwerlich möchte der große Mann je so weit vom Ziele geschossen haben; und dennoch ward seine nicht minder willkührliche, als von dem Geiste des Charakters abweichende Erklärung von den nachfolgenden Herausgebern fast durchgehends angenommen, bis auf Fischer, welcher jene frühere Auslegung wieder in ihre Rechte einsetzte. Er deutet ἑορτὰς ganz richtig nicht auf religiose, sondern auf Familien-Feste, an welchen es bekannter Maßen auch bey den Alten gebräuchlich war, die Freunde zu beschenken. Der Theophrastische ἀνθάδης findet ein Seitenstück an einem gewissen Quinctus, auf welchen wir beym Martial IX. 54. folgendes Epigramm lesen:

Natali tibi, Quincte, tuo dare parva volebam
Munera: tu prohibes. Imperiosus homo es.
Parendum est monitis: fiat, quod uterque jubemus,
Et quod utrumque juvat. Tu mihi, Quincte, dato.

so wie er ein Gegenstück, bey eben demselben VIII, 62. am Clytus findet, von welchem es heißt:

Ut poscas, Clyte, munus exigasque
Uno nasceris, octies in anno,
Et solas, puto, tresve, quatuorve
Non natalitias habes Kalendas etc.

Die Ausleger scheinen sich nicht minder an τιμῶσι, als an ἑορτὰς gestoßen zu haben. Und doch kommt dieses Wort in der Bedeutung einer ehrenvollen Auszeichnung durch Geschenke, und nahmentlich durch Geschenke, welche auf die Tafel kommen, ziemlich oft vor. Man sehe Xenophon de *rep. Laced.* XV. 4. und *Hieron.* VIII. 3. In der Rede des Demosthenes *in Leptin.* wird τιμὴ und τιμᾶν in einem ähnlichen Sinne öfters gebraucht, und Herr Wolf hat das letztere in seinem Commentar S. 233. gegen Markland, welcher es in νικᾶν verwandeln wollte, sehr gründlich vertheidigt.

Er lasse nicht gerne Geschenktes auf seinen Tisch kommen. — Die einstimmige Lesart der Handschriften ist diese: ὅτι οὐκ ἂν γένοιτο δίδομενα. Politian und Wolf übersetzen: se non adpositurum esse, oder non adponi a se fercula dono missa. Wie man diesen Sinn aus jenen Worten herausfinden konnte, begreife ich nicht. Etwas anders ists, wenn man γένοιτο δεδομένου liest, wie Reiske, oder γενοίτο διδομένων, wie, schon früher als Reiske, Bernard in einem Brief an ihn gelesen hat. S. Reiskens Lebensbeschreibung S. 275. Das letztere hat Herr Schneider in den Text aufs

genommen. Fischer behauptet im Index v. γίνεσθαι, daß γένεσθαι auch mit dem Accusativ construiert werde, und beruft sich auf Heupel. ad Marc. IX. 1. Ich habe das Buch nicht zur Hand, und kenne also die Belege nicht. Sollten sie die Probe halten, (woran ich jedoch zweifle) so würde die Conjectur von Bernard dadurch den höchsten Grad der Wahrscheinlichkeit erreichen, indem διδόμενα unverändert stehen könnte.

Beym Gastmahle wird er weder singen ꝛc. — Bey den Alten war es Sitte, am Ende des Gastmahles Lieder aus berühmten Dichtern von eigens dazu bestellten Sängern im Begleite der Instrumentalmusik absingen zu lassen, oder auch selbst zu singen. Dieß ward für ein Hauptstück einer guten Erziehung gehalten. Themistocles, sagt Cicero Tusc. I. 2. quum in epulis lyram recusasset, habitus est indoctior. Waren diese Lieder von erotischem Inhalt, so konnte ein Mann von ernstem Charakter und einiger Austerität in den Sitten sehr leicht in Verlegenheit gerathen. Beym Gellius *Noctt. Att.* XIX. 9. fängt der Rhetor Julianus, welcher die Ehre der Lateinischen Erotiker gegen den Trotz einiger jungen Griechen retten will, damit an, daß er den Kopf in die Toga versteckt. In dieser Stellung singt er einige Lieder ab, welche nach seinem Urtheile den lieblichsten Gedichtchen Anakreons die Wage halten sollen. — Dem Tanze waren die Griechen, und nahmentlich die Athener, ungeachtet dessen, was ich zum 12. Charakter erinnert habe, bey dergleichen Anlässen leidenschaftlich ergeben. Der Dichter Alexis sagt beym Athenäos IV.

So geht es in der herrlichen Athene zu.
Kaum steigt der Dampf des Weines in die Nüstern,
So fängt, was Füße hat, zu tanzen an.

16.

Der Aberglaube — Die Griechische Ueberschrift δεισιδαιμονία ist, wie die Lexicographen bemerken, ein Zwitterwort, welches eben so wohl Religiosität als Aberglaube bedeuten kann. Diese Bemerkung ist keinem Zweifel unterworfen: nur muß man, wie ich bereits erinnert habe, die Zeiten gehörig unterscheiden. Bey den Schriftstellern aus dem besten Zeitalter kommt dieses Wort, so viel mir bekannt ist, durchgehends nur in der ersten Bedeutung vor, und Theophrast macht, wenn anders diese Charakterschilderung sein echtes Product ist, die einzige Ausnahme. Vom Xenophon wird Cyrop. III. III. 26. δεισιδαίμων als Synonym von θεοσεβὴς gebraucht; und Aristoteles führt de rep. V. 11. unter den Mitteln, wodurch ein Monarch seinen Thron befestigen könne, ausdrücklich auch dieses an, wenn er in dem Rufe stehe δεισιδαίμων zu seyn. Denn, sagt er, von einem Herrscher, welcher auf die Götter Rücksicht nimmt, besorgt man weniger gewaltthätige Eingriffe in die Gesetze: und man wird sich weniger an ihm vergreifen, weil man glaubt, daß seine Person unter dem Schutze der Gottheit stehe. Aber, fügt er bedächtlich hinzu, δεῖ δὲ ἄνευ ἀβελτηρίας φαίνεσθαι τοιοῦτον, er muß es nicht aus Blödsinn zu seyn scheinen. Was anders heißt dieß, als, er muß in der That δεισιδαίμων, religios, und nicht abergläubig seyn? Mit der Bedeutung des Aberglaubens wird dieses Wort, meines Wissens, zuerst beym Polybios Hist. VI. 54. und noch bestimmter Excerpt. 12. gelesen. Daselbst erklärt er sich deutlich, daß er darunter Träume, Erscheinungen,

Wundermährchen, und überhaupt den ganzen Kram abergläubiger Einbildungen begreife. Wahrscheinlich ist es, daß die spätern Profanscribenten diese Bestimmung aus dem Sprachgebrauche der Christianer aufgefaßt haben. Ἰστέον, sagt das Etymologicon magnum, ὅτι παρὰ μὲν τοῖς Ἕλλησιν ἐπὶ καλοῦ λαμβάνεται, παρὰ δὲ ἡμῖν τοῖς Χριστιανοῖς ἐπὶ τῆς ἀσεβείας λέγεται ἡ δεισιδαιμονία. — Was man dagegen anführen könnte, daß ein Schauspiel von Menander die Aufschrift δεισιδαίμων, oder, wie andre (Alciphr. Epp. II. 4.) sagen, δεισιδαίμονες geführt habe, das kann für den eigentlichen Sprachgebrauch nichts beweisen. Die Schauspieldichter haben sich zu allen Zeiten bey ihren Aufschriften einen katachrestischen Gebrauch der Worte erlaubt, welchen sich die Profaisten wenigstens da nie erlaubten, wo es um Bestimmung der Begriffe zu thun war. Vermuthlich waren die ἀσεβεῖς des Anaxandrides auch keine andern als δεισιδαίμονες, die φιλόσοφοι des Philemon keine andern als σοφισταί. Um deßwillen aber wird man ἀσέβεια und δεισιδαιμονία, (nach dem spätern Gebrauche) φιλοσοφία und σοφιστικὴ eben so wenig für Synonymen halten, als man Gelehrsamkeit und Pedanterey dafür hält, weil ein Lustspiel von Moliere les femmes savantes, und eines von Lessing der junge Gelehrte überschrieben ist. Ein Deutscher Dichter, der ein Schauspiel auf scheinheilige Frömmler verfertigte, könnte sie sehr gut die Frommen heißen: der philosophische Sittenmahler hingegen, der ihren Charakter schildern wollte, müßte sie bey ihrem eigentlichen Nahmen nennen.

Wenn der Abergläubige — die Hände wäscht — Zu diesem und den dreyzehn folgenden

Charaktern liefert die Vaticanische Handschrift eine beträchtliche Menge nicht unerheblicher Zusätze, welche dieser Handschrift ausschließend eigen sind. Coray hält sie für das Werk eines Interpolators, und Siebenkees selbst, welcher sie aus jener Handschrift ausgezogen, und zuerst bekannt gemacht hat, urtheilt davon nicht viel gelinder. Dagegen hielt Herr Schneider von der Echtheit derselben sich hinlänglich überzeugt, um sie in den Text einzurücken. So viel ist auffallend, daß manche derselben die Hand eines der Griechischen Alterthümer kundigen Mannes verrathen. Aber um sie Theophrasten zu vindizieren reicht dieses allein noch lange nicht hin. Im Gegentheil gestehe ich, daß ich darin solche Spuren wahrzunehmen glaube, welche mir die Echtheit derselben in hohem Grade verdächtig machen. Doch hiervon an seinem Orte. Ich füge nur noch diese Bemerkung hinzu, daß ich bey diesen von Siebenkees gemachten Auszügen einfache Abweichungen, das heißt Verschiedenheit der Lesart im eigentlichen Sinne, von wesentlichen Zusätzen unterscheide. Jenen räume ich, im Falle des Vorzuges, ihre Ansprüche auf den Text, bey dieser, so wie bey jeder andern Handschrift, ein: diesen glaube ich sie absprechen zu müssen, weil der Maßstab der Vergleichung fehlt, und der absolute Gehalt der meisten, nach meiner Ansicht, auch die übrigen alle verdächtiget. — Die Vaticanische Handschrift hat gerade bey dieser Stelle den ersten, aber höchst verdorbnen, und schwer zu entziffernden Zusatz. Sie liest: οἷος ἐπιχρωνῆν. Dafür giebt Herr Schneider nach der Vermuthung von Siebenkees οἷος ἐπὶ χρήνην, d. h. Er wäscht sich die Hände im Quell.

Bis er drey Steine über den Weg ge-

worfen hat — Nach dem Wiesel versteht sich, um das bevorstehende Unglück von sich ab, und auf dasselbe zu wenden. Auch diese Art des abergläubigen Wahnes hat sich auf spätere Zeiten fortgepflanzt. „Der Marquis D'Argens, sagt Johannes „von Müller, hielt, weil des Morgens vor dem „Hause, wo er zu Berlin einst wohnte, Schweine „vorbey zu gehen pflegten, einen Jungen, der sie „prügeln mußte, auf daß das Unglück über ihren „eignen Kopf komme." — Geschichte der Schweitzer III. B. S. 170.

Kommt — eine Schlange zum Vorschein — Der Vaticanische Codex hat hier eine beträchtliche Erweiterung. Καὶ ἐὰν ἴδῃ ὄφιν ἐν τῇ οἰκίᾳ [ἐὰν μὲν Παρείαν, Σαβάδιον καλεῖν· ἐὰν δὲ ἱερὸν] ἐνταῦθα etc. D. h. „Kommt in seinem Hause eine Schlange zum „Vorschein, so ruft er, wenn es ein Pareias ist, „den Sabazios an: ist es die heilige Schlange, so „errichtet er ꝛc." Der Pareias war eine unschädliche Schlange, von welcher man bey den Mysterien des Bacchos, den man auch Sabazios nannte, Gebrauch machte. Eine merkwürdige Stelle findet sich in dieser Rücksicht beym Demosthenes Ed. Reisk. p. 313. Die heilige Schlange war, nach der Beschreibung des Aristoteles, klein, und mit Haaren bewachsen, und ihr Biß äußerst giftig. Aus diesem Grunde findet Herr Schneider selbst es nicht wahrscheinlich, daß diese Gattung von Schlangen in Wohnhäusern zu finden gewesen sey. Schon dadurch also wird dieses Einschiebsel verdächtig, und nicht minder verdächtig wird es durch die kleinfügige Unterscheidung, welche einen Mann zu verrathen scheint, der seine antiquarische Gelehrsamkeit auskramen wollte. Eben dieses Gepräg trägt

auch der nächst folgende, nebst vielen andern Zusätzen.

So errichtet er — eine Capelle. — Herr Schneider glaubt, daß Statt ἱερὸν, oder wie im Vaticanischen Codex steht, ἱερῷ, ἱερείῳ müsse gelesen werden, welches er also erklärt: Der Abergläubige errichtet einen Altar, und bringt ein Opfer. Denn, sagt er, einen Tempel ἱερὸν, zu erbauen, das übersteigt das Vermögen eines Privatmannes. Etwas anders wäre es, wenn es hieße ναὸς, σηκὸς, eine Capelle, oder βωμὸς, ein Altar. Herr Schneider scheint diesen Unterschied zwischen ἱερὸν, ναὸς und σηκὸς als ausgemacht anzunehmen: hingegen behauptet Kuhn zum Pollux I. 1. 6. daß die besten Schriftsteller denselben nicht immer beobachten. Auf jeden Fall findet die gewöhnliche Lesart hinlängliche Gewährleistung an einer Stelle des Platon, welcher de legg. X. Ed. Bip. p. 118. ausdrücklich sagt, daß abergläubige Weiber und Männer βωμοὺς καὶ ἱερὰ ἰδρυομένους πάσας μὲν οἰκίας, πάσας δὲ κώμας ἐπιμπλάναι.

Sagt ihm nun dieser ꝛc. — Ce conseil est bien étrange dans la bouche d'un Devin, sagt Coray, und mich wundert, daß keiner von allen Auslegern des Theophrast vor ihm diese Bemerkung gemacht hat. In der That ist es seltsam und unüberlegt, den Zeichendeuter, dessen Amt es ist, die geglaubten Wundererscheinungen nicht zu bespotten, sondern sie auszulegen, und der nicht in der Bestreitung, sondern in der Befestigung des Aberglaubens seine Rechnung findet, eine solche Sprache führen zu lassen; um so mehr, da ein Eräugniß von dieser Art, bekannter Maßen nach dem Wahne der Alten, immer von sehr schlimmer Bedeutung war. Dergleichen

Scherze schicken sich wohl für aufgeklärte Freydenker, wie Bion und Cato, von welchen die Ausleger ähnliche bon mots aus dem Clemens Alexandrinus und Augustinus anführen; aber in dem Munde eines Zeichendeuters sind sie sehr übel angebracht. Einem Manne von richtiger Beurtheilungskraft konnte die Unschicklichkeit hiervon nicht entgehen; und auch dieß bestärkt mich in der Vermuthung, daß diese Charakterschilderung Theophrasten von einer fremden Hand untergeschoben sey. Zwar weiß ich wohl, daß beym Cicero de divin. II. 28. auch so ein conjector und interpres portentorum zum Vorschein kommt, welcher den um Rath fragenden mit einem ähnlichen Spasse abfertigt. Allein fürs erste legt Clemens, welcher eben dieselbe Anecdote erzählt, jene Rede dem Diogenes in den Mund, für welchen sie vollkommen paßt. Zweytens läugne ich die Möglichkeit nicht, daß irgend ein Mahl ein spaßhafter Zeichendeuter außer seine Rolle habe hinaustreten können: aber etwas anders ist Geschichte, und etwas anders Dichtung. Wenn der Sittenmahler den Zeichendeuter aufführt, so darf er ihn nicht nach der Laune irgend eines Individuums aus dieser Classe, er muß ihn nach seinem generischen Charakter durchaus handeln und sprechen lassen.

Und veranstaltet ein Söhnopfer — ἐκθύσασθαι, nach der unzweifelhaften, und von Herrn Schneider in den Text aufgenommenen Berichtigung, welche Bernard ad Synesium de febribus vorschlägt. Die gewöhnliche Lesart, welche man umsonst zu erklären versucht hat, ist ἐκδύσασθαι.

Mit seinem Hause nimmt er öftere Reinigungen vor — Diese Reinigungen wurden besonders alsdann vorgenommen, wenn das Haus

durch einen Todschlag entweiht war. Ulysses räuchert Od. XII. nachdem er die Freyer getödtet hat, seine Wohnung mit Schwefel. Auch hier folgt ein beträchtlicher Zusatz in der Vaticanischen Handschrift. Sie liest: καὶ πυκνὰ δὲ τὴν οἰκίαν καθᾶραι [δεῖν, ὡς Ἑκάτης φάσκων ἐπαγωγὴν γεγονέναι. Κ'ἂν γλαῦκα βαδίζοντος αὐτοῦ, ταράττεσθαι, καὶ εἰπὼν „Ἀθηνᾶ κρείττων" παρελθεῖν οὕτω.] Wenn man nun mit Herrn Schneider und Coray δεῖν ὡς in δεινὸς, ταράττεται in ταράττεσθαι verwandelt, und mit dem letztern βαδίζων ὡς αὐτοῦ ἴδῃ liest, so kommt folgender Sinn heraus. „Er reiniget öfter sein Haus, indem er behauptet, „man habe ihm die Hekate hineingebannt. Wenn „er nach Hause gehen will, und eine Eule erblickt, „so erschrickt er, und sagt: Athene wende das „Uebel! und geht alsdann weiter." Nach dem Wahne der Alten konnten bös gesinnte Menschen dem, welchem sie übel wollten, durch gewisse Zauberformeln, eine feindselige Gottheit in seine Wohnung hinein bannen. In dieser Rücksicht ward die ἐπαγωγὴ Ἑκάτης besonders gefürchtet. Dieß erklärt uns was Menelaos beym Euripides Helen. v. 575. meint, wenn er, über die ihm unbegreifliche Erscheinung der Helena in Aegypten bestürzt, in folgende Worte ausbricht:

Ὦ φωσφόρ' Ἑκατη, πέμπε φάσματ' εὐμενῆ.

O Hekate, send' uns freundliche Erscheinungen.

Oder einer Wöchnerinn zu nähern — Die Freygebigkeit der Vaticanischen Handschrift fügt hinzu: ἀλλὰ τὸ μὴ μαίνεσθαι (μεμαίνεσθαι) συμφέρον αὐτῷ φήσας εἶναι. Καὶ ταῖς τεταρταις δὲ καὶ ταῖς ἑβδομαίταις προστάξας οἶνον ἕψειν τοῖς ἔνδον, ἐξελθὼν ἀγοράσαι μυρσίνας, λιβανωτῶν πίνακα· καὶ εἰσελθὼν εἴσω στεφανῶν (στεφανοῦν) τοὺς Ἑρμαφροδίτους ὅλην τὴν ἡμεραν. „Denn, sagt er,

„es ist besser sich nicht zu verunreinigen. Jeden „vierten, und siebenten Tag des Monathes, befiehlt „er seinen Leuten Wein zu sieden. Er selbst geht, „um Myrten und Weihrauch zu kaufen; und wenn „er nach Hause kommt, so bringt er den ganzen „Tag damit zu, die Bildsäulen der Hermaphrodi„ten zu kränzen." Die letztern Züge scheinen sich auf eine allzu ängstliche Beobachtung rein religioser Gebräuche zu beziehen, und liegen in so fern völlig außer dem Kreise des Aberglaubens, so wie der Begriff in der Charakterschilderung durchgehends bestimmt wird.

Monathlich besucht er — die Orphischen Mysterien — Jedermann weiß, welch einen hohen Werth die Griechen den Mysterien überhaupt beylegten; und unter diesen wurden, nach dem Zeugnisse des Demosthenes (Ed. Reisk. p. 772.) die Mysterien des Orpheus für die heiligsten gehalten. Wie kommt nun, so kann man mit Recht fragen, ein echter Grieche dazu, ein von den würdigsten Männern des Alterthums so hoch gepriesnes Institut, als abergläubigen Wahn, ins Lächerliche zu ziehen? Mir scheint allerdings in diesen Zügen eine nicht undeutliche Spur zu liegen, welche weder auf Theophrast, noch sonst auf einen ältern Griechen, sondern auf einen Christlichen Verfasser hinweist. Diese Vermuthung gewinnt noch mehr Wahrscheinlichkeit dadurch, daß, wie aus Lukians Pseudomantis (Ed. Bip. p. 98.) zu erhellen scheint, nebst den Atheisten und Epikureern, auch nahmentlich die Christianer von den Mysterien ausgeschlossen waren.

So nimmt er Amme und Kinder mit sich — Hier folgt in der Vaticanischen Handschrift

ein äußerst verdorbner und sinnloser Zusatz, welchen Herr Schneider und Coray, jeder auf seine Weise zu berichtigen suchen. Ich begnüge mich die Worte selbst anzuführen. Καὶ περιῤῥαινομένων ἐπὶ θαλάττης. Ἐπιμελῶς δόξειεν ἂν εἶναι, κ' ἂν ποτὲ ἐπίδῃ σκορόδῳ, ἐστεμμένων τῶν ἐπὶ ταῖς τριόδοις etc.

Er geht auf einen Scheideweg *** — Es war, wie ich glaube, ein ganz richtiges Gefühl, wodurch Casaubon darauf geleitet ward, hier eine Lücke zu vermuthen. Die Worte ἐπι ταῖς τριόδοις können nicht mit απελθὼν verbunden werden. Sie scheinen auf eine Handlung zu deuten, welche der Abergläubige verrichtet, und alsdann erst nachdem sie geschehen ist, sich das Haupt wäscht, bevor er nach Hause kehrt. Nun beweist Casaubon durch eine Stelle des Eustathios, daß es gebräuchlich war, nachdem man die Häuser gereinigt hatte, die Reinigungsmittel (καθάρματα) auf Scheidewege hinzuwerfen; und durch eine andre aus dem Porphyrios, daß man von dannen nicht nach Hause zurückkehrte, ohne vorher die Kleider und den Körper mit Quellwasser gewaschen zu haben. Man sehe auch Lomejer de veterum gentilium lustrationibus pag. 458. seq. Dieses vorausgesetzt, glaube ich, daß diese ganze Stelle bis zu περικαθᾶραι mit der oben erwähnten Reinigung des Hauses zusammenhange, und durch ein Versehen des Copisten hierher versetzt worden sey. Man rücke beyde Stellen zusammen, und lese, mit einer muthmaßlichen Ergänzung nach τριόδοις also: Καὶ πυκνὰ δὲ τὴν οἰκίαν καθᾶραι· καὶ ἐπὶ ταῖς τριόδοις [τὰ καθάρματα ἐκβαλεῖν, κ' ἀκεῖθεν] ἀπελθὼν κατὰ κεφαλῆς λούσασθαι· καὶ ἱερέας καλέσας, σκίλλῃ ἢ σκύλακι κελεῦσαι αὐτὸν περικαθᾶραι, so wird ein sehr guter, und der Geschichte der Lustration völlig angemessener Zusam-

menhang herauskommen. Der Abergläubige fängt nähmlich damit an, daß er seine Wohnung reiniget. Alsdann wirft er die Reinigungsmittel auf einen Scheideweg hin. Ehe er nach Hause kehrt, wäscht er das Haupt: und ist dieß alles geschehen, so nimmt er nun auch die Lustration mit sich selbst vor. Die Versetzung der Stelle läßt sich durch das zwey Mahl vorkommende καθάρσι (denn so liest die Vaticanische Handschrift, richtiger als wie gewöhnlich καθάρσιν) sehr leicht erklären. Der Copist, welcher bis zu καθάρσι gekommen war, verirrte sich zu περικαθάρσι, und schrieb, mit Weglassung der Stelle, die zwischen beyden liegt, den Ueberrest des Charakters ab. Späterhin, als er das Versehen wahrnahm, flickte er die ausgelassene Stelle zum Beschlusse hinzu. Verirrungen dieser Art kommen in den Handschriften häufig, und auch in diesen Charakterschilderungen vor. Ein Beyspiel liefert der Fischerische Commentar aus einer Wolfenbüttelschen Handschrift pag. 88. zu den Worten μικρῶν πάνυ. Ein andres glaube ich in der 24. Schilderung entdeckt zu haben. Man sehe Mureti var. lectt. XV. 9. und Ruhnken ad Vellej. Pat. II. 77. — Auch die letzten Worte, μαινόμενόν τε — πτύσαι scheinen aus ihrer eigentlichen Stellung gewichen zu seyn. Nach Form und Inhalt werden sie sich am schicklichsten an οὔτε ἐπὶ λεχῶ anschließen.

17.

Ein Klagen über das, was ein günstiges Geschick ꝛc. — Die gewöhnliche Lesart der Handschriften und Ausgaben ἐπιτίμησις παρὰ τὸ προσῆκον δεδομένη enthält eine Erklärung, welche weder dem zu erklärenden Begriffe, noch der Schilderung

genau angemessen ist. In beyden Rücksichten leistet die Lesart der Vaticanischen Handschrift, welcher ich gefolgt bin, ein völliges Genügen. Es ist nähmlich folgende: ἐπιτίμησις περὶ τῶν προσηκόντως δεδομένων. Freylich muß Statt προσηκόντως, welches kein Griechisches Wort ist, nach Herrn Schneiders Verbesserung, προσηνῶς gelesen werden. Die Erklärung, welche die Lexicographen Hesychios, und nach ihm Phavorin von dem Worte geben, welches der Schilderung zur Ueberschrift dient, stimmt vollkommen zu der Vaticanischen Lesart. Μεμψίμοιρος, sagen sie, ὁ μεμφόμενος τὸ ἀγαθόν. Mempsimoiros heißt der, welcher über das Gute klagt. — Merkwürdig ist es, daß die Vaticanische Handschrift zu diesem Charakter nur einige abweichende Lesarten, aber nicht einen einzigen Zusatz liefert. Schwerlich läßt sich diese Ausnahme erklären, wenn diese Zusätze sich von Theophrast selbst herschreiben; sehr leicht hingegen, wenn sie das Machwerk eines Interpolators sind. Die innere Beschaffenheit dieser Schilderung, welche, den Anfang und das Ende ausgenommen, aus der Sphäre der allgemeinen Sittlichkeit sich nie in den Kreis der bürgerlichen Verhältnisse herabläßt, machte es dem Interpolator schwer, wo nicht unmöglich, die antiquarischen Lappen, womit er uns sonst so gerne beschenkt, hier anzubringen. Von einer andern Seite vertrug sich die Kürze, Festigkeit, und Bestimmtheit der Züge, und der rasche Gang, worin sie sich, so zu sagen, unaufhaltsam fortdrängen, so wenig mit Umschreibungen, Erweiterungen, und Glossemen, als ihre schminkelose Einfalt mit den abgeschmackten Einfällen, wodurch er so oft den Witz seines Autors überbiethen will. Folglich war dem guten Manne die Topik,

woraus er gewöhnlich zu schöpfen pflegt, hier so ziemlich unbrauchbar gemacht.

Nicht, weil er keinen Regen ꝛc. — Die allgemeine Lesart der Handschriften und Ausgaben ist: οὐ διότι ὕει, ohne die verneinende Partikel vor ὕει. Die von mir befolgte Lesart ist eine Berichtigung von Nedham. Daß Fischer diese ganz kurz mit einem trocknen Frustra abweist, darüber verwundre ich mich nicht so sehr, als darüber, daß Herr Schneider und Coray sie gänzlich mit Stillschweigen übergehen. Die gewöhnliche Lesart giebt, meines Bedünkens, weder einen an sich richtigen, noch dem Geiste des Charakters angemessenen Sinn. Nedhams Berichtigung entspricht beyden Forderungen in vollem Maße. Alle Klagen des Mißvergnügten betreffen, so wie auch diese, immer etwas, worüber ein vernünftiger Mensch sich freuen würde. Nun enthält dieser Zug, außer der Klage des Mißvergnügten, noch einen Gegensatz. Soll dieser Gegensatz richtig seyn, so muß er die Klage über ein Uebel, und soll er passend seyn, so muß er die Klage über ein dem Guten, worüber der Mißvergnügte klagt, entgegensetztes Uebel enthalten. Bey der gewöhnlichen Lesart findet weder das eine, noch das andre Statt. Der Gegensatz ist nicht richtig; weil der Regen an sich, und ohne Bedingung kein Uebel ist; und er ist nicht passend; weil, wenn er es auch wäre, er doch nicht das dem Guten, worüber der Mißvergnügte klagt, entgegengesetzte Uebel ist. Denn dem Regen, welcher lange umsonst gewünscht, zuletzt doch kommt, ist nicht der Regen, in wie fern er ein Uebel seyn kann, sondern der Regen, der gar nicht kommt, entgegengesetzt. Sehr richtig und passend wird also

Theophrast sagen: „Der Mißvergnügte klagt nicht „bloß, (was andre, vernünftige, Menschen auch „thun) so lange der zum Gedeihen der Früchte un„entbehrliche Regen ausbleibt: er klagt auch dann „noch, wenn der Vernünftige sich freut, daß er „endlich gekommen ist." Sehr unpassend würde er hingegen sagen: „Der Mißvergnügte klagt nicht „bloß wenn es regnet; er klagt auch, wenn es „ihm nicht frühe genug regnet." — Wie häufig die Verneinungspartikel aus den Handschriften weggefallen sey, das weiß beynahe jeder Neuling in der Kritik. Ein Beyspiel ist bereits oben in der sechsten Schilderung vorgekommen: und Valkenaer hat in dem einzigen Athenäos zwanzig Stellen aufgezählt, welche auf diesem Wege berichtigt werden müssen. Man sehe des berühmten Wyttenbachs Bibliotheca critica Vol. II. Part. II. pag. 110.

Findet er — einen Geldbeutel — Die gewöhnliche Lesart ist diese: καὶ ἐυρών τι καὶ ἐν τῇ ὁδῷ βαλάντιον. Siebenkees fand in der Vaticanischen Handschrift die müßigen Wörter τι und καὶ nicht. — Bald nachher möchte wohl, Statt οὐδέποτε, οὐδεπώποτε zu lesen seyn, nicht weil, nach Brunks Behauptung (welche Herr Wolf in Leptin. p. 313. bereits berichtiget hat,) οὐδέποτε nur beym Futurum stehen könnte, sondern weil οὐδεπώποτε bedeutender verneinet. Jenes sagt schlechtweg nie, dieses auch noch gar nie.

Schwerlich würde ich ihn um diesen Preis ꝛc. — Die einstimmige Lesart der Handschriften, ὅτι ὑγιὲς caet. kann unmöglich Statt finden. Nach derselben würde es heißen: Ich verwundre mich, daß ich einen so tauglichen

Sclaven so wohlfeilen Kaufes bekommen habe. Wie kann nun der Mißvergnügte so sprechen? Die Veränderung von ὅτι in εἴ τι, welche Ouvrier vorschlägt, ist so leicht, und so auffallend wahr, daß man fast nicht begreift, wie irgend ein Herausgeber nach ihm, derselben die ihr unstreitig gebührende Stelle im Text versagen konnte.

Hat er vor Gericht einen Prozeß gewonnen — Nach der Verbesserung von Sylburg und Casaubon, welche Statt νικην, δικην lesen. Fischers diplomatische Gewissenhaftigkeit ist beynahe lächerlich. Er billigt zwar die gemachte Veränderung. Weil aber doch, sagt er, alle Handschriften (die Vaticanische macht, wie es sich später zeigte, Ausnahme) νικην läsen, und weil aus dem Folgenden deutlich genug erhelle, daß von einem gerichtlichen Sieg die Rede sey, so habe er nicht gewagt, die Lesart der Handschriften zu verändern. Mich dünkt gerade deßwegen, weil aus dem Zusammenhang erhellet, daß von einem gewonnenen Prozeß die Rede sey, und weil einen solchen schlechtweg einen Sieg zu nennen, ein gezierter, der Theophrastischen Einfalt nicht angemessener Ausdruck ist, sey die Veränderung nicht bloß zu entschuldigen, sondern vielmehr nothwendig; es wäre denn, daß sich gegen die Rechtlichkeit der Redensart δικην νικᾶν begründete Zweifel erheben ließen, welches aber der Fall nicht ist. Denn daß man richtig so sagen könne, das bedarf wohl keines Erweises; und wer gleichwohl Beyspiele verlangt, der findet sie beym Aristophanes in den Rittern vs. 93. und in den Wespen 581. nach Brunks Ausgabe.

18.

Das Geld — zählt er alle hundert Schritte. — Die Vaticanische Handschrift liest: Καὶ κατὰ στάδιον καθίζων ἀριθμεῖν. Er setzt sich alle Stadien, und zählt sein Geld. Der kleinlich mahlende Zug des Sitzens ist ohne Zweifel eine auf die Theophrastische Manier wenig berechnete Zugabe des Interpolators. Sehr wohl hingegen schweigt die Handschrift von dem müßigen Zusatze: πόσον ἐστί, welcher sonst nach ἀριθμεῖν gelesen wird. — Das Bindewort zu Anfange des Satzes fehlt in einer Handschrift, und wird von mehrern Herausgebern mit Recht aus dem Texte geworfen. Man sehe, was ich über die öftere Einschiebung dieser Partikel zum 13. Cap. S. 404. f. erinnert habe.

Ob sie den Becherschrank versiegelt habe. — Die gewöhnliche Lesart χοιλιούχιον stellt ein unbekanntes Wort auf, welches Fischer zu vertheidigen sich vergebliche Mühe giebt. Die Conjecturen der Kritiker scheinen mir alle aus der Luft gegriffen, mit Ausnahme einer einzigen, welcher ich gefolgt bin. Nähmlich Sylburg und Casaubon schlagen χυλικούχιον vor, quam vocem, sagt der letztere, pro χυλικεῖον legere alibi memini. Am besten wäre es nun freylich, wenn er diese Aeußerung mit einem Zeugniß hätte belegen können. Da indessen die Bedeutung des Wortes auffallend, und die Bildung desselben der Analogie gemäßt ist; da überdieß der Mißtrauische ein wenig weiter unten für seine Becher auch noch auf eine andre Weise besorgt ist; da endlich die Vaticanische Handschrift χυλιούχιον, und also gerade dieses Wort, mit Ausnahme eines einzigen Buchstabens, liefert, so scheinen mir durch

dieſes alles die Anſprüche dieſer Lesart auf eine Stelle im Text mehr als hinlänglich begründet zu ſeyn. Wem ſie es nicht ſcheinen, deſſen Zweifel möchten vielleicht durch eine Zwillingsſtelle beym Lukian Ἀλεκτ. Ed. Bip. T. VI. p. 336. gehoben werden, wo der geitzige Simon, gerade ſo wie der Theophraſtiſche Apiſtos, ſich vorzüglich über ſeine nicht ſicher genug verwahrten Becher ängſtiget. Ἀλλ' οὐδὲ, heißt es, τὰ ἐκπώματα ἐν ἀσφαλεῖ μοι ἀπόκειται, τοσαῦτα ὄντα.

Hat er Geld einzuziehen — Nach dem Griechiſchen Text müßte es heißen: „Wenn er von „ſeinen Schuldnern die Zinſen einzieht, ſo nimmt „er Zeugen mit ſich.“ Dieſe Zeugen ſind ganz natürlich eben dieſelben, in deren Gegenwart der Mißtrauiſche das Capital angeliehen hat. Wie läßt es ſich nun von dieſen glauben, daß ſie ihre Gefälligkeit ſo weit treiben werden, um durch ihre, bey der Einziehung jedes Zinſes, wiederholte Gegenwart ſich ſelbſt lächerlich zu machen, geſetzt auch, daß der Mißtrauiſche eine ſo abgeſchmackte Vorſicht gebrauchen wollte, welche allerdings mehr den Anſchein der Dummheit, als des Mißtrauens hat? Nehmen wir hingegen an, daß der Mißtrauiſche eine Summe, die er allen Falls auf kurze Zeit, vielleicht auch nicht auf Zinſe, geliehen hat, im Begleite eben der Zeugen, durch welche der Empfang geſichert ward, wieder einziehe, ſo liegt in dieſer Handlung ein Zug, welcher das Mißtrauen rein charakteriſiert. Wenn wir die Worte τοὺς τόκους wegſtreichen, ſo wird Theophraſt gerade dieß ſagen. Ich halte ſie für das Einſchiebſel eines Gloſſators, deſſen Bemerkung es entgieng, daß ἀπαιτεῖν ſich auf das vorhergehende ἀργύριον bezöge.

Sein Kleid giebt er nicht dem besten Walker. — Auch hier nimmt sich Fischer der verdorbnen Lesart der Handschriften οὐχ' ὡς βέλτιστα ἐργάσεται, mit nicht besserm Glücke als gewöhnlich an. Die Veränderung von ὡς in ὃς, welche Salmasius zu erst vorgeschlagen hat, ist so leicht, und in jeder Rücksicht so befriedigend, daß es mir beynahe unbegreiflich ist, wie darüber mehr als Eine Stimme Statt finden konnte. Gleichwohl sagt Casaubon: Scribendum οὐχ ᾧ τὰ βέλτιστα ἐργ. non οὐχ' ὡς. Est Atticismus translatitius, οὐχ ᾧ, pro οὐχ' ἐκείνῳ ὅς, und nicht nur Alberti *in Observatt. sacr.* p. 148. sondern auch Hemsterhuis ad Arist. *Plut.* p. 436. billiget diese Veränderung. Dagegen sagt Coray: La correction de Casaubon οὐχ' ᾧ τὰ βέλτιστα me paroît un soloecisme, und ich gestehe, daß mir die Sache eben so vorkommt. Kann man, Statt ἐκείνῳ ὃς ἐργάσεται, sagen ᾧ ἐργάσεται, so müßte man auch vollständig sagen können: ἐκείνῳ ᾧ ἐργάσεται, welches, ohne evidente Zeugnisse der besten Schriftsteller, schwerlich Glauben finden dürfte. Mir wenigstens ist unter tausend Beyspielen, welche die bekannte Attische Construction des beziehenden Fürwortes außer allen Zweifel setzen, nicht ein einziges vorgekommen, in welchem das Fürwort sich auf das in dem Zeitwort eben desselben Satzes begriffene Subject bezogen hätte.

So wird er sie selten geben. — Μάλιστα μὲν μὴ δοῦναι. Mehrere Herausgeber, und unter diesen auch Casaubon, glauben hier ganz sichere Spuren einer Lücke entdeckt zu haben. Ihnen schien die Partikel μὲν einen Gegensatz zu erheischen, welcher sich durch ein δὲ ankündigte. Indessen ist es eine bekannte Sache, daß der Gegensatz, wo er sich wie

hier, leicht errathen läßt, sehr oft unterdrückt wird. S. Herrn Heindorfs Anmerkung zu Platons Theätet. S. 468. Ohne Zweifel war es eben ein solches Bedenken, welches folgende Ergänzung der Vaticanischen Handschrift erzeugte: ἂν δ' ἄρα τις οἰκεῖος ἢ καὶ ἀναγκαῖος, μόνον πυρώσας καὶ στήσας, καὶ σχεδὸν ἐγγυητὴν λαβὼν χρήσει. D. h. „Ist es aber ein Freund oder „Verwandter, welcher sie verlangt, so wird er die „Feuerprobe damit vornehmen, sie wiegen, auch „wohl gar Bürgschaft fordern." Mir scheint dieser Zug übertrieben. Lesen wir hingegen mit Herrn Schneider und Coray: μόνον ὀυ πυρώσας, „so kann er sich kaum enthalten, die Feuerprobe damit vorzunehmen ꝛc." so verstößt er gegen die Kunst der Schilderung. Denn diese sagt uns nicht, was die Personen denken oder empfinden: sie läßt beydes, so wohl Gedanken als Empfindungen, aus den Handlungen hervorgehn.

Seinen Bedienten läßt er nicht hintennach — Coray setzt diesen Zug mit dem vorhergehenden in Verbindung. Er übersetzt: Il les refuse le plus souvent, ou, s'il les prête, ce n'est qu'à condition, que l'esclave qui les porte derriere lui, marchera devant etc. als ob so gelesen würde: μάλιστα μὲν μὴ δοῦναι, εἰ δὲ μὴ, τὸν παῖδα τὸν ἀκολουθοῦντα κελεύειν κ. τ. λ. Darin war ihm, was die Hauptsache betrifft, Casaubon bereits vorgegangen. Allein auch abgesehen von den bedeutenden Veränderungen, welche der Griechische Text dadurch erleiden würde, kann ich diese Verbindung nicht gut heißen. Sie löscht das komische Licht aus, welches diese Stelle zum bedeutungsvollsten Zuge des ganzen Gemähldes macht. Man kann einen Sclaven, welchem man Kostbarkeiten

übergeben hat, der Wachsamkeit seines Herrn empfehlen, ohne eben sehr mißtrauisch zu seyn. Dagegen läßt sich wohl kaum etwas lächerlicheres gedenken, als wenn der Herr mit dem Bedienten, welcher ihm nachtreten sollte, die Rolle tauscht. Dieser Zug wird noch besser gehoben, wenn man mit Casaubon den Artikel zu ἀκολουθοῦντα ausstreicht. Daraus erhellet nähmlich, daß derjenige Bediente gemeint sey, dessen Amt es war, den Herrn beym Ausgehen zu begleiten.

Dem sagt er: „Laß es nur liegen!" — Die Erklärung und Berichtigung dieser Stelle hat den Auslegern viel zu schaffen gemacht. Mir scheint Casaubon, welcher nach πόσου das Zeitwort εἰπεῖν einschaltet, die leichteste, und beste Auskunft gefunden zu haben. Eine andre Gestalt gewinnt die Stelle durch folgenden Zusatz der Vaticanischen Handschrift: (λέγειν) μηδὲν πραγματεύου ἐγὼ γὰρ, ἂν σὺ (μὴ) σχολάσῃς, συνακολουθήτω. Die eingeschloßnen Worte, deren Unentbehrlichkeit von selbst einleuchtet, hat Herr Schneider aus der Conjectur eines Recensenten in der Allg. L. Z. aufgenommen. Wenn wir nun noch κατάθου (vielleicht ein verunglücktes Glossem zu πόσου) ausstreichen, so würde die Stelle folgenden Sinn haben. „Wenn jemand von ihm etwas gekauft hat, und ihm sagt: „Schreibe es „mir auf Rechnung; denn ich habe nicht Muße, „das Geld so gleich zu schicken:" dem antwortet er: „Du darfst dich nicht bemühen; wenn du nicht „Muße hast, zu schicken, so will ich dich schon „selbst nach Hause begleiten."

19.

So wie der Großvater. — Die Vaticanische Handschrift setzt hinzu: καὶ οὐκ ἔστιν ῥᾴδιον εἰς

τὸ γένος ὑποβάλλεσθαι, „Aus diesem Grunde könne „sich nicht leicht ein fremder Sprößling in die Fa„milie hineinstehlen." — „Man möchte fast glau„ben, sagt Coray, daß dieser Zug wirklich aus „Theophrast's Feder geflossen sey. Es ist in dem „Charakter des Dyscheres, mit unter auch eine „Sotise zu sagen, und dieß ist in der That eine." Niemand wird das letztere läugnen; und was den Zug überhaupt betrifft, so dürfte der Verfasser der Schilderung sich desselben eben nicht schämen. Indessen glaube ich in diesem, so wie in den meisten Zusätzen dieser Handschrift, den Stempel der Interpolation daran zu erkennen, daß es nicht ein neuer Zug, sondern bloße Erweiterung eines Zuges ist.

So daß man ihm ohne Ekel nicht zu nahe kommen kann, u. s. w. — ὥστε δυσέντευκτος εἶναι καὶ ἀηδής, τὰ τοιαῦτα. Casaubon, und andre Herausgeber nach ihm, setzen nach ἀηδής ein Punctum, und beziehen die Worte τὰ τοιαῦτα auf das Folgende. Er übersetzt: Eidem haec quoque conveniunt: eben so Coray: Il entre encore dans le caractere d'un tel homme de se moucher en mangeant etc. Dieß ist unrichtig. Τὰ τοιαῦτα muß mit dem Vorhergehenden verbunden werden. Es ist die gewöhnliche Formel, um anzuzeigen, daß noch manches von der nähmlichen Art gesagt werden könnte, so wie im Lateinischen: et quae sunt alia generis ejusdem: im Deutschen; und so weiter. Beym Demosthenes wird sie hin und wieder gelesen. Z. E. gegen den Meidias S. 551. Οὕτω τοίνυν οὗτός ἐστιν ἀσεβὴς ἄνθρωπος καὶ μιαρὸς, καὶ πᾶν ἂν ὑποστὰς εἰπεῖν καὶ πρᾶξαι· εἰ δ' ἀληθὲς, ἢ ψεῦδος, ἢ πρὸς χθρὸν, ἢ φίλον ἦ, τὰ τοιαῦτα, ἀλλ' οὐδετιοῦν διορίζων etc.

So auch S. 559. und 570. Add. Lucian. *Nigrin.* Bipont. I. p. 39.

Er schnäutzt die Nase ꝛc. — Ich übersetze nach Herrn Schneider, welcher mit Hülfe der Vaticanischen Handschrift diese Stelle folgender Maßen berichtigt hat. Ἐσθίων ἀπομύττεσθαι, ἅμα δ' ἀρξάμενος προσλαλεῖν ἀποῤῥίπτειν ἀπὸ τοῦ στόματος· ἅμα πιὼν προσεργγάνειν. — Noch fügt die Vaticanische Handschrift einen Zug hinzu, welcher theils außerhalb der Sphäre der Dyschereia liegt, theils auch das sittliche Gefühl beleidigt. Ἀναπίπτοντος (ἀναπίπτωντε) heißt es, ἐν τοῖς στρώμασι, μετὰ τῆς γυναικὸς αὐτοῦ κοιμᾶσθαι.

Wenn seine Mutter vom Vogeldeuter kommt ꝛc. — Vertunt, sagt Casaubon, *quum egreditur mater*, sed ἐξελθούσης, dixit Theophrastus, non ἐξεχομένης. De eo loquitur, qui matri adsit sacra facienti ex praecepto auguris. Ich habe diesen Wink in meiner Uebersetzung benutzt. — Sehr richtig bemerkt übrigens Herr Nast, nach Pauw und Klotz, daß die folgenden Züge (ich nehme den letzten aus) zu diesem Charakter durchaus nicht passen. Klotz glaubte diese ganze Stelle dem Charakter des Zerstreuten vindizieren zu müssen. Und in der That würde ein Theil derselben, nähmlich von καὶ εἰς ὀρνιθοσκόπου bis πεποιηκώς, dazu ganz gut passen. Allein das Folgende bis παυσαμένη würde, meines Erachtens, dem Charakter des Schamlosen, in welchem sich auch, nicht weit vom Anfange, ein ähnlicher Zug findet, weit angemessener seyn.

So hüthet er sich nicht vor ominosen Reden. — Es ist bekannt, daß der Aberglaube

der Alten einzelnen Worten und Reden, welche in gewissen Verhältnissen, oder in Beziehung auf gewisse Personen und Umstände ausgesprochen wurden, eine ganz besondre Wirksamkeit zuschrieb. Daher der häufige Euphemismos, welcher das Widrige oder Anstößige der Begriffe durch die Wahl des Ausdruckes zu mildern suchte. Τότε μὲν, sagt Demosthenes in Lept. §. 95. ἡ πόλις ἡμῶν καὶ γῆς ἐυπόρει· καὶ χρημάτων· νῦν δὲ ἐυπορήσει· δεῖ γὰρ οὕτω λέγειν, καὶ μὴ βλασφημεῖν. Und gerade so sagt auch Cicero de *Off.* II. 21. Sin quae necessitas hujus muneris alicui rei publicae obvenerit (malo enim quam nostrae ominari). Vorzüglich glaubte man diese Vorsicht während des Opferns gebrauchen zu müssen. Daher der Befehl: *ut faverent linguis.* Wenn man dieses bedenkt, so wird man das hier angeführte Versehen zu einem Zuge der gedankenlosen Zerstreuung vollkommen geeignet finden.

— schleudert er den Ueberrest des Weines aus der Schale — Casaubons Verbesserung, nach welcher, Statt ἐμβαλεῖν, ἐκβαλεῖν gelesen wird, hat sich durch die Vaticanische Handschrift bestätigt gefunden. Zwar hatte schon früher Sylburg, wiewohl schüchtern, diese Veränderung vorgeschlagen, aber mit einer andern Modification des Sinnes. Nach Casaubons Erklärung läßt derjenige, welcher hier aufgeführt wird, den Becher aus der Hand fallen, und macht dadurch ein so geheißenes Auspicium caducum, welcher von sehr schlimmer Vorbedeutung war. Sylburg läßt ihn den Becher umwerfen; denn er erklärt es durch ἐκστρέψαι, und ein solcher Gebrauch von ἐκβαλεῖν ist in der That ein wenig zweifelhaft. Angenommen jedoch daß er sich rechtfertigen ließe, oder daß mit Ergän-

zung eines aus dem Text gefallenen Wortes die wahre Lesart diese seyn möchte: ἐκβαλεῖν τὸ πόμα, oder τὸ λεῖμμα τοῦ ποτηρίου, so würde, meines Bedünkens, derjenige Sinn, welchen ich in der Uebersetzung auszudrücken gewagt habe, noch besser zu dem Folgenden passen. Ich deute nähmlich diese Stelle auf ein von den Griechen, bey ihren Schmäusen, häufig getriebenes Spiel, welches sie Kottabos nannten. S. Athenäos L. XV. nebst Herrn Jakobs Erläuterung im Att. Mus. B. III. S. 475. ff. Man schleuderte die Neige vom Becher in ein Becken, und wer dieß mit der größten Gewandheit that, so daß er das Ziel am sichersten traf, und zugleich durch den geschleuderten Wein einen lauten Schall erregte, dem ward der Preis zuerkannt. In uneigentlichem Sinne hieß es auch schon ein Kottabos, wenn der Wein schlechtweg auf den Boden geworfen ward. So nennt es Xenophon *Hellen.* II. 3. ἀποκοτταβίζειν, da der verurtheilte Theramenes den Ueberrest des Gifttrankes, mit Erwähnung des Kritias, auf den Boden schleudert; und Cicero übersetzt dieß *Tusc.* I. 40. so: reliquum sic e poculo ejecit, ut id resonaret. Wenn wir nun annehmen, daß dieser, so wie der vorhergehende, Zug den Zerstreuten schildere, so paßt dieß so wohl zu dem Charakter, als auch zu den folgenden Worten vortrefflich. In seiner Gedankenlosigkeit handelt er bey einem feyerlichen Opfer, wie bey einem Schmause, und freut sich eines Einfalles, über welchen der besonnene Zuschauer sich entsetzt.

Als wenn er einen rechten Spaß gemacht hätte. — Ich lese: ὡς γελαστόν, oder wenn man lieber will, nach Bernards Verbesserung, ὥσπερ ἀστεῖόν τι πεποιηκώς. Die gewöhnliche Lesart: ὡς

τεράστιόν τι läßt ſchwerlich einen erträglichen Sinn zu. Coray überſetzt: Il se met à rire de cet accident comme d'un prodige [qui pourroit présager quelque événement] und eben ſo erklärt es Herr Naſt. Wie läßt es ſich nun aber gedenken, daß ein, auch noch ſo abgeſchmackter, Menſch, wenn er nicht völlig verrückt iſt, über eine Handlung, oder einen Vorfall lachen könne, welchen er ſelbſt für ein Unglück weißagendes Zeichen erkennt? Nimmt man hingegen τεράστιον, wie Caſaubon und Fiſcher, ironiſch, quasi nescio quid fecerit, ſo zweifle ich, ob ſich ein ſolcher Gebrauch dieſes Wortes durch Beyſpiele rechtfertigen laſſe. Uebrigens wird auch dieſer Sinn zu dem vorhergehenden nicht paſſen, in wie fern nähmlich der, welcher hier aufgeführt wird, nach der gewöhnlichen Auslegung, die Trinkſchale durch ein bloßes Verſehen umwirft, oder aus der Hand fallen läßt. Nur dann kann er ſich auf den nahmhaften Spaß etwas zu gute thun, wenn er, nach meiner Vorausſetzung, ohne zu bedenken, was er thue, mit dem Opferwein einen Kottabos gemacht hat.

Wenn ſie ihm zu lange ſpielt. — Coray überſetzt, mit Weglaſſung der Verneinungspartikel: de ce qu'elle a cessé trop tôt: denn, ſagt er, ich finde es völlig inconſequent, daß derjenige, welcher die Muſik beklatſcht, und ſelber darein geträllert hat, ungehalten ſey, daß ſie nicht früher aufhörte. — Darauf ließe ſich leicht antworten; daß man auch des Guten überdrüſſig werden könne, wenn es zu lange dauert. Allein die eigentliche Antwort iſt dieſe: Herr Coray, welcher doch ſelbſt überſetzt: Une autre fois il la gronde etc. ſcheint es vergeſſen zu haben, daß eben derſelbe Charakter, in eben

demselben Individuum, zu verschiednen Zeiten, und bey verschiedner Laune, durch entgegengesetzte Handlungen sich äußern kann. Noch mehr: Die generische Charakterzeichnung schließt sich nicht an ein einzelnes Individuum an, und kann daher dem personifizierten Abstractum, ohne Rücksicht auf Zeit, solche Handlungen beylegen, welche, in der Materie, völlig entgegengesetzt sind. Wenn ich also den Ungezognen schildere, so kann ich ganz recht von ihm sagen: „Er klatscht, oder leyert in die Musik „hinein; oder er schimpft, daß sie ihm zu lange „währt:" Denn eines wie das andre ist Ungezogenheit.

20.

Bis er ein gewisses Bedürfniß befriedigt habe. — So wie diese Stelle in den Handschriften und Ausgaben gelesen wird, müßte sie so übersetzt werden. „Wenn man den Anker lichten „will, so hindert er die Abfahrt, indem er bittet, „noch so lange zu verweilen, bis er einen Spa„ziergang gemacht habe." Statt μέλλοντας, schlägt Casaubon μέλλοντα vor, wodurch, nach seiner Erklärung, die Stelle folgenden Sinn gewinnen würde: „Einen Freund, welcher im Begriff ist, unter Se„gel zu gehen, hält er auf, und bittet die Reise„gesellschaft, noch so lange zu verweilen, bis er „mit ihm einen kleinen Spaziergang gemacht „habe." Casaubon hat diese Veränderung nicht motiviert; und, Statt nach den Gründen zu forschen, welche ihn könnten bewogen haben, sie vorzuschlagen, weisen mehrere Commentatoren den Vorschlag selbst ein wenig eilfertig von der Hand. Sie meinen, Casaubon habe die Stelle nicht ver-

ſtanden. Allein ich ſollte denken, er habe ſie recht gut verſtanden. Daß er bey ſcharfer Prüfung die gewöhnliche Lesart nicht billigen konnte, dieß ſcheint mir ganz natürlich. Nach dem Sinn derſelben ſpielt der Abgeſchmackte mehr die Rolle eines Verrückten, als ſeine eigne. In der That, aus bloßer Laune noch einen Spaziergang thun zu wollen, wenn man weiß, daß eine ganze Reiſegeſellſchaft dem Moment der Abfahrt entgegen ſieht, dieß iſt wahrer Blödſinn; und ſich einzubilden, daß die Geſellſchaft ſich nach dieſer Laune fügen werde, dieß iſt, um das einzige paſſende Wort zu gebrauchen, die Erwartung eines Narren. Durch die von Caſaubon vorgeſchlagne Veränderung wird das Betragen des Abgeſchmackten ſchon um vieles begreiflicher. Er will, ſo kann man denken, mit ſeinem Freunde, vor der Abreiſe, ſich noch letzen: und ſo übel auch der Augenblick gewählt iſt, ſo iſt es doch immer ein Vorwand, der ſich weit eher hören läßt. An ſich wäre alſo gegen den Sinn nichts einzuwenden; wenn nur die Erklärung ſich leichter gäbe. Allein ſie iſt, wie Herr Naſt richtig bemerkt, gekünſtelt, und gründet ſich auf eine Auslaſſung, welche hart zu verdauen iſt. Daher ziehe ich dieſer Veränderung eine andre weit vor, nach welcher, Statt περιπατήσῃ — ἀποπατήσῃ geleſen wird. Sylburg (wenn er anders der Erfinder davon iſt) ſcheint ſelbſt keinen großen Werth darauf gelegt zu haben: und dennoch wollte ich alles darauf wetten, daß es die wahre Lesart ſey. Am mindeſten ſollte mich die von ihm geäußerte Bedenklichkeit abhalten, derſelben aus allen Kräften das Wort zu reden. Si quis, ſagt er, pro περιπατήσῃ reponeret ἀποπατήσῃ, sermo esset nimis spurcus. Wie? ein Ausdruck,

welcher ein wirklicher Euphemismos ist, sollte unstäthig seyn? Und für wen? Doch nicht für denjenigen, welchem jene kräftige Vergleichung mit einem auf dem Tische stehenden Gerichte es nicht ist. Wie viel der Sinn durch diese Veränderung gewinne, brauche ich wohl nicht zu sagen. Es ist ein äußerst possierlicher Zug, welcher dem geschilderten Charakter nicht angemessener seyn könnte. Ich kann mich daher kaum genug darüber verwundern, daß die Herausgeber insgemein diese treffliche Conjectur auch nicht einmahl einer Erwähnung würdigen.

Und schnalzt mit der Zunge. — Die Vaticanische Handschrift liefert hier folgenden, nicht verwerflichen Zusatz: καὶ πανοῦργον (oder vielmehr πανουργότερον, wie Herr Schneider liest) τοῦ πάππου καλῶν. D. h. Der Junge sey ein bißchen pfiffiger, als der Papa.

An wasfür einem Tage ꝛc. — Ich glaube mit Herrn Nast diese Frage auf die abergläubige Auszeichnung glücklicher, und unglücklicher Tage beziehen zu müssen. Die Zusätze, womit die Vaticanische Handschrift diese Stelle liefert, bestimmen den Sinn anders. Εἰπὲ μάμμη, heißt es, ὅτ' ὠδῖνες καὶ ἔτικτές με τίς ἡμέρα; καὶ ὑπὲρ αὐτῆς δὲ λέγειν, ὡς ἡδύ ἐστι· καὶ ἀμφότερα οὐκ ἔχοντα, οὐ ῥᾴδιον ἄνθρωπον λαβεῖν. Ungeachtet der Inhalt, in so weit er sich aus dem dunkeln Ausdruck enträthseln läßt, dem Charakter des Abgeschmackten so ziemlich angemessen scheint, so glaube ich dennoch auch hier nicht undeutliche Spuren der Interpolation wahrzunehmen: und zwar gleich Anfangs in der Ergänzung der elliptischen Anrede, bey welcher gleichwohl kein Fehlrathen möglich war; indem eine solche Frage an niemand anders als an die Mutter gerichtet seyn

kann; hiernächst in der Erweiterung des Gedankens, wodurch sich, wie ich bereits bey andern Stellen erinnert habe, der Interpolator gewöhnlich verräth. Den Sinn der Worte ὅτ' ὠδῖνες καὶ ἔτικτές με τὶς ἡμέρα, bestimmt Herr Schneider also: Qualis ipsi dies illa visa fuerit, qua se conceperit, et deinde qua se pepererit? Und in der That scheint der Verfasser dieses Zusatzes so etwas im Sinne gehabt zu haben. — Wenn wir nun in dem Folgenden ἀμφότερα auf ὠδίνειν und τίκτειν beziehen, und mit Herrn Goetze Statt ἔχοντα — ἔχουσαν lesen, so wird folgende, des Abgeschmackten nicht unwürdige, Bemerkung herauskommen: „Schwerlich werde wohl „ein Weib, ohne beydes, so wohl Vergnügen als „Schmerz zu empfinden, einen Menschen zur Welt „bringen."

In seiner Cisterne, sagt er ꝛc. — Ich vermuthe hier eine Lücke, wodurch der Satz seine Verknüpfung mit dem Vorhergehenden eingebüßt habe. Denn aus ἐρωτῆσαι, wie Fischer meint, εἰπεῖν zu ergänzen, geht wohl nicht an. — Uebrigens glaubt Reiske, daß das Folgende, bis zum Ende des Capitels, durch ein Versehen des Copisten, sich in diesen Charakter verloren habe. Weit schicklicher, meint er, könnte die zunächst folgende Schilderung damit beschlossen werden. Wenn ich die Stelle für versetzt hielte, so würde ich glauben, daß sie am Ende der 23. Schilderung an ihrem Orte stehen würde, wo dem Prahler eine Aeußerung in den Mund gelegt wird, welche mit dem, was der Abgeschmackte hier von seiner Wohnung sagt, sehr wohl übereinstimmt. Auch sagt Herr Coray: Ce trait convient plutôt à l'homme plein d'ostentation qu'au fâcheux. Ganz richtig: aber die

Prahlerey ist, wie ich in der Entwicklung des Charakters gezeigt habe, eine Art der Abgeschmacktheit, und in der angeführten Stelle des Cicero wird derjenige, qui se ostentat, den ineptis ausdrücklich beygezählt. Wenn Demosthenes in Mid. p. 564. dem Meidias folgende Prahlereyen in den Mund legt: Ἡμεῖς οἱ λειτουργοῦντες, ἡμεῖς οἱ προεισφέροντες, ἡμεῖς οἱ πλούσιοί ἐσμεν· „Wir, die wir die öffentlichen Lasten tragen; wir, die wir den Staat mit Geldbeyträgen unterstützen; kurz, wir Reichen" und unmittelbar darauf diese Großsprechereyen mit dem Ausdruck ἀηδία bezeichnet, so will er dieses Wort ohne Zweifel nicht in weiterm Sinne, sondern in der ganz bestimmten Bedeutung der Abgeschmacktheit verstanden wissen: so wie auch Aeschines es will, wenn er eben dasselbe Wort (in Ctesiph. p. 551.) von den Windbeuteleyen gebraucht, welche er dem Demosthenes vorwirft. Folglich können auch hier die Prahlereyen des Abgeschmackten ihre Stelle behaupten.

Sein Garten trage ihm zarten Kohl in Menge — Die Vaticanische Handschrift hat den Beschluß dieses Charakters mit Zusätzen reichlich ausgestattet. Die ganze Stelle lautet, wie sie von Herrn Schneider berichtigt ist, also: Καὶ μάγειρος ἓν τὸ ὄψον σκευάζων· καὶ ὅτι ἡ οἰκία αὐτοῦ πανδοκεῖόν ἐστι· μεστὴ γάρ ἐστι καὶ τοὺς φίλους αὐτοῦ εἶναι τὸν τετρημένον πίθον· ἓν παιῶν γὰρ αὐτοὺς οὐ δύνασθαι ἐμπλῆσαι — und nach ποτηρίου — εἰπεῖν, ὅτι τὸ τέρψον τοὺς παρόντας παρεσκεύασται, καὶ ὅτι αὐτὴν, ἐὰν κελεύσωσιν, ὁ παῖς μέτεισι παρὰ τοῦ πορνοβοσκοῦ ἤδη, ὅπως πάντες ὑπ' αὐτῆς αὐλώμεθα καὶ ἐυφραινώμεθα — Größtentheils Erweiterungen, Umschreibungen und Ergänzungen, welche das Zeichen der Interpolation an der Stirne tragen.

Das τέρψον τοὺς παρόντας erscheint hier in einer Gestalt, durch welche die Abgeschmacktheit sich genöthigt sieht, ihre Ansprüche auf diesen Zug der Zügellosigkeit abzutreten.

21.

Er reist mit seinem Sohn nach Delphoi — Beym Eintritt in das Jünglingsalter, d. h. im achtzehnten Jahre, wurden dem jungen Athener die Haare abgeschnitten, und diese Ceremonie begleitete seine Aufnahme in eine Fratria, oder Zunftabtheilung. In frühern Zeiten geschah diese Handlung zu Delphoi, späterhin in dem Tempel des Herakles zu Athen. Dieß genügt dem Mikrophilotimos nicht. Um der Sache mehr Feyerlichkeit zu geben, erneuert er den veralteten Gebrauch.

— in ganz neu geprägten Stücken. — Die Vaticanische Handschrift beschenkt hier den Mikrophilotimos mit einem Häher, der, einen kleinen metallenen Schild haltend, auf einer kleinen Leiter, oder Schwungkette, man weiß nicht recht, ob auf und ab steigt, oder sich schaukelt. Καὶ κολοιῷ δέ, heißt es, ἔνδον τρεφομένῳ δεινὸς χαλκάσιον περίασθαι, καὶ ἀσπίδιον χαλκοῦν ποιῆσαι, ὃ ἔχων ἐπὶ τοῦ κλιμακίου ὁ κολοιὸς πηδήσεται.

im Reitkleide — Die Vaticanische Handschrift setzt hinzu: ἐν ταῖς μύωψι. In Spornen. Μύωψ, welches hier als femininum vorkommt, wird beym Xenophon περὶ ἱππ. VIII. 5. als masculinum gelesen. Doch dieses mag auf Rechnung der Copisten zu stehen kommen. Allein sollte wohl die Athenische Windbeuteley bey der weit einfachern Form antiker Spornen ihre Nahrung gefunden haben?

und sollte wohl die so ganz modern klingende Redensart, ἐν τοῖς μύωψι. von echt Griechischem Gehalt seyn?

Hier liegt der schöne Melitäer — In den Handschriften und Ausgaben steht: ΚΛΑΔΟΣ ΜΕΛΙΤΑΙΟΣ. Ein Sprößling vom Melitäischen Stamm. Casaubon, welchem dieser Gebrauch von κλάδος als seltsam, und für die Prosa zu poetisch, auffiel, entschuldigt ihn am Ende damit, daß eben dieses Seltsame den Mikrophilotimos kleide. Ich vermisse an dieser Inschrift einen viel wesentlichern Zug dieses Charakters. Der Mikrophilotimos nähmlich, welcher nur im Kleinen groß ist, und seine Armseligkeiten als etwas recht merkwürdiges zur Schau trägt, wird sich nicht damit begnügen, seinem Hündchen ein Lob zu ertheilen, welches er mit der ganzen Race gemein hat. Es wird etwas seyn, das ihn aus seinen Brüdern heraushebt, oder das er nur mit wenigen theilt. Ich halte daher die Conjectur von Toup, welcher (Emend. in Suid. Ed. Lips. p. 395.) Statt ΚΛΑΔΟΣ — ΚΑΛΟΣ liest, für die wahre Lesart. Ὁ καλὸς war nicht nur eine gewöhnliche Auszeichnung der Attischen Urbanität im Umgange, wie Herr Heindorf unlängst ad Plat. *Hipp. maj.* §. 1. gezeigt hat. Auch Liebende pflegten häufig zu den Nahmen der Geliebten ὁ καλὸς und ἡ καλὴ in Baumrinden einzuschneiden. S. Küster in Suid. T. II. p. 235. und T. III. p. 251. Selbst eine Grabschrift führt Toup e Photii *Biblioth.* p. 245. und 247. an, welche nichts als folgende Worte enthält: ΣΙΝΩΝΙΣ Η ΚΑΛΗ, und ΡΟΔΑΝΗΣ Ο ΚΑΛΟΣ. — Die Melitäischen Hündchen waren übrigens den Griechischen Damen ungefähr das, was die Bologneser den unsern.

S. Lukian *de mercede cond.* Ed. Bip. T. III. p. 257. Alciphr. III. 22.

Welchen er unablässig ꝛc. — Nach der gewöhnlichen Lesart: τοῦτον ἐκτρίβειν στεφανοῦντα. (Cas. στεφανῶν) καὶ ἀλείφεσθαι ὀσημέραι. „Welchen er so „oft mit Kränzen behängt, daß die Spuren davon „im Metall sich zeigen. Täglich parfümiert er sich." Der letzte Zug schickt sich besser für den καλλωπιστης, C. V. bey welchem er auch angebracht ist. Dagegen liest die Vaticanische Handschrift ungleich besser: τοῦτον ἐκτρίβειν στεφανοῦντα, (νῶν) ἀλείφειν ὀσημέραι. Nach Herrn Schneiders wahrscheinlicher Erklärung, ist es ein δακτύλιος φαρμακίτης, d. i. ein so geheißener magischer Ring, dergleichen die Charlatans leichtgläubigen Menschen verkauften, und welche die Kraft haben sollten, Krankheiten abzuhalten, oder zu heilen.

Ein Glück weißagendes Opfer — ἱερὰ ἄξια. Ob dieser Gebrauch von ἄξιος richtig sey? Niemand scheint daran gezweifelt zu haben, bis auf Reiske, welcher δεξιὰ liest: sine caussa, sagt Fischer, aber ohne Beweis. Ich würde indessen ἄϊσια vorziehen, welches Bernard in einem Briefe an Reiske p. 266. vorschlägt. S. Xenophons Cyrop. I. VI. in. Beydes findet man von Opfern beym Pollux, I, 168. καὶ ἄϊσια, sagt er, τὰ ἱερὰ, ἡ δεξιὰ καὶ καλὰ.

Daß er mit ungemeinem Beyfall ꝛc. — Diese Bedeutung von ἐυηυσεῖν, nach welcher es von Beyfallsbezeugungen, vorzüglich des Theaters und der Rednerbühne, gebraucht wird, kann, meines Wissens, durch keine Zeugnisse aus dem besten Zeitalter belegt werden, und ist also hier bemerkens-

werth. Bey den spätern Schriftstellern kommt dieses Wort nicht selten so vor. Plutarch hat es im Leben des Cicero zwey Mahle. Ed. Bryan. T. IV. p. 466. und 478. eben so im Leben des Demosthenes, p. 411. und 436. Beym Athenäos wird es im VI. B. gelesen, woselbst Casaubons Anmerkung Cap. XII. in fin. nachzusehen ist.

22.

Die Knauserey ist ꝛc. — Ich habe mich hier genöthigt gesehen, vielmehr nach dem Geiste der Schilderung als nach den Worten zu übersetzen. Die gewöhnliche Lesart: Ἡ δὲ ἀνελευθερία ἔστι περιουσία τὶς ἀπὸ φιλοτιμίας δαπάνην ἔχουσα giebt keinen Sinn; und durch die Verschiedenheit der Vaticanischen Handschrift, welche ἀποφιλοτιμίας liest, wird die Erklärung nicht berichtiget. Casaubon, welcher Statt ἔχουσα — φεύγουσα zu lesen vorschlägt, ist ohne Zweifel auf der rechten Spur: aber ob er das eigentliche Wort getroffen habe, das bleibt immer noch zweifelhaft.

Am Feste der Dionysien — Hier und im Verfolge kommen mehrere Arten des öffentlichen Aufwandes vor, welche dem reichen Athener zur Last fielen. Diejenige, welcher hier Erwähnung geschieht, ist das was man eigentlich Χορηγία nannte. Die Besorgung der Chöre, welche einen wesentlichen Theil des Griechischen Schauspiels ausmachten, ward, wie ich bereits in der Entwicklung des Charakters erinnert habe, von jeder Zunft einem Vorsteher aufgetragen, welchen man daher Choregos nannte, und dem die Bestreitung der dazu erforderlichen Kosten oblag. — Eine andre Gattung waren die ἐπιδόσεις, das heißt freywillige Geldbeyträge, zu

welchen der Senat, im Falle des Bedürfnisses, begüterte und patriotischgesinnte Bürger aufforderte; — eine dritte endlich die τριηραρχία, oder die Ausrüstung von Kriegsschiffen, wovon die Kosten von einzelnen, oder mehrern der Reichsten getragen werden mußten. Ueber alles dieses u. a. muß man Herrn Wolfen Prolegomena zu der Rede adv. Leptin. pag. 85. seqq. nachsehen.

So bleibt er — schweigend sitzen — Der Griechische Text sagt: ἐκ τοῦ δήμου ἀναστὰς σιωπᾷν, so steht er in der Versammlung auf, und schweigt. Und warum steht er auf, wenn er doch nichts zu sagen hat? Wird er sich freywillig auf eine solche Weise auszeichnen wollen? Oder verlangte ein Gesetz diese Auszeichnung ausdrücklich von denen, welche nichts beytragen konnten, oder wollten? Mich dünkt das eine so wenig wahrscheinlich, als das andre. So urtheilt auch Redham, welcher durch Veränderung (σιωπῇ St. σιωπᾶν) und Coray, welcher, so wie schon vor ihm Schwartz, durch Versetzung (σιωπᾶν, ἢ ἀναστὰς ἐκ τοῦ μ. ἀπ.) dieser Schwierigkeit auszubiegen sucht. Ich halte ἀναστὰς für die Zugabe eines Revisors, welchem die Worte ἐκ τοῦ δήμου, deren Zusammenhang mit dem Vorhergehenden er übersah, dieses Einschiebsel zu erheischen schienen. — Die Vatikanische Handschrift hat folgenden Zusatz: Καὶ τὰ παιδία δὲ δεινὸς μὴ πέμψαι εἰς διδάσκαλον, ὅτ' ἂν ᾖ τοῦ ἀποτιθέναι καὶ τὰ παιδιμούσια, ἀλλὰ φῆσαι κακῶς ἔχειν ἵνα μὴ συμβάλλωνται. Daß Statt εἰς διδάσκαλον — εἰς διδασκάλου gelesen werden müsse, fällt so gleich auf. Das Folgende liest Coray, mit Weglassung des ἀποτιθέναι, welches er für eine verdorbne Lesart hält, also: ὅτ' ἂν ᾖ τοῦ . . . καιρὸς τὰ παιδεμουσῖα. und eben so Herr Schneider, ausge-

nommen daß er die Lücke durch ἀποδιδόναι ausfüllt. Nach ihm läßt der Knauser die Kinder dann nicht zur Schule gehen, wenn das Schulgeld bezahlt werden soll: nach Coray ist die Rede von einer festlichen Ergötzlichkeit der Kinder, wozu die Väter die Kosten gemeinschaftlich bestehen: und dieß scheint mir wahrscheinlicher. Denn auch davon abgesehen, daß συμβάλλωνται offenbar auf den letztern Sinn hindeutet; wie läßt es sich wohl gedenken, daß der Knauser durch einstweilige Abwesenheit der Kinder von der Schule, dem Lehrer den Lohn für immer vorenthalten könne? Ich halte übrigens diese so geheißenen παιδοφουσεῖα für dasjenige Fest, welches die Schüler, zu Athen so wohl als bey andern Völkerschaften, unter dem einfachern Nahmen μουσεῖα zu feyern pflegten, und dessen Aeschines in Timarch. p. 2. 22. und Pollux I. 27. erwähnt. Conf. Corsini Fast. Att. T. II. p. 349.

Erblickt er von weitem einen Freund ꝛc. — Καὶ φίλου, sagt die Vaticanische Handschrift, ἔρανον συλλέγοντος [καὶ διειλεγμένου, αὐτῷ προσιόντα] προϊδόμενος, ἀναχάμψας ἐκ τῆς ὁδοῦ [τῷ κύκλῳ] οἴκαδε ἐπορεύθη. Καὶ [τῇ γυναικὶ δὲ τῇ ἑαυτοῦ πέποικα εἰσενεγκαμένῃ] μὴ πρίασθαι θεραπαίνας, ἀλλὰ μισθοῦσθαι εἰς τὰς ἐξόδους [ἐκ τῆς γυναικείας παιδίον συνακολουθήσον. Καὶ τὰ ὑποδήματα πάλιν πήξαι κεκαττυμένα φορεῖν, καὶ λέγειν ὅτι κέρατος οὐδὲν διαφέρει] beynahe alles Umschreibungen, welche in beliebter Weitläufigkeit nichts sagen, als was ein vernünftiger Leser sehr leicht hinzudenken wird. Oder ist es etwa nicht zu begreifen, wie man wissen könne, womit ein Freund, welchem man auf der Straße begegnet, gerade jetzt umgehe, wenn nicht ausdrücklich gesagt wird, daß er uns bereits davon unterrichtet habe? Kann man durch

einen Umweg nicht nach Hause kommen, ohne eine andre Figur als einen Kreis zu beschreiben? Steht etwa zu besorgen, wenn von Mägden, die man zum Begleite beym Ausgehen miethet, die Rede ist, man möchte glauben, es wäre für den Herrn selbst, oder für des Nachbars Weib, wenn nicht hinzugesetzt würde, versteht sich für seine Frau? Und was liegt uns daran zu wissen, woher diese gemietheten Mägde geholt sind? Das πρῶινα εἰσενεγκαμένη möchte als eine Verstärkung des Zuges hingehen, wenn es nicht zu sehr in den Charakter des schändlichen Geitzhalses hinein spielte. Zur Bezeichnung des Knausers ist es nicht bloß entbehrlich. Und eben dieß gilt auch von dem letzten Zuge. Der Reiche, welcher geflickte Sohlen trägt, spart nicht am Ehrenaufwand, sondern am Bedürfnisse. Im Ganzen genommen sticht diese kleinlich mühsame Wortfülle, gegen die gedankenreiche Kürze, und den so sorglosen als raschen Fortschritt der Theophrastischen Zeichnung auffallend ab. Um jedoch unsern Lesern nichts zu verkürzen, fügen wir noch die Uebersetzung der Stelle nach dem ganzen Inhalte der Vaticanischen Handschrift bey. „Sieht er von „weitem einen Freund, welcher eine Collecte sam„melt, über die er schon mit ihm gesprochen hat, „auf ihn zu kommen, so biegt er ihm aus, „und geht durch einen kreisförmigen Umweg nach „Hause. Seiner Gattinn, die ihm doch eine Mit„gabe zugebracht hat, hält er keine Bedienung: Er „miethet, so oft sie ausgehen will, auf dem Wei„bermarkt ein Mädgen, das sie begleiten muß. — „Er trägt Schuhe mit zwiefacher Sohle; sie seyen, „sagt er, so dauerhaft, als wenn sie von Horn „wären."

23.

Dieser Zweig der Handelschaft — Die Urschrift sagt: περὶ τῆς ἐργασίας τῆς δανειστικῆς. Allein da sich aus dem Zusammenhange klar ergiebt, daß hier besonders von Geldvorschüssen auf Handlungsspeculationen die Rede sey, so scheint zur Bezeichnung dieses Sinnes ein Fürwort nöthig zu seyn, daß also ἐργασίας ταύτης müßte gelesen werden.

Und wie viel er damit schon gewonnen habe. — Seltsam genug setzt die Vaticanische Handschrift hinzu: καὶ ἀπολώλεκε, auch wie viel er verloren habe: Dieß wohl zur Empfehlung der ἐργασία, deren Ergiebigkeit er so sehr rühmt! Dann fährt sie fort: καὶ ἅμα ταῦτα πλετρίζων πέμπειν τὸ παιδάριον εἰς τὴν τραπεζαν, δραχμῆς αὐτῷ κειμένης. Statt πλετρίζων liest Coray πλατίζων, welches nach Suidas so viel ist als; ἀλαζονευόμενος. Damit würde Folgendes gesagt: „Unter diesen Großsprechereyen „schickt er so fort einen Sclaven nach der Wechselbank, woselbst er eben nur eine Drachme zu zie„hen hat.“ Gegen diese kindische Zuthat, wodurch der Interpolator ohne Zweifel glaubte dem Theophrastischen Genius ein stattliches Geschenk zu machen, sey uns vergönnt, im Nahmen des letztern sein Recht feyerlich zu verwahren.

Und behauptet ꝛc. — ἀμφισβητῆσαι — καὶ ταῦτα, heißt es weiter in der Vaticanischen Handschrift, ψηφῆσαι δυδραμοῦ ἐκ τῆς πόλεων ἀποδεδημηκώς. — Statt ψηφῆσαι, welches hier sinnlos ist, schlägt Coray φῆσαι, oder δὴ φῆσαι vor. Ich lese ψοφῆσαι, und werde mich über dieses Wort näher zum 26. Cap. erklären.

Worin er ihn schon zum dritten Mahle einlade ꝛc. — Die gewöhnliche Lesart sagt: γράμματα — τοῖτον δὴ λέγοντα παραγενέσθαι αὐτὸν εἰς Μακεδονίαν, „Antipater habe ihm geschrieben, er sey nur von zwey Personen begleitet nach Makedonien gekommen." Wolf und Ouvrier lesen, τριταῖον, in Zeit von drey Tagen. Beydes ist frostig. Wenn der Prahler von einem Prinzen Briefe erhalten haben will, so läßt sichs ganz natürlich erwarten, daß der Inhalt dieser Briefe auch für ihn schmeichelhaft seyn werde. Und was könnte schmeichelhafter seyn, als eine zum dritten Mahle wiederholte Einladung! So haben Kühn und Schwartz, und unlängst auch Herr Beck de interpret. vet. scriptt. p. XVII. diese Stelle gedeutet. Freylich muß alsdann, wie dieser Gelehrte erinnert, Statt παραγενέσθαι — παραγίνεσθαι gelesen werden. Allein, sagt Coray, so müßte auch nicht λέγοντα, sondern κελεύοντα stehen. Auch λέγειν wird in dieser Bedeutung öfter gebraucht: wie in der bekannten Formel ὡς ὁ νόμος λέγει, und bey den Tragikern hin und wieder.

Eben derselbe habe ihm ꝛc. — Die Urschrift sagt ohne nähere Bestimmung: man habe ihm zollfreye Ausfuhr des Holzes verstattet. Dieses ward insgemein von der Ausfuhr aus Attika in andre Länder verstanden. Allein Athen hatte so wenig Ueberfluß an Bauholz, daß es im Gegentheil genöthigt war, dasselbe anderswoher, und besonders auch aus Makedonien herbeyzuführen. Vide Xenoph. *hist. gr.* V. 1. Daher war auch die Ausfuhr desselben durch ein Gesetz ausdrücklich verbothen. Aus diesen Gründen glaubt Herr Schneider so wohl als Coray mit Recht, die Stelle von der Ausfuhr des Bauholzes aus Makedonien nach

Attika verstehen zu müssen. Der Alazon, welcher sich der vorzüglichen Gunst Antipaters rühmt, führt diese Begünstigung als einen Beweis derselben an. Die Chicane, worauf er deutet, wird dadurch klar, wenn man sich erinnert, daß Aeschines und Philokrates um einer ähnlichen Begünstigung willen, angeklagt wurden, dem Könige Philippos das Interesse ihrer Vaterstadt verrathen zu haben *). — Auf diese Vorsicht des Alazon scheint sich auch der Zusatz zu beziehen, welchen die Vaticanische Handschrift beyfügt: περαιτέρω φιλοσοφεῖν προσῆκε Μακεδόσι. Wenn man nähmlich mit Herrn Schneider Μακεδόνων liest, so kommt folgender Sinn heraus: „Ein kluger Mann müsse ein wenig weiter sehen, als die Makedonier."

Zur Unterstützung dürftiger Mitbürger verwendet. — ἀνανεύειν γὰρ οὐ δύνασθαι, „Er könne niemandem etwas abschlagen." Zusatz der Vat. H.

So giebt er ihnen — — zum Vorschein — Κελεῦσαι θεῖναι τὰς ψήφους, καὶ ποσοῦν αὐτὰς, καθ' ἑξακοσίους κατὰ μίαν κ. τ. λ. Nach Casaubons Auslegung bringt der Alazon sechshundert einzelne Posten, die er alle mit Nahmen von Personen belegt, in die Rechnung: diese Posten zusammen machen die Summe von zehn Talenten. Nun machen zehn Talente gerade auch sechshundert Attische Minen. Daher liest Salmasius in dem Buche de usuris p. 63. καθ' ἑξακοσίους κατὰ μνᾶν. D. h. „Er nennt sechshundert Personen, deren jeder er eine Mine zulegt, und läßt sie sodann die Summe ziehen." Gegen diese Veränderung, welche mehrere Herausgeber in den Text aufgenommen haben, erinnert

*) Demosth. Ed. Reisk. T. I. p. 376. et 386.

Herr Nast, so wie Fischer, mit Recht, daß sie die Worte, καὶ ποσοῦν αὐτὰς völlig entbehrlich mache. In der That, so bald die Zahl von sechshundert Minen gegeben ist, so braucht man die Summe nicht erst zu suchen; sie spricht sich selbst aus; es wäre denn, daß man annehmen wollte, daß der Alazon die Personen bloß nenne, ohne sie zu zählen, und daß es sich just so füge, daß er bey der sechshundertesten zu nennen aufhöre. Allein mir scheint noch eine andre Schwierigkeit in der Stelle zu liegen, woran die Ausleger nicht gedacht haben. Die Operation nähmlich, wodurch der Alazon seine Freygebigkeit bewähren will, ist von einer so ungeheuern Langwierigkeit, daß sie nach meinem Gefühle gegen alle Wahrscheinlichkeit verstößt. Er sagt sechshundert Nahmen her, und man hört ihn vom ersten bis zum letzten geduldig ab. Warum wird nicht auch gesagt, daß die Hörenden lauter Schuldner, Parasiten, und Sclaven seyen? Denn wer nicht etwas von diesem allem ist, dem wird sicher die Gedult ausgehen, lange noch ehe er zum sechszigsten kommt. „O hören Sie, lieber Freund! wird er „sagen, wozu diese Weitläufigkeit? Lassen Sie es „einmahl genug seyn; wir glauben Ihnen auf Ihr „Wort.“ Und so etwas ungereimtes sollte Theophrast gedichtet haben? Ich kann es nicht glauben, auch dann nicht, wenn ich kein Mittel sähe, wie zu helfen wäre. Nun glaube ich aber eines zu sehen, zwar ein gewagtes; aber die Krankheit mag die Cur entschuldigen: es giebt Uebel, welche nicht anders als durch Schneiden zu heilen sind. Ich werfe die Worte: καθ' ἑξακοσίους κατὰ μίαν, oder vielmehr μνᾶν, aus dem Text, und lese das übrige so: Καὶ ἀγνώστων δὲ παραχαθημένων κελεῦσαι θεῖναι τὰς ψήφους,

καὶ ποσοῦν αὐτὰς, προστιθεὶς πιθανὰ ἑκάσταις τούτων ὀνόματα, καὶ ποιῆσαι δέκα τάλαντα. Daß man fragen werde, wie die ausgestoßenen Worte in den Text gekommen seyen, das sehe ich freylich zum voraus. Im Grunde soll uns dieß gleichgültig seyn, so bald erwiesen ist, daß sie in dem Texte eines guten Schriftstellers nicht stehen können. Und wer mag sich wohl in alle Launen der Glossatoren hineindenken! Könnte doch wohl irgend ein Liebhaber numismatischer Reductionen, die Worte ἑξακοσίας (so liest die Vaticanische Handschrift) κατὰ μνᾶν neben δέκα τάλαντα auf den Rand geschrieben haben, um dem Leser zu sagen, daß diese Summe, zu Minen berechnet, sechshundert ausmache. — Uebrigens glaubt Coray, daß die Prahlerey, welche diese Berechnung veranlasset, von derjenigen verschieden sey, welche auf die Theurung Bezug hat. Mir scheinen die Worte, καὶ ἀγνώστων δὲ παραλαβημένων, offenbar auf das, was vorangeht, hinzuweisen. Und was die Verschiedenheit der Summen betrifft, so glaube ich diese in der Entwicklung des Charakters ins rechte Licht gestellt zu haben. — Noch muß ich sagen, daß die Vaticanische Handschrift nach ψήφους — ἕνα αὐτῶν hinzuflickt, und Statt πιθανὰ — πιθανῶς liest.

Und weder die Kriegsschiffe — noch der übrige Aufwand ꝛc. — Im Griechischen steht: καὶ τὰς τριηραρχίας — οὐδὲ τὰς λειτουργίας. Da λειτουργία gewöhnlich die allgemeine Benennung für alle diese Arten des öffentlichen Aufwandes ist, so vermuthet Casaubon, daß vielleicht οὐδὲ τὰς ἄλλας λειτουργίας zu lesen möchte, ungeachtet er wohl wußte, daß ähnliche Beyspiele bey den besten Schriftstellern gefunden werden. Ein solches, welches ebenfalls

λειτουργίας und τριηραρχίας zusammenstellt, führt Coray aus dem Demosthenes Ed. Reisk. p. 564. an; und schon früher hat Herr Wolf Proleg. adv. Lept. p. 89. bemerkt, daß λειτουργεῖν sich zuweilen auf diejenigen Arten des Aufwandes beschränke, welche den Krieg nicht angehen.

Von den Teppichhändlern ꝛc. — Mit vollem Rechte, wie mich dünkt, hat sich Herr Schneider der von den Herausgebern verstoßenen Lesart aller Handschriften κλίνας, angenommen. Casaubon hatte sie mit σκηνὰς vertauscht, welches er in einem hier nicht genug bestimmten Sinn, für Krambuden nimmt. Herr Schneider erklärt κλίνας, fori partem eam, in qua lecti tricliniares cum veste stragula vendebantur, so wie kurz vorher Casaubon τοὺς ἵππους, forum ubi equi veneunt; erklärt hatte. So sagt auch Aristophanes *Vesp.* 789. ἐν τοῖς ἰχθύσι, *in foro piscario*. Das Wort ἱματισμός hat die Ausleger irre geführt. Sie nahmen es in der gewöhnlichen Bedeutung. Allein es bedeutet hier Polsterdecken, womit von den Alten großer Luxus getrieben ward. Beym Pollux X. 23. wo von Polsterdecken die Rede ist, findet man ausdrücklich ἱμάτιον ἐνενηκοῦν καὶ παρενηκοῦν. — Noch hat der Vaticanische Codex im Folgenden einige treffliche Lesarten, wodurch bereits gemachte glückliche Veränderungen der Kritiker bestätigt werden. Daß nach μάχεσθαι — ὅτι ergänzt, und Statt ἀκολουθεῖν — ἀκολουθεῖ gelesen werden müsse, hat Redham eingesehen, und eben so liest dieser Codex. Eben derselbe hat auch mit einigen andern ἐν μισθωτῇ δικίᾳ Statt ἐν μισθῷ τὴν δικίαν, und Statt διότι — καὶ ὅτι, mit der von Casaubon gemachten Verbesserung übereinstimmend.

24.

Man weiß, daß diese Sammlung von Charakterschilderungen nicht gleich Anfangs in derjenigen Vollständigkeit erschienen ist, in welcher wir sie jetzt besitzen. Die Handschrift des Grafen Picus von Mirandula, nach welcher Bilibald Pirkheimer die erste Ausgabe besorgte, enthielt mehr nicht als die fünfzehn ersten Capitel. Fünf und zwanzig Jahre später bereicherte Baptista Camotius die Sammlung mit acht neuen Charaktern, aus einer andern Handschrift. Die fünfe von hier an auf einander folgenden nahm Casaubon zu erst aus einer ehmals Pfälzischen Handschrift auf: und die zwey letzten endlich hat Amaduzzi aus dem oft erwähnten Vaticanischen Codex im Jahre 1786. ans Licht gebracht. Es läßt sich wohl, ohne Vermessenheit, bezweifeln, daß alle diese Bereicherungen, entweder ganz oder im Einzelnen, ihre Ansprüche auf einen und ebendenselben Verfasser, und nahmentlich auf Theophrast mit Recht behaupten. Eine Sammlung von dieser Art scheint vorzüglich geeignet, die Thätigkeit so wohl der Liebhaber als der Falsarier anzuregen. Wie viel gutes und schlechtes von fremder Hand hat sich unter Anakreons echte Erzeugnisse gemischt! War es ja auch ein Vaticanischer Codex, welcher, vor nicht sehr langer Zeit, Horazen ein paar Findlinge aufbürden wollte, von welchen ihn die Kritik feyerlich losgesprochen hat. Doch wie dem auch seyn mag: ich werde, ohne mir ein absprechendes Urtheil anzumaßen, meine Zweifel darlegen, und jede Belehrung mit Dank annehmen.

Er ist im Stande ꝛc. — Die gewöhnliche Lesart: καὶ ἐν ποιήσας, περιῆσθαι φάσκειν ἐν ταῖς ἰδίαις.

καὶ βιάζειν, gewährt durchaus keinen erträglichen Sinn. Klotz und Fischer streichen φάσκειν, welches, als Correctur des vorhergehenden φαγειν, (so lesen die Handschriften, mit Ausnahme der Vaticanischen) vom Rand an die unrechte Stelle gekommen zu seyn scheint. Dieß ist ganz gut: allein was sollen die Worte καὶ βιάζειν? Herr Schneider hält βιάζειν für eingeschoben: und vermuthlich dachte sich der Interpolator μεμνῆσθαι βιάζειν, aber μεμνῆσθαι bedarf dieser Stütze nicht. Es heißt hier so viel als ὑπομιμνίσκειν, welches Demosthenes Ed. Reisk. p. 316. in einer ähnlichen Stelle gebraucht: Τὸ τὰς ἰδίας εὐεργεσίας ὑπομιμνήσκειν καὶ λέγειν, μικροῦ δεῖν ὅμοιόν ἐστι τῷ ὀνειδίζειν. Allein auch die Worte ἐν ταῖς ὁδοῖς stoßen sich. Denn was hat es mehr auf sich, auf der Straße an Wohlthaten zu erinnern, als in dem Hause? Dieß wird erst dann erniedrigend, wenn es in Gegenwart von andern geschieht, und in jenen Worten liegt diese Bestimmung nicht nothwendig. Daß übrigens diese Worte, ἐν ταῖς ὁδοῖς bald hernach wieder vorkommen, ist mir wenigstens auffallend. Ich glaube die Entstehung derselben an diesem Orte, mit Wahrscheinlichkeit durch ein ähnliches Versehen des Copisten erklären zu können, wie dasjenige ist, welches ich in der letzten Anmerkung zur 16. Schilderung S. 430. gerügt habe. Doch davon mehr in der folgenden Anmerkung. Dem Gesagten zu Folge hätte es also einzig bey den Worten, καὶ ἓν ποιήσας μεμνῆσθαι sein Verbleiben. Anders hat sich freylich der Interpolator der Vaticanischen Handschrift zu helfen gewußt. Er löst die streitigen Worte von dem Vorhergehenden ab, und beginnt damit einen neuen Zug: καὶ βιάζειν, heißt es, ἐν ταῖς ὁδοῖς τὰς διαίτας κρίνων καὶ ἐν τοῖς ἐπιτρέψασι καὶ χειροτονουμένοις

ἐξόρνυσθαι τὰς ἀρχὰς, ὃν φάσκων σχολάζειν. Daß hier Verschiedenes so wohl in den Worten, als in der Interpunction berichtigt werden müsse, das fällt so gleich auf. Herr Schneider und Coray haben einander, bis auf eine Negation, welche der letztre vor χρίνειν einschiebt, getroffen. Sie schlagen ἐπιτρέψαι, mit Auslassung der Worte καὶ ἐν, zu dem Vorhergehenden, und lesen χειροτονούμενος. Und so entsteht folgender Sinn. „Wenn er zum Schiedsrichter „erbethen wird, so entscheidet er den Streit so gleich „auf offner Straße. Wird er zu einem Amte ge„wählt, so sagt er sich eidlich los, indem er vor„giebt, er habe dazu keine Muße."

Ueber die Straße geht er ꝛc. — Ich habe mir hier eine Veränderung erlaubt, von welcher ich meinen Lesern umständliche Rechenschaft zu geben habe. In den Handschriften und Ausgaben nehmen diese Stelle nur folgende Worte ein: καὶ προσελθεῖν πρότερος οὐδενὶ θελήσας, „Indem er niemandem das erste Wort gönnen mag." Nun ist es klar, daß der Satz in dieser Form nicht bestehen kann, sondern einen andern voraussetzt, an den er sich anschließe. Casaubon hat θελήσας in θελῆσαι verwandelt, und mit dieser Auskunft haben sich die Herausgeber begnügt. Auch mir würde sie allerdings genügen, wenn ich nicht eine andre zu sehen glaubte, welche, ohne die Lesart zu verändern, die Ideen passender fügt, und der Rede mehr Rundung giebt. Hier nähmlich will der Hochmüthige niemand, der ihm begegnet, zu erst anreden, und weiter unten, schlägt er, um eben dieß nicht thun zu müssen, die Augen nieder, und will die ihm begegnenden nicht zu sehen scheinen. Und diese beyden Sätze, welche als Grund und Folge so innig verbunden sind,

werden durch eine Zwischenrede getrennt, die mit beyden nichts zu thun hat. Man verbinde die getrennten Sätze, und lese: Καὶ ἐν ταῖς ὁδοῖς πορευόμενος μὴ λαλεῖν τοῖς ἐντυγχάνουσι, κάτω κεκυφὼς, καὶ προσελθεῖν πρότερος θελήσας, so wird alles in der schönsten Ordnung seyn. Versetzungen dieser Art sind in den Handschriften an sich eine sehr gewöhnliche Erscheinung, und über die gegenwärtige geben uns die oben ausgestoßnen Worte, ἐν ταῖς ὁδοῖς, einen ziemlich befriedigenden Aufschluß. Angenommen daß die Zeile einer Handschrift mit diesen Worten sich geendigt, die zweyte nach derselben mit καὶ προσελθεῖν angefangen habe, so konnte das Aug des Copisten sich leicht um die mittlere Zeile täuschen. Das später wahrgenommene Versehen wieder gut zu machen, dabey fanden diese Leute ihre Rechnung nicht. Sie ließen, um den Codex durch keine Lituren zu entstellen, das bereits geschriebne stehen, und flickten das Ausgelassene auch am unrechten Orte hinein. — Abgeschmackt ist die Klügeley des Vaticanischen Interpolators, welcher κεκυφως mit dem Folgenden so verbindet: κάτω κεκυφὼς, ὅτ' ἂν δε αὐτῷ δόξη, ἄνω πάλιν. „Er sieht auf den Boden; und wenn es ihm beliebt, so schaut er wieder auf."

Seinen Taglöhnern befiehlt er ꝛc. — Im Griechischen steht: καὶ τοὺς πωλοῦντάς τι καὶ μεμισθωμένους, und Casaubon übersetzt: Eos qui emunt aliquid ab ipso, vel aliquid rerum illius conduxerunt. Allein fürs erste ist πωλεῖν nicht kaufen, sondern verkaufen. Zweytens heißt μεμισθωμένος nicht wer etwas gemiethet hat, sondern wer um den Lohn zu einem bestimmten Geschäfte gedungen ist, und ich verstehe nicht, was Coray meint, wenn er sagt: μεμισθωμένους peut aussi bien signifier

les *choses*, ou les *personnes louées*, que les *personnes qui prennent quelque chose à louage*. Mir wenigstens sind keine Beyspiele von dem letztern Gebrauche bekannt. Doch gesetzt auch, beydes wäre richtig, so scheint mir der Zug nicht gut gewählt. Wer in Geschäften, welche seine Gegenwart nothwendig erfordern, andre am frühen Morgen zu sich bestellt, der theilt mit ihnen das Beschwerliche, und kann ein Mann seyn, der seine Zeit sorgfältig zu Rathe hält. Die Insolenz des Hochmüthigen besteht in der Rechnung besser. Er will daß andre seinen Launen Ruhe und Bequemlichkeit aufopfern, ohne der seinigen Abbruch zu thun. Ich lese daher: *καὶ τοὺς πονοῦντας καὶ μεμισθωμένους*, Arbeiter, welche bey ihm im Lohne stehen.

25.

Was er von der Bedeutung desselben halte. — *Τί δοκεῖ αὐτῷ τὰ τοῦ θεοῦ.* Diese Worte, welche in allen Handschriften und Ausgaben an die an den Steuermann gerichtete Frage, als eine zweyte Frage sich anschließen, biethen an dieser Stelle keinen hinlänglich bestimmten Sinn dar, und werden daher von den Auslegern bald so, bald anders gedeutet. Casaubon versteht sie von den Auspicien, welche vor der Einschiffung vorgenommen wurden. Er übersetzt: quid a deo speret aut metuat: Pauw, quid de mari sentiat: Coray, ce qu'il présume de l'état du ciel. Schwartz und Nedham nehmen ihre Zuflucht zum emendieren. Jener liest *τὰ τοῦ θεῖν*, dieser *τὰ τοῦ πλοῦ*. Jeder kann für seine Meinung ungefähr so viel aufbringen, als die andern alle, und am Ende fällt der Tadel auf den Verfasser, der sich so ausgedrückt hat, daß

keiner recht weiß, woran er mit ihm ist. Durch die Versetzung, welche ich mir erlaubt habe, scheint er mir hinlänglich gedeckt. Denn an dieser Stelle haben die Worte einen klaren und unzweydeutigen Sinn. Der Feigherzige erzählt seinem Nachbar einen Traum, der ihn beunruhiget, und fragt, was die Gottheit, die ihm denselben sandte, wohl damit gemeint haben möge.

Wenn er zu Felde ist — Der Vaticanische Interpolator setzt hinzu πεζῇ, wenn er einen Zug zu Lande macht. Folglich hat er das bisher Gesagte alles von einem Krieger verstanden, welcher zur See diente: eine Voraussetzung wovon das Vorhergehende nicht die leichteste Spur enthält, wodurch das ohnehin an Uebertreibung grenzende Betragen des Feigherzigen tief ins Abgeschmackte fällt, und wobey besonders die naive Bitte des Soldaten, ihn doch ans Land zu setzen, durch ihren unübertrefflichen Unsinn sich ausnimmt.

So ruft er die Soldaten ꝛc. — Ich übersetze nach der mit Hülfe des Vaticanischen Codex von Herrn Schneider berichtigten Lesart: Καὶ στρατευόμενος δὲ τοὺς ἐκβοηθοῦντας προσκαλεῖν πρὸς ἑαυτὸν, κελεύων στάντας πρῶτον περιιδεῖν.

Schickt den Bedienten — daraus fort — Auch hier gebe ich der Vaticanischen Lesart, ἐκπέμψας καὶ κελεύσας, Statt ἐκπεμψας κελεύειν den Vorzug. Die Worte ἐκπεμψας — πολέμιοι, bilden einen Zwischensatz. Der Feigherzige schickt den Bedienten, unter jenem Vorwand, aus dem Gezelte fort, weil er bey dem, was er zu thun im Sinne hat, keines Zeugen bedarf.

Spricht ihm Muth ein ꝛc. — Casaubons treffliche Verbesserung, καὶ θαρρεῖν, Statt θεωρεῖν.

wird durch die Lesart der Vaticanischen Handschrift bestätigt, in welcher diese Stelle mit einigen Erweiterungen also gelesen wird: καὶ θαῤῥεῖν κελεύσας, [ὑπολαβὼν φέρειν] καὶ τοῦτον θεραπεύειν, καὶ περισπογγίζειν, καὶ [παρακαθήμενος ἀπὸ τοῦ ἕλκους τας] μυίας σοβεῖν.

Einen der Ihrigen gerettet habe — ὡς κινδυνεύοντας ἐναι σεσωκε τῶν φιλων, wie Casaubon liest, in Uebereinstimmung mit der Vaticanischen Handschrift. Durch eben dieselbe wird auch das Folgende so berichtigt: καὶ εἰσάγειν πρὸς τὸν καταχείμενον σκεψομένους τοὺς δημότας καὶ φυλέτας.

26.

Nach fest gegründeter Macht. — Ich übersetze nach der Verbesserung von Pauw, welche mir unter allen Versuchen der Kritiker, die offenbar verdorbne Lesart, ἰσχυροῦ κέρδους γλιχομένους, zu berichtigen, der gelungenste scheint. Er liest ἰσχυροῦ κρώτους γλιχομένη. Zwar glaubt Coray, daß durch die Lesart der Vaticanischen Handschrift ἰσχυρῶς κέρδους γλιχομένη die Sache völlig abgethan sey. Pour peu, sagt er, qu'on réfléchisse sur la nature du gouvernement oligarchique, on sentira bien, que ce n'est point à des simples emplois, et à des dignités stériles, que se bornent les désirs des partisans de ce gouvernement. S'ils aiment à être du petit nombre de ceux qui dominent, ils ne sont pas moins jaloux d'augmenter leur fortune, seul moyen d'affermir et de perpétuer leur puissance, ou de s'en consoler s'ils viennent à la perdre. Allein so sehr ich mit diesem gelehrten Manne darüber einverstanden bin, daß Habsucht beynahe eine unzertrennliche Gefährtinn der Herrschsucht sey, so wenig kann ich die erstre als wesentliches Merkmahl

des Oligarchismus bey dem Individuum anerkennen. Der vorherrschende Trieb des Oligarchen ist allerdings das Streben nach Macht: dieß ist sein Zweck, und diesem Zwecke ist die Begierde nach Reichthümern als Mittel untergeordnet. Nun darf in die Erklärung nichts aufgenommen werden, als was zum Wesen des Begriffes gehört.

Wenn das Volk ꝛc. — Ich bin hier der Vaticanischen Handschrift, mit den nöthigen Berichtigungen von Herrn Schneider, gefolgt. In derselben wird diese Stelle richtiger und vollständiger, als in den übrigen, alsd gelesen: ἕνιος τοῦ δήμου βουλομένου τῷ ἄρχοντι τινὰς προ(σ)αιρεῖσθαι τῆς πομπῆς τοὺς ἐπιμελησομένους, παρελθὼν ἀποφήνας ἔχει (ἀποφήνασθαι) ὡς δεῖ αὐτοκράτορας τούτους εἶναι. Bey τούτους verstehe ich ἄρχοντας, welches aus dem vorhergehenden ἄρχοντι leicht zu ergänzen ist. Der Oligarche handelt seinem Charakter vollkommen gemäß, wenn er hier, wie überall, die Gemeinen von aller Mitwirkung ausschließen will. Aber mit diesem Sinn verträgt sich folgender Zusatz nicht, welchen eben diese Handschrift hat: κἂν ἄλλοι προβάλλωνται δέκα, λέγειν, ἱκανὸς εἷς ἐστιν, Und wenn andre zehen vorschlagen, so sagt er: An Einem ists genug." Der Interpolator hat nicht bedacht, daß auch durch diesen einzigen die Gewalt des Archon beschränkt würde.

In besondre Berathschlagungen — δεῖ αὐτοὺς ἡμᾶς συνελθόντας (περὶ τούτου) βουλεύσασθαι. Sehr gut fügt die Vaticanische Handschrift αὐτοὺς, d. i. wir Oligarchen allein, hinzu; nicht so die eingeschloßnen Worte, welche den Sinn beschränken.

Die Gemeinde von der Regierung ausschließen — Ich lese πᾶσαι, nach Casaubons

Uebersetzung. Die gewöhnliche Lesart, πένεσθαι streitet geradezu mit dem Geiste des Oligarchismus, und was Coray zur Empfehlung derselben sagt, mag wohl bey dem Hochmüthigen Statt finden, welcher sich über die Aemter und Würden eines republicanischen Staates erhaben glaubt, aber gewiß nicht bey dem Oligarchen, welcher da, wo er immer seyn mag, alle Gewalt an sich zu ziehen sucht.

Entweder müssen diese Leute ꝛc. — Auch hier kommt uns die Lesart der Vaticanischen Handschrift trefflich zu Statten. Mit Hülfe derselben scheint diese in den übrigen Handschriften ganz verdorbene Stelle auf folgende Weise berichtigt werden zu können: καὶ ὑπό τινων ὑβριζόμενος [ἢ ἠτιμωμένος] εἰπεῖν, ὅτι ἢ τούτους οὐ δεῖ, ἢ ἐμὲ τὴν πόλιν οἰκεῖν. Ich habe nach τούτους die Verneinungspartikel eingeschaltet, deren Nothwendigkeit von selbst einleuchtet. Man wird finden, daß der Oligarche hier völlig den Ton hält, der seinem Charakter geziemt. Bemerkenswerth scheint mir übrigens die auffallende Aehnlichkeit dieser Rede mit einer Aeußerung des Philippos beym Demosthenes S. 113. Τοῦτο μὲν γὰρ, heißt es daselbst, Ὀλυνθίοις — εἶπεν, ὅτι δεῖ δυοῖν θάτερον, ἢ ἐκείνους ἐν Ὀλύνθῳ μὴ οἰκεῖν, ἢ αὐτὸν ἐν Μακεδονίᾳ. Zwar ist dieß eine von den Reden, welche man schon öfters gehört hat, und noch manchmahl hören wird. Allein wir werden den Verfasser, oder den Interpolator, welche beyde vielleicht dieß Mahl nur Einer sind, noch ein paar Mahle auf derselben Spur treffen; und dieß scheint mir für die Echtheit der Schilderung eben nicht das beste Zeichen.

Mit einer Tonsur auf der Scheitel. — μέσην κουρὰν κεκαρμένος, sagt die Urschrift. Die Ausleger wissen nicht, was sie aus dieser μέση κουρὰ

machen sollen; und Casaubon, welcher die Gelehrsamkeit, womit er die übrigen Schilderungen so reichlich ausstattete, den fünf letzten kärglicher zugetheilt hat, läßt uns hier zur Unzeit im Stiche. Uebrigens ist, wie ich denke, die μέση κουρά wohl keine andre, als welche diejenigen hatten, die Pollux IV. 139. μεσοκούρους nennt. Und von diesen sagt Salmasius *de caesarie virorum et mulierum coma* p. 171. Μεσοκούρους vocabant ad eumdem modum tonsos, ut hodie monachi tondentur, et pueri vocales, sive symphoniaci ecclesiastici.

Und stößt diese und ähnliche Klagen aus. — Die einstimmige Lesart der Handschriften, σοβεῖν τοὺς τοιούτους λόγους, kann nicht Statt haben, und wer sie mit Pauw und Fischer durch einen sensus praegnans rechtfertigen wollte, wodurch σοβεῖν die beyden Bedeutungen incedendi und jactandi vereinigen soll, der würde wohl um ähnliche Beyspiele nicht wenig verlegen seyn. Wer wird nicht lieber mit Casaubon σοβεῖν τ. τ. λόγους λέγων lesen wollen? Indessen kann mit einer leichtern Veränderung geholfen werden, wenn man ψοφεῖν, Statt σοβεῖν, liest. Jenes Wort, welches eigentlich ein Rauschen oder Knarren, besonders bey Eröffnung der Thüren bedeutet, wird in tropischem Sinn von hochtönenden Reden, womit im Grunde nichts gesagt ist, gebraucht. So finden wir beym Aristophanes *Ran.* 492. ψόφον τῶν ῥημάτων. Eine Menge von Beyspielen führt Valkenaer zu den Phönizierinnen des Euripides vs. 397. an, woselbst er, Statt des unstatthaften συνασοφεῖν, συμψοφεῖν liest. Eben so wird auch *crepare*, von den Lateinern gebraucht. Beym Horaz kommt es mehrmahls so vor. Und auch Lukrez sagt: II. 1164.

laudat fortunas saepe parentis;
Et crepat, antiquum genus ut pietate repletum
Perfacile angustis tolerarit finibus aevum.

Man sehe oben S. 457. die dritte Anmerkung, worin ich, Statt der verdorbnen Lesart ψηφῆσαι, ebenfalls ψοφῆσαι vorschlage. — Das zunächst folgende giebt die Vaticanische Handschrift mit einem Zusatz also: διὰ τοὺς συκοφάντας οὐκ οἰκητέον ἐστὶν ἐν τῇ πόλει.

Von dem Geschrey der Parteyen ꝛc. — Ich weiß wohl, daß diese Stelle gewöhnlich anders verstanden wird. Allein dieser Sinn schien mir dem Stolze des verwöhnten Oligarchen, welchen das forum insanum, so wie beynahe alles was ihn umgiebt, anekeln muß, ganz vorzüglich angemessen. Man erinnert sich hierbey leicht jener Stelle des Cicero pro *Arch.* 6. Quaeres a nobis Grati, cur tanto opere hoc homine delectemur? Quia suppeditat nobis, ubi et animus ex hoc forensi strepitu reficiatur, et aures convitio defessae conquiescant. — In der Vaticanischen Handschrift schließt sich hier folgender Zusatz an: καὶ ὡς θαυμάζω τῶν πρὸς τὰ καινὰ πρεσσόντων τί βούλονται· καὶ ὡς ἀχάριστόν ἐστι τοῦ νέμοντος καὶ διδόντος. Wenn man nun das Letztere mit Coray so ergänzt: καὶ ὡς ἀχάριστόν ἐστι ὁ δῆμος, oder τὸ πλῆθος, καὶ ὡς ἔστι τοῦ νέμοντος καὶ διδόντος, so heißt es: „Er begreife nicht, was diejenigen denken, welche dem gemeinen Wesen dienen: „beym Volke sey kein Dank zu erholen. Wer es „mit Wohlthaten und Geschenken erkaufe, dem stehe „es zu Diensten." Etwas ähnliches wird beym Demosthenes p. 1341. seq. gesagt; und eben so sagt Alkiphron I. 38. von den Hetären: ὡς πορναὶ, ὡς ἄπιστοι, ὡς πρὸς τὸ λυσιτελὲς βλέπουσαι μόνον, ὡς ἀεὶ τοῦ διδόντος etc.

Neben jedem Bettler und schmutzigen Kerl ꝛc. — Ungefähr dieselbe Sprache führt Meidas beym Demosthenes p. 574. und 578. von dem gemeinen Mann. Er nennt die πολλοὺς καθάρματα, πτωχοὺς, καὶ οὐδὲ ἀνθρώπους. — Die Vaticanische Handschrift fügt hinzu: καὶ εἰπεῖν· Πότε παυσόμεθα ὑπὸ λειτουργιῶν καὶ τριηραρχιῶν ἀπολλύμενοι. Man vergleiche damit Demosthenes p. 564.

Alles dieses Unheil ꝛc. — Daß in der Urschrift ἄϊτιον vermißt werde, hat Casaubon bemerkt: und eben dieses Wort steht in der Vaticanischen Handschrift nach γεγονέναι. Dann folgt noch diese Erweiterung: τοῦτον γὰρ ἐκ δώδεκα πόλεων καταγαγόντα λυθεῖσαι (λῦσαι) (τὴν) βασιλείαν, καὶ δίκαια παθεῖν πρῶτον γὰρ αὐτὸν ἀπολέσθαι ὑπ' αὐτῶν.

27.

rechts und linksum — μωνθάνειν ἐπὶ τὸ δόρυ καὶ ἐπὶ ἀσπίδα· also eigentlich, gegen den Speer, und gegen den Schild. Allein da der Soldat den Speer in der Rechten, den Schild in der Linken hielt, so kommt es auf Eines hinaus. Den Artikel, welcher in der Vaticanischen Handschrift vermißt wird, hat Herr Schneider anders gestellt. Er liest τὸ ἐπὶ δόρυ, welches ohne Zweifel die rechte Lesart ist. Die erwähnte Handschrift fügt hinzu: καὶ ἐπ' ὀυρανόν. Dafür giebt Herr Schneider ὀυραγόν, *versus eum, qui agmen ducit.* Malim tamen, sagt er, ἐπ' ὀυρά, und unstreitig ist dieß besser. So liest auch Coray, welcher beweist, daß dieß das eigentliche Kunstwort für die vollständige Wendung auf die entgegengesetzte Seite sey.

Uebrigens hat der Interpolator der Vaticanischen Handschrift, um die auffallende Dürftigkeit dieser

Schilderung zu erleichtern, sich in nicht geringe Kosten gesetzt, welche ihm aber die Kritik schwerlich Dank wissen wird. Καὶ ἐις ἡρῶα, so fährt er fort, συμβάλλεσθαι τοῖς μειρακίοις, λαμπάδα τρέχειν. Ἀμέλει δὲ κἄν που πληθῇ ἐις Ἡρακλεῖον, ῥίψας τὸ ἱμάτιον τὸν βοῦν αἱρεῖσθαι, ἵνα τραχηλίσῃ· καὶ προσανατρίβεσθαι εἰπὼν ἐις τὰς παλαίστρας. Καὶ ἐν τοῖς θαύμασι τρία ἢ τέτταρα πληρώματα ὑπομένειν, τὰ ἄσματα ἐκμανθάνων. Καί τελούμενος τῷ Σαβαζίῳ, σπεῦσαι ὅπως καλλιστεύσῃ (σει) τῷ ἱερεῖ. Καὶ ἐρῶν ἱέρας, καὶ χριοὺς προσβάλλων ταῖς θυ... πληγὰς εἰλικρῶς ὑπ' ἀντεραστοῦ δικάζεσθαι.

Und nun ersiens ein paar Worte zur Berichtigung der Stelle. Was ἡρῶα hier bedeuten soll, ob einen Tempel, oder ein Fest, das weiß ich so wenig zu sagen, als Herr Schneider. Vielleicht dürfte die wahre Lesart Ἑρμαῖα seyn. Dieß war ein Fest, welches von Knaben und Jünglingen in der Palästra gefeyert ward, und an welchem es besonders lustig zugieng. Um an diesen Lustbarkeiten Theil zu haben, zahlt der Opsimathe die Zeche. So verstehe ich συμβάλλεσθαι, mit Coray. Allein ein Gesetz, welches Aeschines adv. *Timarch.* p. 2. l. 31. seqq. anführt, verstattete keinem Erwachsenen den Zutritt. Daß dieses Verboth nicht unbedingt zu verstehen sey, ergiebt sich aus dem Lysis des Platon, wo Sokrates in mehrerer erwachsener Männer Gesellschaft an diesem Feste mit Jünglingen sich unterhält. Man sehe Herrn Schleiermachers Anmerkung I. Th. S. 387. f. — Das λαμπάδα τρέχειν bezieht sich auf die λαμπαδηδρομία, oder das Fackelrennen, welches bey mehrern Festen gewöhnlich war, und wobey man, um den Preis zu erhalten, im Laufe die Fackel, ohne zu erlöschen, zum Ziel bringen mußte. — Daß Statt εἰπών — εἰσιών, oder, wie Coray will,

ἀπιών; Statt παύεται, nach Herrn Schneider θεάται müsse gelesen werden, läßt sich kaum bezweifeln; und eben so wenig die von Herrn Schneider angeführten Verbesserungen eines Kunstrichters, welcher in der Jenaischen A. L. Z. Statt ἱέρας — ἑταίρας liest, das mangelhafte θυ... durch θύρας, καὶ ergänzt, und κοίτους von den Instrumenten versteht, womit die Thüren der Lustdirnen von den Liebhabern etwa gewaltsam erbrochen wurden. S. Horaz. Od. III. 26. und daselbst Bentley.

Dieses vorausgesetzt, würde nun die Stelle in der Uebersetzung ungefähr also lauten. „Er mischt „sich unter die Knaben, um an den Ergötzlichkeiten „der Hermäen Theil zu nehmen, und tritt als „Wettläufer beym Fackelrennen auf. Wenn er zu „einem Opfer in den Tempel des Herakles geladen „wird, so wirft er das Kleid von sich, und faßt „den Opferstier bey den Hörnern, um ihm den „Nacken rückwärts zu biegen. Auch die Palästra „besucht er, um sich mit den Kämpfern zu messen. „Wenn Schauspiele gegeben werden, so wohnt er „der dritten und vierten Vorstellung bey, um die „Gesänge im Gedächtnisse zu behalten. Wenn er „sich in die Geheimnisse des Sabazios einweihen „läßt, so giebt er sich Mühe, den Priester durch „seine Liebenswürdigkeit zu bezaubern. Als Lieb„haber stürmt er die Thüren der Buhlerinnen, wird „von einem Nebenbuhler abgepufft, und fordert „Genugthuung vor dem Richter."

Und braucht es wohl mehr, als einen Augenblick ruhiger Ueberlegung, um sich zu überzeugen, daß diese Stelle nicht von eben derselben Hand herrühren könne, welche die Schilderung der Opsimathie, nebst der Erklärung niedergeschrieben hat? In der That

ist es nicht der Opsimathe, sondern der senex stolide repuerascens, welcher in der erstern auftritt. Oder was hat es mit der Opsimathie, das heißt mit dem Lernen im Alter zu thun, wenn der alte Geck mit den Jünglingen zecht, den Opferstier bey den Hörnern hält, mit dem Priester, der ihn weihen soll, schön thut, und die Thüren der Buhlerinnen stürmt? Daß man, um zu beweisen, auch derjenige könne ὀψιμαθὴς heißen, welcher etwas, das man nicht zu lernen braucht, erst im Alter zu thun anfängt, sich auf den Cicero ad Paetum (Epp. ad div. IX. 20.) berufen werde, das erwarte ich nun nicht *). Die scherzhafte Laune, welche in der angeführten Stelle herrscht, kann einen Gebrauch dieses Wortes rechtfertigen, welchen die ernsthafte Rede weder kennen darf, noch kennt.

Will den schulgerechten Reiter machen — μελετᾷν ἱππάζεσθαι, nach der Verbesserung von le Clerc, welche durch die Vaticanische Handschrift bestätigt wird. Die übrigen haben ἀσπάζεσθαι. Eben dieser Codex bewährt in dem Folgenden eine zweyte Verbesserung des eben genannten Kritikers, κατεαγέναι, Statt der verdorbnen Lesart κατεσχέναι, wofür Casaubon minder glücklich κατεισχῦναι vorschlug. Beym Andokides *de myster.* Ed. Reisk. p. 29. wird folgende der unsrigen ganz ähnliche Stelle gelesen: ὕστερον δ' ἐγὼ μὲν ἐν Κυνοσάργει ἐπὶ πωλείου ὅ μοι ἦν, ἀναβὰς ἔπεσον, καὶ τὴν κλεῖν συνετρέβην, καὶ τὴν κεφαλὴν κατεάγην. — Nach κατεαγέναι, setzt die Handschrift hinzu: καὶ

*) In Epicuri nos adversarii nostri castra conjecimus. — Proinde te para, cum homine edaci tibi res est, et qui jam aliquid intelligat. ὀψιμαθεῖς autem homines scis quam insolentes sint. Dediscendae tibi sunt sportellae et artolagni tui.

ἑπτὰ δραχμὰς λιταῖς συναίγειν τοὺς μετ' αὐτοῦ συναύξοντας. So viel läßt sich von dieser verdorbenen Stelle errathen, daß von einem so genannten Pickenik, oder einem Gastmahle die Rede sey, wozu jeder Gesellschafter seinen Antheil giebt. Daher muß auch nach Corays, und Herrn Schneiders, Verbesserung ohne Zweifel συναύξοντας gelesen werden. Statt λιταῖς liest der letztere λίτραις. Λίτρα war eine kleine Münze von dem Werthe eines Obolos. S. Pollux VI. 173. 175. IX. 80. 81.

Nimmt zugleich mit seinen Söhnen Unterricht ꝛc. — καὶ διακονίζεσθαι [τῷ τῶν παίδων παιδαγωγῷ] Nach der Lesart der Vaticanischen Handschrift.

Und giebt so fort dem Lehrer ꝛc. — Ich ergänze mit Casaubon, καὶ διδάσκειν αὐτόν, welche Worte der Sinn zu erheischen scheint.

Wenn er von der Fechtschule ins Bad geht — Diese von den Auslegern übel verstandne Stelle hat Coray in das rechte Licht gestellt. Bey jedem Gymnasium war ein Bad, worin die Kämpfer sich von dem Oel und Sande reinigten. Der Opsimathe, welcher von den angestellten Uebungen den Kopf ganz voll hat, setzt sie auch da noch fort.

So ahmt er die Bewegungen ꝛc. — Ich habe hier, gleich andern Uebersetzern, meine Zuflucht zur Umschreibung nehmen müssen. Die Griechischen Worte, πυκνὰ τὴν ἕδραν στρέφειν, gestatten nicht wohl eine wörtliche Uebersetzung. — Noch hat die Vaticanische Handschrift folgenden weder auf den Zusammenhang, noch auf die Zeit, noch auf den Charakter des Opsimathen gut berechneten Zusatz: ὅπως πεπαιδεῦσθαι δοκῇ. Καὶ ὅτ' ἂν ὦσι γυναῖκες, μελετᾷ

ὀρχεῖσθαι αὐτὸς αὐτῷ τερετίζων. D. i. „Um sich als einen Mann zu zeigen, der etwas gelernt habe. In Gesellschaft von Damen, fängt er etwa an zu tanzen, indem er selbst zu dem Tanzschritt etwas trällert."

28.

Die Schmähsucht ist ein Hang — Die Urschrift sagt: Ἔστι δὲ κακολογία ἀγὼν τῆς ψυχῆς. Allein was soll das heißen? ἀγὼν τῆς ψυχῆς, so fragt mit Recht Casaubon. Zuerst schlug er vor, ἀγωγὴ τ. ψ. Nachher aber glaubte er ἀγῶνα ἐν λόγοις durch ἀγωνολογία erklären zu können, welches Wort er sich erinnerte beym Galenos gelesen zu haben. Der gelehrte Mann hat sich zur Unzeit durch seine Belesenheit von der rechten Spur ableiten lassen. Die Schwierigkeit liegt nicht in den Worten ἀγὼν ἐν λόγοις, sondern in der Verbindung derselben mit τῆς ψυχῆς, und man kann immer noch die Frage wiederholen: Was soll denn das heißen? ἀγωνολογία τῆς ψυχῆς. Casaubon war ohne Zweifel zunächst dabey, die wahre Lesart zu treffen, welche, wofern mich nicht alles täuscht, ἀγωγόν ist. Eben dieses Wort muß, nach meiner Ueberzeugung, auch dem Platon *de rep.* VII. Ed. Bip. T. VII. p. 142. wieder gegeben werden. Μάθημα heißt es daselbst, πρὸς τοιοῦτόν τι ἀγαθὸν οἷον σὺ νῦν ζητεῖς, οὐδὲν ἦν ἐν αὐτῇ. Statt ἀγαθόν, liest Eusebios ἀγόν. Aber die wahre Lesart ist ohne Zweifel ἀγωγόν. Man vergleiche, was auf der vorhergehenden Seite, ganz in derselben Beziehung, gesagt ist: Τί οὖν ἂν εἴη μάθημα ψυχῆς ὀλκὸν ἀπὸ τοῦ γιγνομένου ἐπὶ τὸ ὄν; ferner p. 144. ἃ γὰρ διαιροῦμαι παρ' ἐμαυτῷ ἀγωγά τε εἶναι καὶ μὴ etc. Deßgleichen p. 148. καὶ οὕτω τῶν ἀγωγῶν ἂν εἴη — —

ἐπὶ τὴν τοῦ ὄντος θέαν ἡ περὶ τὸ ἓν μαθησις. Ebend. ταῦτα δέ γε φαίνεται ἀγωγὰ πρὸς ἀλήθειαν.

So fängt er, wie ein Genealogist ꝛc. — Dieß hat der Vaticanische Interpolator klüger machen wollen. Οὐκοῦν δή, sagt er, καθάπερ γενεαλογοῦντες, πρῶτον ἀπὸ τοῦ γένους αὐτοῦ ἄρξομαι τούτου· ἔστι δὲ ἡ γενεαλογία ἥδε. „Vor allem will ich, wie die Genealogisten, von seiner Herkunft anfangen. Sein Ursprung ist nähmlich dieser." Durch diese Veränderung wird das, was, von dem Verfasser gesagt, ein wohl angebrachter Sarcasme ist, in dem Munde des Schmähsüchtigen eine bedeutungslose Plauderey, worin man den Charakter gänzlich verkennt.

Mit seinem wahren Nahmen Sosias ꝛc. — Sosias war bekanntlich ein Sclavennahme. Zuweilen veränderten die Sclaven, nachdem sie die Freyheit erlangt hatten, mit dem vorigen Stande zugleich den Nahmen. Aeschines der Redner, der Sohn eines Sclaven, welcher Tromes hieß, nannte, nachdem er selbst durch seine Beredsamkeit emporgestiegen war, seinen Vater Atrometos. S. Demosthenes pag. 270. Und beym Lukian ἀλεκτρ. kommt ein armer Schlucker vor, der, nachdem er eine reiche Erbschaft bezogen hat, nicht länger Simon, sondern Simonides heißen will.

Seine Mutter ist eine vornehme Thrakierin. — Die Thrakierinnen waren meistens als feile Dirnen bekannt, so daß es für einen Schimpf gehalten ward, eine Thrakierin zur Mutter zu haben. Sie scheinen durch feinere Anlagen vor andern Sclavinnen sich ausgezeichnet zu haben, was denn auch ihre kleinen Prahlereyen von vornehmer Herkunft, wo nicht erzeugt, doch begünstigt haben mag.

Wenigstens erscheint beym Platon Theât. Ed. Heind. p. 391. so eine Θεᾶττά τις ἐμμελὴς καὶ χαρίεσσα, welche den Thales, der in astronomische Beobachtungen vertieft, in einen Brunnen gefallen war, ganz artig aufzieht. — Da übrigens gesagt ist, wie der Vater heiße, so will der Vaticanische Interpolator nicht, daß die Mutter in etwas verkürzt werde. Er setzt hinzu: καλεῖται γοῦν ἡ Ψυχὴ Κρινοκόραξα. Ψυχὴ ist als Ausdruck der schmelzenden Zärtlichkeit aus dem Juvenal VI. 195. bekannt. Aber was ist Κρινοκόραξα? etwa ein Thrakisches Wort, wie Herr Schneider meint? oder soll es heißen, κρινοκορίσκη, Lilienmädchen?

Im Verfolge liest der Vaticanische Codex, Statt, ὡς ἐκ τούτων, richtiger ὡς ἐκ τοιούτων. Und nach μαστιγίας, fährt derselbe also fort: [Καὶ κακῶς πρός τινα εἰπεῖν, ἐγὼ δήπου τὰ τοιαῦτα οἶδα, ὑπὲρ ὧν σὺ πλανᾷς πρὸς ἐμέ.] Καὶ τούτοις διεξιὼν [φησὶν]. Αὗται αἱ γυναῖκες ἐκ τῆς ὁδοῦ τοὺς παριόντας [συν] αἱρπάζουσι· [καὶ οἰκία τὶς ἄυτη, τὰ σκέλη ἠρεῖσθαι· οὐ μὲν οἷον λῆρον ἐστι τὸ λεγόμενον, ἀλλ' ὥσπερ αἱ γυναῖκες ἐν ταῖς ὁδοῖς συνέχονται, καὶ τὸ ὅλον ἀνδρόλαλοί τινες, καὶ αὗται τὴν θύραν τὴν αὐλείαν ὑπακόουσι]. Es lohnt sich nicht, über diese, nicht minder wegen ihrer Obscenität, als wegen ihrer Verdorbenheit unübersetzliche Stelle etwas zu sagen. Ich begnüge mich zu bemerken, daß ein Gelehrter, welcher in der Bibliothek der schönen Wissenschaften 72. B. 1. Th. S. 99. Statt αἱ γυναῖκες — αἱ κύνες liest, die wahre Lesart ohne Zweifel getroffen habe. Nun ist auch die Bedeutung von συνέχονται klar, welches Herr Schneider in συνέρχονται verwandeln wollte. S. Ovid Art. am. II. 483. s.

Er giebt seiner Frau — Die Vaticanische Handschrift fügt hinzu: τάλαντα εἰσενεγκαμένη προῖκα,

ἐξ ἧς παιδίον αὐτῷ γέγονε. „Die ihm doch eine reiche Mitgabe zugebracht, und ein Kind gebohren hat.“ Und die Schilderung beschließt sie mit folgendem Zusatz: ἀποκαλῶν παῤῥησίαν καὶ δημοκρατίαν, καὶ ἐλευθερίαν, καὶ τῶν ἐν βίῳ ἡδιστα τοῦτο ποιῶν. Οὕτως ὁ τῆς διδασκαλίας (δυσκολίας?) ἐρεθισμένος (ἐρεθισμὸς) μανικοὺς καὶ ἐξεστηκότας ἀνθρώπους τοῖς ἤθεσι ποιεῖ. „Ein solches Betragen, welches seine liebste Beschäftigung ausmacht, nennt er Freymüthigkeit, demokratischen Geist, Offenheit. Auf einen solchen Grad kann diese menschenfeindliche Stimmung Kopf und Herz verdrehen.“

29.

In einer öffentlichen oder Privatsache — τοῖς ἡττημένοις, καὶ δημοσίους ἀγῶνας ὠφληκόσι. Amaduzzi, welcher ἀγῶνας certamina publica übersetzt, ist ganz irre. Ich verstehe zu ἡττημένοις — ἰδίαν δίκην im Gegensatz mit dem ὠφληκόσι δημοσίους ἀγῶνας. Die Redner unterscheiden genau: z. E. Demosthenes pag. 298. Coray faßt beydes zusammen. Er übersetzt: les personnes condamnées dans des actions publiques.

Rechtschaffenen Leuten ist er aufsätzig — Ich lese mit Coray: καὶ ἐπισκήψασθαι ὃς χρηστός ἐστι.

Wenn von einem Böses gesagt wird — In der Handschrift steht: ἐὰν βούλεταί τις εἰς π... Amaduzzi liest πονηρόν: dadurch aber ist wohl die Lücke noch nicht ergänzt. Uebrigens scheint der Zusammenhang auf den von mir ausgedrückten Sinn zu leiten.

Ein aufgeweckter Kopf — Die Handschrift sagt ἐνδοξον, ein Mann von sehr gutem Rufe.

Wie verträgt sich aber dieses mit dem, was früher gesagt ward? Ich lese mit Herrn Schneider ἐπιδέξιον. Aristoteles *de morib.* IV. 14. nennt ἐπιδεξιότης diejenige Tugend, welche zwischen der βωμολοχία und der ἀγροικότης, das heißt zwischen dem plumpen, ungezogenen Scherz, und der Austerität, welche keinen Scherz vertragen kann, das Mittel hält. Τοῦ ἐπιδεξίου, sagt er, ἐστὶ τοιαῦτα λέγειν καὶ ἀκούειν (ἐν παιδιᾶς μέρει) οἷα τῷ ἐπιεικεῖ καὶ ἐλευθέρῳ ἁρμόττει. Es ist dem Charakter des Philoponeros ganz angemessen, einen Menschen, dessen Moralität er nicht in Schutz nehmen kann, von Seite andrer Eigenschaften und Vorzüge zu rühmen, welche ihm einigen Werth geben können.

Ist er immer auf Seite der Sprecher — καὶ ἅπασι δὲ εἶναι τῷ ἐν ἐκκλησίᾳ λέγοντι. Auch hier irrt Amaduzzi, welcher auf eine unbegreifliche Weise ἅπασι für den accusativus pluralis hält, vom Sinn der Stelle weit ab. Herr Schneider hält λέγοντι für eingeschoben, und verbindet jene Worte mit χρινομένῳ. Allein offenbar will der Verfasser der Schilderung die Stimmung des Philoponeros, so wohl in der Volksversammlung bey öffentlichen Verhandlungen, als auch vor Gerichte bey Rechtsklagen bezeichnen. Demosthenes nennt an mehr als einem Orte die Volksredner schlechthin τοὺς λέγοντας. Leute von dem Gelichter unsers Philoponeros suchten, aus leicht begreiflichen Ursachen, mit diesen immer in gutem Vernehmen zu stehen. In der Rede adv. Aristogit. welche, wie Coray richtig bemerkt, der Verfasser des Philoponeros vor Augen gehabt zu haben scheint, kommt pag. 782. eine Stelle vor, welche auf die unsrige so ziemliches Licht wirft. Λοιδορούμενος γὰρ, heißt es, ἐν ταῖς ἐκκλησίαις, καὶ προπετῶς ἅπασι προσ-

κρούων — — δίκην λαμβάνει συκοφαντῶν, ἐισπράττων, αἰτῶν ἀργύρια, οὐχὶ μὰ Δία τοὺς λέγοντας, οὐ· οὗτοι γὰρ ἐπίστανται τούτῳ συνδιαβαπτίζεσθαι, ἀλλὰ τοὺς ἰδιώτας, καὶ τοὺς ἀπείρους.

Dieser Mann ist der Hund ꝛc. — καὶ φῆσαι αὐτὸν κύνα εἶναι τοῦ δήμου. Diese Worte scheint der Verfasser in der That, wie Coray bemerkt, nicht ohne Rücksicht auf folgende Stelle der Rede adv. Aristogit. p. 782. geschrieben zu haben. Τίς οὖν οὗτός ἐστι; κύων νὴ Δία, φασί δήμου· ποδαπός; οἷος οὓς μὲν αἰτιᾶται λύκους εἶναι, μὴ δάκνειν· ἃ δέ φησι φυλάττειν πρόβατα, αὐτὸς κατεσθίειν. Zwar war diese Vergleichung den Alten sehr geläufig, wie ähnliche Stellen beweisen, welche man beym Xenophon Ἀπομν. II. IX. 2. bey Platon *de rep.* III. Ed. Bip. p. 321. und beym Plutarch Demosth. Ed. Bryan. p. 430. findet. Allein die Aehnlichkeit der angeführten Stelle mit der unsrigen ist gleichwohl zu auffallend, als daß man sie für zufällig halten könnte.

Und als Ankläger ꝛc. — Coray übersetzt: Quand il juge une affaire. Allein der Richter hat keine Gegenpartey, es wäre denn daß man diejenige Partey abusive so nennen wollte, welcher ein parteyischer Richter ungeneigt ist. Der Philoponeros erscheint hier als Ankläger, der alles, was der Beklagte zu seiner Rechtfertigung sagt, boshafter Weise zu verdrehen sucht. Auf diesen etwas seltnern Gebrauch von κρίνειν und κρίσις, welchen Muret, und nach ihm Taylor ad Lycurg. T. IV. p. 137. seq. erwiesen haben, hat Herr Wolf ad Lept. p. 306. neuerdings aufmerksam gemacht.

30.

[Wenn er Wein verkauft ꝛc.] — Diese und andre von mir eingeschlossene Stellen hat der

Vaticanische Codex diesem Charakter einverleibt. Die übrigen Handschriften fügen sie der Schilderung des Schamlosen bey, wo sie durchaus nicht an ihrem Orte stehen.

Ins Schauspiel geht er ꝛc. — Durch Hülfe der Vaticanischen Handschrift wird diese, in den übrigen sinnlose, Stelle so berichtigt: Καὶ ἐπὶ θέαν τηνικαῦτα πορευεσθαι, ἄγων τοὺς υἱεῖς κ. τ. λ. Statt ἄγων lesen alle Handschriften ἀπιών. Jenes ist Verbesserung von Gale, welche durch eine ganz ähnliche Stelle des 9. Cap. woher der Verfasser diesen Zug geborgt zu haben scheint, Bestätigung erhält. Καὶ ξένοις, heißt es daselbst, αὐτοῦ θέαν ἀγοράσας, μὴ δοὺς τὸ μέρος θεωρεῖν· ἄγειν δὲ καὶ τοὺς υἱεῖς τὴν ὑστεραίαν.

Und reicht ihm seinen Unterhalt ꝛc. — Nach der Lesart der Vaticanischen Handschrift: καὶ ἐλαχίστα ἐπιτήδεια (τῶν) ἄλλων παρέχειν. Den Artikel hat Herr Schneider beygefügt.

Das muß man theilen, u. s. w. — Hier stehen die Worte καὶ τὰ τοιαῦτα (so liest nähmlich die Vaticanische Handschrift, nicht τὰ δὲ δὴ τοιαῦτα, wie andre,) an ihrer eigentlichen Stelle, von welcher sie durch das folgende Einschiebsel verdrängt wurden. Ueber den Sinn dieser auch hier von den Auslegern nicht verstandenen Formel habe ich mich zum 19. Cap. erklärt.

Mit einem Pheidonischen Maße — Ich bleibe bey der gewöhnlichen Lesart: Φειδωνίῳ μέτρῳ. Strabo nennt ausdrücklich ein Maß, welches von dem Argivischen König Pheidon so hieß. Καὶ μέτρα ἐξεῦρε, sagt er, τὰ Φειδώνια καλούμενα. Und Pollux X. 179. Εἴη δ' ἂν καὶ Φείδων τι ἀγγεῖον ἐλαιηρὸν, ἀπὸ τῶν Φειδωνίων μέτρων ὠνομασμένον. Man sehe auch Alkiphr.

III. 34. woselbst dieser Pheidon als μικρολόγος taxiert wird, nebst Berglers Anmerkung. Dieses Maß mag also um etwas kleiner gewesen seyn, als dasjenige, welches zu Athen gebräuchlich war. Die Vaticanische Handschrift allein liest, seltsam genug, φειδωμένω μίτρω. Dieß soll ein Sparmaß heißen. Aber wenn der Verfasser dieß sagen wollte, so mußte er vielmehr φειδωλῷ μέτρῳ schreiben, wie Alkiphron III. 57.

Was er von einem Freunde ꝛc. — Ich übersetze nach der durch den Vaticanischen Codex ergänzten, und von Fischer und Coray berichtigten Lesart: ὑποπρίασθαι φίλου δικοῦντος πρὸς τρόπου πωλεῖν, καὶ λαβὼν ἀποδόσθαι.

Eine Schuld von vierzig Minen — Die gewöhnliche Lesart ist, χρέος — τριάκοντα μνῶν, Eine Schuld von dreißig Minen. Warum zieht nun der Geitzhals von diesen dreißig Minen nicht mehr noch weniger als vier Drachmen ab? Schwerlich läßt sich auf diese Frage eine genügende Antwort ausmitteln. Liest man hingegen τεττταράκοντα (welches Sylburg aus der Lesart der Camotischen Ausgabe sinnreich herausgefunden hat: S. Fischers Anm.) so zeigt sich ein ordentliches Verhältniß zwischen der Schuld und dem Abzug. Die Mine hält hundert Drachmen, also 40 Minen 4000 Drachmen; folglich wird von jedem Tausend Eine abgezogen.

Wenn seine Söhne durch Krankheit gehindert werden ꝛc. — In der Urschrift wird diese Stelle so gelesen: Καὶ τῶν υἱῶν δὲ μὴ πορευομένων εἰς τὸ διδασκαλεῖον τὸν μῆνα ὅλον διὰ τὴν ἀῤῥωστίαν, ἀφαιρεῖν τοῦ μισθοῦ κατὰ λόγον· καὶ τὸν Ἀνθεστηριῶνα μῆνα μὴ πέμπειν αὐτοὺς εἰς τὰ μαθήματα, διὰ τὸ θέας εἶναι πολλάς,

ὅσα μὴ τὸν μισθὸν ἐστίν. Sehr richtig hat Herr Nast gefühlt, daß es mit den Worten τὸν μῆνα ὅλον hier nicht recht fort will. Fürs erste muß sichs ja recht sonderbar fügen, wenn die Kinder gerade einen ganzen Monath krank seyn sollen. Und warum denn sollen sie es? Damit der Geitzhals diesen Monath dem Lehrer abziehen könne? Wie nun: wenn sie ein paar Tage früher wieder gesund werden; wird er es da nicht thun? Zweytens liegen auch die Worte κατὰ λόγον in dieser Verbindung nicht so ganz recht. Sie deuten auf etwas unbestimmtes hin; und hier ist die Zeit aufs genauste bestimmt. Das wenigste was sich davon sagen läßt, ist dieses, daß sie völlig entbehrlich sind. Gleichwohl würde ich die Worte τὸν μῆνα ὅλον nicht mit Herrn Nast ausstoßen. Man setze sie an die rechte Stelle, und lese: καὶ τὸν Ἀνθεστηριῶνα τὸν μῆνα ὅλον etc. so wird von beyden Seiten geholfen seyn. Denn jetzt werden die Worte κατὰ λογὸν unentbehrlich; und die Worte τὸν μῆνα ὅλον thun an dieser Stelle ganz besondre Wirkung. Der Geitzhals bricht dem Lehrer, so oft seine Kinder Krankheit halber die Schule nicht besuchen können, je nach dem Verhältnisse des versäumten Unterrichtes, an seinem Lohne ab: und im Anthesterion, auf welchen mehrere Feyertage fallen, behält er die Kinder den ganzen Monath über zu Hause. In der Rechnung des Elenden überschlägt das ersparte Lehrgeld einiger Tage den Nachtheil des versäumten Unterrichtes von einem ganzen Monath um vieles. — Wenn man übrigens diese Stelle mit dem oben S. 454. angeführten Zusatz der Vaticanischen Handschrift vergleichen will, so wird man finden, daß die Aehnlichkeit zwischen Zwillingen nicht größer seyn könnte.

So ist er im Stande, seinen Beytrag ꝛc. — ὑποθεῖναι τῶν παρ' ἑαυτῷ διδομένων κ. τ. λ. Coray liest, ὑπεκθεῖναι — παρ' αὐτῶν, und übersetzt: il soustrait une partie du bois, des lentilles — — que les convives ont déposées chez lui. Ich lese ἀνθεῖναι, und mit Herrn Schneider παρ' ἑαυτοῦ, und übersetze nach seiner Erklärung, welche durch folgende Stelle aus Casaubons Commentar zum Athenäos VIII. fin. Bestätigung erhält: Athenis et in reliqua Graecia — corollas et unguenta dare munus erat convivatoris, sive illius, in cujus aedibus coenabatur: caetera afferebantur a singulis convivantium in commune. Scholiastes Aristophanis, οἱ καλοῦντες ἐπὶ δεῖπνον, στεφάνους, καὶ μύρα, τραγήματα, καὶ ἄλλα τινα τοιαῦτα παρετίθεσαν· οἱ δὲ καλούμενοι ἔφερον ἐψήματα, καὶ κίστην (hacc est cista ὀψοφόρος sive δειπνοφόρος) καὶ χοᾶ.

Entlehnt er gerne solche Dinge ꝛc. — Z. E. Salz, Dochten, Kümmel und andre Kleinigkeiten, deren eine von dem Verfasser benutzte Stelle im Knicker Cap. 10. erwähnt.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Theophrastus,

Theophrast's Characterschilderungen

München 1810
Bibl.Mont. 334
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10712130-9